



BAND 66

## «Pamiętniki» Erfahrungen von LGBT+ in Polen

Herausgegeben von der Heinrich-Böll-Stiftung



## «PAMIĘTNIKI»



**HEINRICH BÖLL STIFTUNG  
SCHRIFTEN ZUR DEMOKRATIE  
BAND 66**

# **«Pamiętniki»**

Erfahrungen von LGBT+ in Polen

**Herausgegeben von der Heinrich-Böll-Stiftung**



Diese Publikation wird unter den Bedingungen einer Creative-Commons-Lizenz veröffentlicht: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de> Eine elektronische Fassung kann heruntergeladen werden. Sie dürfen das Werk vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen. Es gelten folgende Bedingungen: Namensnennung: Sie müssen angemessene Urheber- und Rechteangaben machen, einen Link zur Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden. Diese Angaben dürfen in jeder angemessenen Art und Weise gemacht werden, allerdings nicht so, dass der Eindruck entsteht, der Lizenzgeber unterstütze gerade Sie oder Ihre Nutzung besonders. Nicht kommerziell: Sie dürfen das Material nicht für kommerzielle Zwecke nutzen. Keine Bearbeitungen: Wenn Sie das Material remixen, verändern oder darauf anderweitig direkt aufbauen, dürfen Sie die bearbeitete Fassung des Materials nicht verbreiten.

«Pamiętniki» – Erfahrungen von LGBT+ in Polen

Band 66 der Schriftenreihe zur Demokratie

Herausgegeben von der Heinrich-Böll-Stiftung

Übersetzung aus dem Polnischen: Agnieszka Grzybkowska

Gestaltung: feinkost Designnetzwerk, C. Mawrodiew (basierend auf Entwürfen von State Design)

Druck: ARNOLD group, Großbeeren

Cover-Foto: Anna Liminiowicz – The New York Times/Redux/laif

ISBN 978-3-86928-255-8

Die in dieser Publikation vertretenen Positionen sind nicht zwangsläufig die der Stiftung.

Wenn nicht anders angegeben, stammen die erklärenden Fußnoten in den Beiträgen von Lukasz Mikolajewski und Piotr Laskowski.

Bestelladresse: Heinrich-Böll-Stiftung, Schumannstr. 8, 10117 Berlin

**T** +49 30 28534-0 **F** +49 30 28534-109 **E** buchversand@boell.de **W** www.boell.de

# INHALT

Vorwort	7
Einleitung	9
<b>«ANONYM»</b> <i>Nichtbinäre Person, bisexuell, geboren 1999 in Białystok, lebt in der Dreistadt Danzig/Sopot/Gdynia.</i>	21
<b>MARCIN</b> <i>Geboren 1995 in einer Kleinstadt im Südwesten Polens, homosexueller Cis-Mann, lebt heute in Warschau.</i>	36
<b>ADA ŁANIEWICZ</b> <i>Geboren 1960 in einer Stadt mit mehr als 50.000 Einwohnern der heutigen Woiwodschaft Łódź, Cis-Frau, lesbisch, lebt in einer Großstadt.</i>	48
<b>TOSIA</b> <i>Geboren 1976 in Cieszyn. Transfrau, lesbisch. Lebt in Wisła.</i>	81
<b>ALEKSANDRA PUCIŁOWSKA</b> <i>Autorin, Start-up-Mitarbeiterin und Katzenmama. Geboren Ende der 1980er Jahre in Stargard. Lebt in Berlin.</i>	94
<b>MAX PIEKART</b> <i>Homosexueller Cis-Mann, geboren 1993 in Siedlce, lebt in Warschau.</i>	98
<b>LUCJUSZ T. OLSZEWSKI</b> <i>2000 geboren, aufgewachsen in einer kleinen Stadt in der Woiwodschaft Kujawien-Pommern, Transmann. Lebt und studiert in der Woiwodschaft Großpolen.</i>	147



# VORWORT

Über die LGBT+-Community in Polen wird in Medien viel berichtet – der Grund ist allerdings nicht erfreulich, denn das Interesse ist nicht zuletzt durch die staatliche Verletzung der Rechte der LGBT+ in Polen bedingt. Viel seltener erfahren wir von persönlichen Geschichten und Gefühlswelten der Personen, wie sie hier in einer kleinen Auswahl aus Tagebüchern («Pamiętniki») zu finden sind. Zum ersten Mal erscheinen sie in deutscher Sprache. Sie wurden 2020 im Rahmen eines einmaligen Wettbewerbs eingereicht, der vom Research Centre for LGBT+-History and Identities am Institut für Angewandte Sozialwissenschaften der Universität Warschau gemeinsam mit der Heinrich-Böll-Stiftung in Polen veranstaltet wurde. An dem Wettbewerb nahmen 184 Menschen aus beinahe allen Regionen Polens teil, auch abseits großer Städte.

LGBT+-Liebe ist in Polen immer noch ein Tabu. Das leise Flüstern von Verwandten beim Weihnachtsessen, die bissige Bemerkung von jemandem, der einer nicht heteronormativen Person auf der Straße begegnet, die Beschimpfungen, der abschätzende Blick eines Nachbarn oder der Rauswurf aus dem Haus durch einen Vater, der das nicht normgerechte Aussehen des Kindes missbilligt – all das sind Formen der Ausgrenzung und Diskriminierung von LGBT+. Dazu kommt die systemische Ausgrenzung durch den Staat und die Institutionen: Rechte von LGBT+ werden strukturell unterdrückt. Polnische LGBT+-Organisationen sind alarmiert, weil das Ausmaß von Ungleichheit und Diskriminierung zunimmt. Sie finden Anzeichen für die Verschlechterung der Situation von LGBT+-Menschen auf unterschiedlichen Ebenen der staatlichen und kommunalen Verwaltung. Dies bestätigt auch das ILGA-Europa-Ranking, in dem Polen seit 2020 den letzten Platz unter den EU-Ländern einnimmt. Die Ausgrenzung durch staatliche Institutionen scheint die Ausgrenzung und gar den Hass der Gesellschaft, der Familie und der Kirche zu legitimieren.

Es hat in den letzten Jahren mehrere Versuche in verschiedenen Regierungskonstellationen gegeben, Lebenspartnerschaften zu legalisieren, aber alle Gesetzentwürfe wurden im polnischen Parlament abgelehnt. Im Alltag heißt das für LGBT+, dass sie im Krankenhaus nicht erfahren, wie es ihren Liebsten geht, dass gleichgeschlechtliche Paare ihre Steuern nicht gemeinsam begleichen können oder voneinander erben dürfen. Intersexuelle Menschen werden weiterhin ohne ihre Einwilligung irreversiblen medizinischen Eingriffen unterzogen. Der geschlechtsangleichende Prozess in Polen ist langwierig und kostspielig – es müssen beispielweise die eigenen Eltern verklagt werden, um das neue Geschlecht rechtlich anerkannt zu bekommen. Rechtlich wirksame Mechanismen gegen Diskriminierung aufgrund der sexuellen oder der Geschlechtsidentität sind nur in

Bezug auf Beschäftigung und Beruf vorgesehen. Es gibt kein einheitliches System, um Hassrede und Hassverbrechen zu erfassen, obwohl ein Anstieg von LGBTQ+-feindlichen Gewalttaten beobachtet wird. Gewalt und strukturelle Diskriminierung treffen auch Aktivist\*innen und Organisationen, die sich für die LGBTQ+-Rechte einsetzen; Handlungsspielräume für die Zivilgesellschaft werden zunehmend eingeschränkt. Im Jahr 2021 wurde von der Europäischen Kommission ein Vertragsverletzungsverfahren gegen Polen eingeleitet, der Grund dafür waren die im Zuge der Einführung einer Familiencharta entstandenen sogenannten «LGBTQ-freien Zonen» – die Kommission geht davon aus, dass sie die Rechte von LGBTQ+ womöglich verletzen.

Die hier präsentierte Auswahl an Erinnerungen kann nur erste Einblicke in die Perspektiven von nicht heteronormativen Menschen in Polen geben. Es sind sieben Geschichten, die nach eigenen Regeln erzählt werden. Sie veranschaulichen, wie vielfältig die Strategien sind, LGBTQ+-Identitäten zu bilden und zu erfahren. Aufwachsen, Ausbildung, Beruf, Liebe und Beziehungen finden ihren Platz in diesen Texten, die unterschiedliche Lebensentwürfe zeigen und mit ihrer Ehrlichkeit und lebhaftem Sinn für Humor überraschen. Die Autor\*innen lassen uns den jugendlichen Leichtsinn und das Glück der ersten Liebe erleben, den Schmerz des Alltags, den Hass und die Gewalt. Das Bild, das sie zeichnen, ist erschreckend und hoffnungsvoll zugleich, ein Zeugnis für einen starken Willen und den Kampf um die eigene Identität. Die Tagebücher erzählen von großer Einsamkeit, aber auch Entschlossenheit, selbstbestimmt zu leben. Sie zeugen vom Entstehen neuer Gemeinschaften, die auf Solidarität und gegenseitiger Sorge beruhen.

Was die Autor\*innen verbindet, ist die Erfahrung der Ausgrenzung und Diskriminierung. Diese Erfahrung wird oft zur ersten Motivation, die eigene Stimme hörbar zu machen – und zum Beispiel ein Tagebuch zu schreiben.

Als Heinrich-Böll-Stiftung sehen wir das Engagement für die LGBTQ+-Rechte als unseren Auftrag. Er ergibt sich aus der Notwendigkeit, überall für Menschenwürde, Gleichheit und Demokratie einzustehen.

Lassen Sie uns einen Moment innehalten und den hier dokumentierten, sehr persönlichen Geschichten zuhören.

Warschau/Berlin, im Dezember 2022

Joanna Maria Stolarek

*Leiterin des Warschauer Büros der Heinrich-Böll-Stiftung*

# EINLEITUNG

Die sieben Erinnerungstexte, die sieben Lebensgeschichten, die dieses Buch ausmachen, wurden bei einem im Jahre 2020 ausgeschriebenen Autobiografie-Wettbewerb eingereicht, der von der am Institut für Angewandte Sozialwissenschaften der Universität Warschau tätigen Werkstatt zur Erforschung der Geschichte und Identität von LGBT+-Gemeinschaften in Kooperation mit der Heinrich-Böll-Stiftung in Warschau ausgeschrieben wurde. Der Wettbewerb wurde von der Tradition soziologischer Autobiografie-Wettbewerbe inspiriert, die sich in Polen in der Zwischenkriegszeit entwickelte. Damals war es dem Institut für Sozialökonomie gelungen, mehrere hundert Autobiografien zu sammeln und zu veröffentlichen, die von Menschen geschrieben worden waren, deren Stimmen zuvor kein Gehör gefunden hatten: Arbeitslose während der Weltwirtschaftskrise, Bauern und Emigranten. Die Anthologien mit diesen Autobiografien sind bis heute Klassiker der polnischen Soziologie. Zur gleichen Zeit organisierte das Jüdische Forschungsinstitut in Vilnius (YIVO) eine Reihe von Wettbewerben, die jüdische Jugendliche dazu ermutigen sollten, ihre Erinnerungen aufzuschreiben, ihre Träume und Lebensschwierigkeiten zu Papier zu bringen und so zur Schaffung einer kostbaren Sammlung von Texten beizutragen. Als historische Quelle sind sie heute von unschätzbarem Wert, denn mit ihrer Hilfe können wir die Perspektive von heranwachsenden Angehörigen jener Minderheiten einer Gesellschaft verstehen, denen die Mehrheit viele Rechte vorenthielt.

«Schämt Euch nicht für das, was Ihr durchgemacht habt. Sprecht es kühn geradeheraus. Schreibt aufrichtig, von Herzen, als ob Ihr Eure Sorgen Eurem engsten Freund mitteilen würdet» – mit diesen Worten wandten sich die Organisatoren eines Memoiren-Wettbewerbs in den 1930er Jahren an polnische Emigranten, während die Forscher von YIVO die an ihren Wettbewerben teilnehmenden Jugendlichen wie folgt zu überzeugen trachteten: «Glaubt bitte nicht, dass ‹kleine Dinge› nicht wichtig sind». Des Weiteren hielten sie die Autorinnen und Autoren der Erinnerungstexte dazu an, sich in ihren Beschreibungen auf Einzelheiten aus ihrem Leben und ihrer unmittelbaren Umgebung zu konzentrieren und ihnen den Vorzug vor allzu vagen Aussagen zu geben. In ähnlicher Weise haben wir bei der Ankündigung des Wettbewerbs für die Erinnerungstexte von Personen aus LGBT+-Gemeinschaften versichert, dass «es keine unwichtigen Erlebnisse gibt». Getreu dem Motto «Schreiben wir unsere Geschichte auf!» brachten wir unsere Überzeugung zum Ausdruck, dass eine der wichtigsten Arten für das Schreiben queerer Geschichte – wie bei jeder anderen Geschichte von Minderheiten auch – darin besteht, einen Raum zu schaffen, in dem Erfahrungen, die zum Schweigen gebracht, unterdrückt oder mit einem Schleier von Abneigung und Stereotypen bedeckt wurden, Widerhall finden.

Einen Raum, in dem Menschen, denen nicht zugehört wird, zu ihren eigenen Bedingungen sprechen, einen Text in der ihnen gemäßen Länge schreiben und sich auf Themen konzentrieren können, die ihnen wichtig erscheinen – und all das zum Schluss mit ihrem Namen oder einem selbstgewählten Pseudonym (oder eben auch gar nicht) unterschreiben. Und obwohl wir der Ankündigung eine Liste mit Fragen beigefügt haben, die ggf. beim Verfassen des Textes hilfreich sein würden, haben wir Sie gleichzeitig ermutigt, diese Fragen einfach zu ignorieren, falls ihnen andere interessanter erscheinen würden. Dieser Wettbewerb sollte als Gelegenheit verstanden werden, die eigene Geschichte so zu erzählen, wie es den Autor\*innen entsprach – auf ganz eigene Art und Weise.

Als wir diesen Wettbewerb am 1. Juni 2020 zusammen mit der Heinrich-Böll-Stiftung in Warschau auslobten, gingen wir von der Annahme aus, dass die Zeit der Pandemie und der anhaltenden Lockdowns der für das Schreiben erforderlichen Selbstreflexion förderlich sein würde – gleichwohl wussten wir zu diesem Zeitpunkt noch nicht, dass die darauffolgenden Monate, in der die Erinnerungen aufgeschrieben und an uns gesendet wurden, mit jenen turbulenten Ereignissen zusammenfallen würden, die in vielerlei Hinsicht wegweisend für die Geschichte von Personen aus LGBT+-Gemeinschaften werden sollten. Obwohl Homophobie bereits seit Anfang 2019 zunehmend als politischer Treibstoff erprobt worden war, gingen entsprechende Aktionen damals in erster Linie auf das Konto von Kommunalpolitikern, Bischöfen und katholischen Organisationen, während Gewaltakte von rechten Schlägertrupps verübt wurden. Demgegenüber griffen im Präsidentschaftswahlkampf 2020 auch Vertreter höchster staatlicher Stellen auf eine offen homophobe und transphobe Sprache zurück, und Polizeikräfte wendeten unrechtmäßig körperliche Gewalt an (vgl. dazu ausführlicher die weiteren Abschnitte dieser Einleitung). Bereits am 10. Juni kündigte der sich zur Wiederwahl stellende Staatspräsident Andrzej Duda von der Partei Recht und Gerechtigkeit (Prawo i Sprawiedliwość, PiS) an, dass der Kampf gegen eine nicht näher bezeichnete «LGBT-Ideologie» und die Einführung eines «Verbots der Propagierung der LGBT-Ideologie an öffentlichen Orten» einer der wichtigsten Punkte auf seiner Agenda sein werde.

An diese Ankündigungen bei einer Wahlkampfveranstaltung am 13. Juni anknüpfend, führte er aus: «Man will uns einreden, dass es hier um Menschen geht, aber das ist doch schlicht eine Ideologie.» Seine politischen Bündnispartner überboten sich geradezu mit hasserfüllten Parolen, die die Präsidentschaftswahl auf beispiellose Weise zu einer Art Referendum über den Platz für Angehörige der LGBT+-Gemeinschaften in Polen umfunktionierten: Joachim Brudziński, MdEP (PiS), schrieb: «Polen ist ohne LGBT am schönsten», und der polnische Parlamentsabgeordnete Przemysław Czarnek (ebenfalls PiS) wurde noch deutlicher: «Beenden wir die Diskussion über diese LGBT-Abscheulichkeiten, Homosexualität, Bisexualität, Gleichstellungsparade [...] Lasst uns die Familie vor dieser Art von Verdorbenheit, Verführung und absolut unmoralischem Verhalten beschützen. Verteidigen wir uns gegen die LGBT-Ideologie und hören wir auf damit, uns diese Idiotie über irgendwelche Menschenrechte oder Gleichberechtigung anzuhören. Diese Menschen sind normalen Menschen nicht ebenbürtig, diese Diskussion muss aufhören.»

Im Herbst 2020, wenige Tage vor Ablauf der Frist für unseren Wettbewerb, erhielt Czarnek im Gegenzug für diese Worte die Nominierung für das Amt des Ministers für Bildung und Wissenschaft, das er bis heute innehat.

Die homophoben und transphoben Slogans von Staatspräsident Duda, die von seinen Anhängern weiter verschärft und geradezu ad absurdum geführt wurden, haben – wie nie zuvor in Polen – die Hauptachse der politischen Debatte bestimmt. So veranlassten sie etwa den wichtigsten Gegenkandidaten, Rafał Trzaskowski von der liberal-konservativen Bürgerplattform (Platforma Obywatelska, PO), dazu, seine diesbezüglichen Aussagen während des Wahlkampfs zu dämpfen. Trzaskowski, der im Februar 2019 als neu gewählter Stadtpräsident von Warschau eine Unterstützungserklärung für die Mitglieder der LGBT+-Gemeinschaften unterzeichnet hatte, vermied es während des Präsidentschaftswahlkampfs von 2020, das Akronym LGBT zu benutzen. Zudem erklärte er kurz vor der zweiten Wahlrunde, ganz im Gleichschritt mit Duda, er sei gegen die Adoption von Kindern durch gleichgeschlechtliche Paare – allerdings sprach er sich im Gegensatz zu Duda gegen die Aufnahme dieses Verbots in die Verfassung aus.

So bewegend dieses bittere Wahlspektakel und die von beiden großen politischen Parteien formulierte Ankündigung einer weiteren – mehr oder weniger schwerwiegenden – Diskriminierung für Menschen aus dem LGBT+-Umfeld in Polen auch gewesen sein mag: der Sommer 2020 stellt aus einem anderen Grund einen Umbruch dar. Entgegen den eigentlichen Absichten der Regierenden offenbarten die damaligen Ereignisse geradezu die Stärke der LGBT+-Bewegung in Polen. Zudem bewirkten sie eine bedeutsame Veränderung, denn das Tabu bzw. die bis dato äußerst wirkmächtige Verschwörung des Schweigens hinsichtlich der Existenz von Nicht-Heteronormativität und Nicht-Cisnormativität brach in sich zusammen. In dieser Zeit der Krise wurde vielen Menschen bewusst, dass es nicht nur notwendig war, sich gegen die brutale Homophobie der Behörden zu wehren; vielmehr wurde deutlich, dass es jetzt kein Zurück zum alten Zustand mehr geben konnte, der seit der politischen Transformation in den 1990er Jahren Bestand hatte. Der Boden für die schmerzhaften Ereignisse des Jahres 2020 wurde durch Entscheidungen aller politischen Lager bereitet, die Polen seit über 30 Jahren regieren. Die Liste ihrer Verfehlungen ist lang. An erster Stelle ist hier die Auslassung der sexuellen Orientierung in den Antidiskriminierungsbestimmungen der im Jahre 1997 verabschiedeten Verfassung zu nennen. Sie enthält überdies einen unter dem persönlichen Druck von Johannes Paul II. zustande gekommenen Artikel<sup>1</sup>, der den Schutz der Ehe als einer Vereinigung zwischen einer Frau und einem Mann vorsieht (wobei diese Bestimmung nicht eindeutig ist, denn es ist unklar, ob sie die Möglichkeit gleichgeschlechtlicher Ehen kategorisch ausschließt oder «lediglich» den Schutz heterosexueller Ehen vorsieht). Nicht unerwähnt bleiben

---

1 Im Jahre 1994, als die neue polnische Verfassung vorbereitet wurde, schrieb Johannes Paul II. in dem Brief «*Gratissimam sanę*» an die Familien: «Die Kirche schützt die Authentizität menschlicher Familien und ruft die zuständigen Institutionen, insbesondere Parlamente und Staaten sowie internationale Organisationen, dazu auf, nicht der Versuchung einer scheinbaren Modernität zu erliegen.»

soll auch die erzwungene Zustimmung der Europäischen Union zur Nichtanwendung (sog. Opt-out) von einigen Bestimmungen der EU-Grundrechtecharta in Polen, die Teil des Vertrags von Lissabon zur Reform der Europäischen Union ist.

Fast kein Rechtsakt verteidigte Menschen aus den LGBT+-Gemeinschaften, als Andrzej Duda seine homophobe und transphobe Kampagne startete. Das Diskriminierungsverbot aufgrund der sexuellen Orientierung findet sich nicht in den Antidiskriminierungsbestimmungen der Bildungs- und Mediengesetzgebung. Der einzige Rechtsakt, der die Diskriminierung von Menschen aus LGBT+-Gemeinschaften verbietet, ist das Arbeitsgesetzbuch – und dies ist der Intervention eines Vertreters der Europäischen Union, Günter Verheugen, zu verdanken, der mit einem Abbruch der Beitrittsverhandlungen drohte, falls keine derartige Bestimmung eingeführt würde. Der verfassungsrechtliche Schutz der Ehe wurde als Argument gegen die Formalisierung von Lebenspartnerschaften angeführt (angekündigt im Jahre 2003, im Zeitraum 2012–2015 wurden die entsprechenden Gesetzentwürfe dann nicht einmal zu den Beratungen im Sejm zugelassen). Darüber hinaus beriefen sich die Behörden ebenfalls auf ihn, um Kindern aus in anderen Ländern von polnischen Staatsbürger\*innen geschlossenen gleichgeschlechtlichen Ehen die polnische Staatsbürgerschaft zu verweigern. Das Gesetz über die Behandlung von Unfruchtbarkeit verbietet Frauen, die nicht in einer Beziehung mit einem Mann sind, den Zugang zum In-vitro-Verfahren. Besonders dramatisch ist die Situation von Trans\*-personen, die ihre Eltern verklagen müssen, um ihr Geschlecht legal ändern zu lassen.

Die offene Unterdrückung brachte Widerstand hervor. Der bewegende offene Brief des jungen schwulen Mannes Daniel Lis an den Staatspräsidenten Duda, der in vielen Medien veröffentlicht wurde, gab der Überzeugung Ausdruck, dass es nicht länger möglich ist, sich in der fragilen Hülle der Privatsphäre einzuschließen, sondern dass nur noch die Selbstverteidigung als Option übrig bleibe, vor allem aber der Schutz anderer Personen, die noch schwächer und anfälliger für die zerstörerischen Auswirkungen von Hass im öffentlichen Raum sind. Lis schrieb: «Ich bin keine Person des öffentlichen Lebens, ich bin kein Aktivist, ich war noch nie in meinem Leben auf einem Gleichstellungsmarsch, ich bin kein Anhänger irgendeiner Ideologie. Tatsächlich fühle ich mich ein wenig unwohl, wenn ich viele Regenbogenfahnen an einem Ort versammelt sehe. Ich bin es auch nicht gewohnt, mein Privatleben mit der Welt zu teilen. Aber Sie wissen offensichtlich nicht, was es heißt, in unserem Land schwul zu sein, also mache ich für Sie eine Ausnahme... Meine ersten Selbstmordgedanken hatte ich ungefähr in einem Alter von dreizehn Jahren. Damals bemerkte ich, dass ich irgendwie anders als die meisten meiner Klassenkameraden war. Es wäre schön sagen zu können, dass mir meine Freunde oder die unmittelbare Familie geholfen hätten, aber das entspräche schlicht nicht der Wahrheit. Ich habe ihnen nicht einmal eine Chance dazu gegeben. Ich hatte einfach zu viel Angst, um mit jemandem darüber zu sprechen oder um Hilfe zu bitten. Viele Jahre lang habe ich meinen Eltern dazu kein Sterbenswörtchen gesagt. Als Kinder haben wir vor verschiedenen Dingen Angst, und dann wachsen wir aus dieser Angst heraus. Aber hier haben wir genau die umgedrehte Situation: in diese Angst wächst man hinein [...] Wir alle – schwule, lesbische, bisexuelle und Trans\*-Erwachsene – kommen

irgendwie klar. Wir sind stark, wir mussten ein Gefühl von Würde und Selbstwert entwickeln. Ohne sie könnten wir in unserem Land nicht überleben. Bitte denken Sie jedoch daran, dass Teenager noch nicht durch einen solchen Panzer geschützt sind. Sie sind verängstigt. Sie hören aufmerksam zu, sie sehen sich in Panik nach allen um, sie suchen Hilfe und Unterstützung.»

Nie zuvor war die Stimme junger queerer Menschen so stark und die Weigerung, sich der Sprache der Mehrheit zu unterwerfen, so entschlossen (diese neue Stimme des Protests war im Oktober 2020 während der Frauenstreiks nach der Verschärfung der Anti-Abtreibungsgesetzgebung vernehmbar). Die Reaktion auf den Angriff war kein Versuch, andere von der eigenen «Normalität» zu überzeugen, sondern oft eine mutige Weigerung, sich weiterhin von der Mehrheit in Geiselschaft nehmen zu lassen. Und obwohl unmittelbar nach dem Sieg von Andrzej Duda die Maschinerie der Staatsgewalt erst so richtig auf Touren kam, wie zum Beispiel Anfang August bei der brutalen Festnahme eines halben Hunderts Demonstrant\*innen (mehr dazu weiter unten), kann der Wahlsieg von Andrzej Duda nicht die Hoffnung gebende Tatsache verwischen, dass diese Zeit von einem Wandel der Sprache zeugte, also von der Art und Weise der Gegenreaktion auf diese Hasskampagne.

Neue anarchoqueere Kollektive forderten die homophobe und transphobe politische Kultur heraus. Während der Wahlkampagne fand anlässlich des katholischen Fronleichnamfest im Juni eine «Regenbogendisco» vor dem Präsidentenpalast statt, ein Tanzprotest, der die Macht der LGBT+-Community bekräftigte. Einen Monat später wurden die wichtigsten Denkmäler in Warschau sozusagen «verqueert» und Regenbogenfahnen daran aufgehängt. Ein die Aktion begleitendes Manifest verkündete: «Dies ist unsere Manifestation der Differenz – dieser Regenbogen. Solange diese Flagge bei irgendjemandem Anstoß erregt und als «unangemessen» wahrgenommen wird, verpflichten wir uns feierlich dazu, weiter zu provozieren.» Obwohl die Urheber\*innen dieser Aktion nach wenigen Tagen von der Polizei festgenommen wurden (und dann auf einen Gerichtsbeschluss hin wieder auf freien Fuß gesetzt wurden, schließlich trug die Polizeiaktion alle Zeichen eines Einschüchterungsversuchs), erschien der Regenbogen in den folgenden Wochen auf Denkmälern an vielen Orten in Polen. Die überwiegende Mehrheit der 184 Texte, die uns im Zeitraum von Juni bis Mitte Oktober 2020 zugingen und größtenteils in eben jener Zeit einer weiteren Verschärfung der ohnehin schon unerträglichen Diskriminierung verfasst wurden, ist ein Zeugnis dieses Wandels und der damaligen politischen Atmosphäre – einer Zeit, in der in Tausenden von Gesprächen darüber diskutiert wurde, was als nächstes zu tun sei, was als nächstes kommt. Obwohl die Autorinnen und Autoren über ihr gesamtes Leben schreiben, ist es der Moment der Niederschrift ihrer autobiografischen Texte, der bis zu einem gewissen Grad ihre Form bestimmt. Wie Olga, eine der Autorinnen, schrieb: «Ich bin 32 Jahre alt und habe sehr lange versucht, einfach abseits zu stehen. Als typische Vertreterin meiner Generation, der Millennials, bin ich ebenso frei von Illusionen wie auch ohne Energie [...] Aber wenn ich andere Menschen sehe, die meinen Kampf führen, mitbekomme, wie sie wegen Protesten, die doch im Grunde Menschenrechtsproteste sind, verhaftet werden (ich kann es immer noch nicht glauben), dann kann ich einfach nicht länger schweigen.»

Ein gewisses Zeichen der Entschlossenheit in einem kompromisslosen Leben gemäß eigenen Regeln, auf der Suche nach der eigenen Sprache, war schon die Einstellung zu unserer Frage nach der psychosexuellen Orientierung und Geschlechtsidentität der Verfasser\*innen. Mehr als die Hälfte der Personen bezeichnete ihre psychosexuelle Identifikation als homosexuell, fast vierzig Personen als bisexuell, je ein Dutzend als queer und pansexuell und jeweils einige Personen als demisexuell, asexuell, panromantisch und heterosexuell. Fast ebenso viele Männer wie Frauen schickten uns Erinnerungstexte zu, aber es waren um ein Vielfaches mehr Trans\*männer als Trans\*frauen darunter. Mehr als zwanzig Personen identifizierten sich als nichtbinär, agender oder queer. Die im Formular angegebenen Identifikationen waren oft verflochten, verwischt oder wurden in Frage gestellt – sie wurden mitunter mit dem Vorbehalt versehen, dass solche «Etiketten» weder zutreffend noch angemessen seien. Dieses gänzlich bewusste Queering von Kategorien korrespondiert mit der Sprache und dem Inhalt der autobiografischen Texte, die von einer Durchbrechung und Überschreitung starrer Unterteilungen und Normen gekennzeichnet sind.

Die autobiografischen Texte, die der Werkstatt aus ganz Polen (sowie aus der Emigration, denn sechzehn Texte wurden von außerhalb des Landes lebenden Menschen geschrieben) zugeschickt wurden und vom Heranwachsen in Polen erzählen, wurden selbst zu einer Form des Widerspruchs und Protests oder geradezu – wie die Schriftstellerin Renata Lis später treffend kommentierte – ein Akt der Anklage gegen den polnischen Staat und eine bittere Abrechnung mit der «schlechten Erziehung», die in Polen immer noch stark von der katholischen Kirche beeinflusst wird, die in öffentlichen Schulen stark präsent ist und das Bild eines «normalen» Familienlebens prägt.

Die überwiegende Mehrheit (über 130) der eingereichten Erinnerungstexte stammt aus der Feder junger Menschen unter 30 Jahren. 40 von ihnen waren unter 20 Jahre alt. Bei der Ausschreibung des Wettbewerbs hatten wir Bedenken, dass die Form eines Erinnerungstextes vielleicht zu altmodisch erscheinen könnte. Nichtsdestotrotz stellte es sich heraus, dass sich für die betreffenden Personen aus LGBT+-Gemeinschaften der leicht scherzhafte Dialog mit einem Erinnerungstext als ein Weg zum Ausbruch aus der Einsamkeit entpuppte – aus einer Einsamkeit, die einer der häufigsten und markantesten Aspekte ihres Heranwachsens ist. Einer der Autoren schrieb: «Liebes Tagebuch, Du bist nur ein Heft, ein Büchlein, dem ich meine Geschichte anvertrauen werde [...] Im Gegensatz zu einem physischen, greifbaren, menschlichen Empfänger wirst zumindest Du mir nicht mitten im Satz entkommen.»

Im Sommer des Jahres 2020 sahen viele LGBT+-Personen diese Erfahrung der Einsamkeit als Kraftquelle, die sie nun mit anderen zu teilen begannen. «Ich musste gegenüber allen stark sein», erinnert sich der sich als transgender identifizierende Tomasz Janota in seinem Text, der für andere den YouTube-Kanal Trans-Bros mitgestaltet. Der Erinnerungstext wurde so zu einer der Formen des Engagements. Dieses «Ich kann nicht länger schweigen» einer der Autorinnen bedeutet für sie: «Ich überwinde meinen Widerwillen, meine Privatsphäre preiszugeben und schreibe.

Ich schreibe diesen Erinnerungstext, eine achronologische Geschichte über mein eigenes Erwachsenwerden, mein Coming-out, meinen Hintergrund und über alle Konsequenzen, die mich betrafen, weil ich lesbisch bin.» Diese und weitere Geschichten wurden mit Blick auf andere Menschen verfasst, als ein Akt der Solidarität und Unterstützung. Dieses Berichten über die eigenen schwierigen Erinnerungen soll dazu beitragen, dass andere Menschen diese Art von Leid schon nicht mehr erleben müssen. Insofern harmonieren sie mit jenem Slogan, der 2020 an verschiedenen Orten der Welt auf Demonstrationen auftauchte: «You will never walk alone» (die darin enthaltene Erklärung des Füreinander-Einstehens in einer Situation der Unterdrückung kam als sprachliches Element im Herbst 2020 bei den Frauenprotesten gegen die Verschärfung der Abtreibungsgesetzgebung mit voller Wucht zum Tragen). Die eingereichten autobiografischen Texte werden in diesem Zusammenhang – wie es der Autor einer der Texte ausdrückte – zu «Überlebensanweisungen». Eine der Autorinnen, Anna, Jahrgang 1990, schrieb: «Die Entscheidung dafür, diesen Text zu schreiben, ist das Ergebnis der gegen LGBT+ gerichteten Kampagne während des Präsidentschaftswahlkampfes. Und zwar deswegen, weil er im Zusammenhang mit der Ausschreibung irgendwo aufbewahrt werden wird, also liest ihn vielleicht auch jemand. Und das ist wichtig, denn manchmal braucht man einfach jemanden, der einem sagt, dass es besser werden wird. Mein Teenager-Ich, das Angst davor hatte, was es bedeutet, lesbisch zu sein, ohne jegliche Unterstützung in einer Kreisstadt lebend, brauchte so jemanden dringend, um das zu werden, was ich heute bin.»

Im Bewusstsein des außerordentlichen Wertes dieser Texte bemüht sich die Werkstatt zur Erforschung der Geschichte und Identität von LGBT+-Gemeinschaften zusammen mit dem Büro der Heinrich-Böll-Stiftung in Warschau darum, sie zu verbreiten und ihnen im Einklang mit den von vielen ihrer Autor\*innen zum Ausdruck gebrachten Absichten eine entsprechende Wirkung zu ermöglichen. Die gesamte Textsammlung bildet die Grundlage jenes Archivs, das wir im Manuskriptkabinett der Bibliothek der Universität Warschau erstellt haben (was durchaus von Bedeutung ist, weil es in den breiteren Kontext öffentlicher wissenschaftlicher Institutionen passt, die endlich die Bedeutung der Erfahrungen von LGBT+-Personen anerkennen). Überdies ist es uns seit Herbst 2020 gelungen, eine Reihe von Veröffentlichungen vorzubereiten. Im November 2021 veröffentlichte die Heinrich-Böll-Stiftung ein kostenloses Buch unter dem Titel *Pamiętniki Osób LGBTQIA+. Mała antologia* (dt. *Erinnerungstexte von LGBTQIA+-Menschen. Kleine Anthologie*), das achtzehn der Erinnerungstexte sowie Illustrationen, die uns von den Autor\*innen zur Verfügung gestellt wurden, enthält. Das Buch wurde von einer Reihe von Podcasts begleitet, die von Katarzyna Szustow erdacht wurden und in denen 17 Erinnerungstexte von sechs Schauspielerinnen und Schauspielern gelesen wurden. Die Podcasts, die zwei Wochen lang auf einem der beliebtesten Radiosender – Radio TOK FM – ausgestrahlt wurden, sind heute kostenlos verfügbar, u.a. auf der Website des Radios und des Büros der Heinrich-Böll-Stiftung in Warschau.

Im März 2022 erschien im Verlag Karakter eine große, tausendseitige Anthologie unter dem Titel *Cała siła, jaką czerpię na życie. Świadectwa, relacje, pamiętniki osób LGBTQ+* (dt. *Alle Kraft, die ich für das Leben schöpfe. Zeugnisse, Berichte,*

Erinnerungstexte von LGBTQ+-Personen) mit 79 ungekürzten Erinnerungstexten, die zudem mit visuellen Elementen aus 11 Texten angereichert wurden. Aufgrund der Mannigfaltigkeit der Sprache, der Vielfalt der Erfahrungen und der Gemeinschaft der politischen Probleme, die das Buch voll zur Geltung bringt, sowie wegen des kühnen Willens, den einheitlichen Kanon der sprachlichen und sittlichen Korrektheit zu überschreiten, wurde *Cala sila...* von der Zeitschrift KSIĄŻKI (dt. *Bücher*) als das wichtigste im Jahr 2022 erschienene polnische Buch anerkannt. Im Oktober veröffentlichte Karaker den Text *Pawilon matych ssaków* (dt. *Pavillon der kleinen Säugetiere*) von Patryk Pufelski als separates Buch – den zum Wettbewerb eingereichten humorvollen Erinnerungstext eines Mitarbeiters des Breslauer Zoos, der zugleich ein polnischer Jude und schwuler Mann ist. Alle diese Veröffentlichungen sind Teil einer breiten Palette unterschiedlicher Aktivitäten von LGBTQ+-Personen in Polen, die sich nicht einschüchtern lassen wollen und ihre Existenz betonen, indem sie bezeugen, was persönliche Freiheit und Autonomie, gegenseitiges Wohlwollen und gemeinsames Handeln bedeuten.

Diese Auswahl von sieben ins Deutsche übersetzten Erinnerungstexten ist als kürzeste Einführung in das Leben queerer Menschen im heutigen Polen konzipiert.<sup>2</sup> Wir beginnen unsere Auswahl mit dem anonymen Erinnerungstext einer nicht-binären Person, die ihr Aufwachsen in Białystok beschreibt. Dieser Text ist auch deshalb ein wichtiges historisches Zeugnis, weil er eine ausführliche Beschreibung der ersten Gleichstellungsparade in dieser Stadt am 20. Juli 2019 enthält. Der Angriff rechter Schlägertrupps auf diesen Marsch nahm äußerst brutale Formen an und war das Ergebnis der damals bereits auf Hochtouren laufenden Kampagne gegen LGBTQ+-Personen.<sup>3</sup> Im Vorfeld des Marsches hatten zahlreiche polnische Bischöfe seine Blockierung gefordert, einer von ihnen drohte gar im katholischen Radio: «Es ist an der Zeit zu kämpfen! Wir können und werden nicht mehr zurückweichen! Wir müssen uns organisiert verteidigen.» Der pogromartige Charakter der Ereignisse in Białystok dämpfte die Sprache der polnischen Hierarchen der katholischen Kirche keineswegs – zehn Tage später warnte der Erzbischof von Krakau, Marek Jędraszewski, die Gläubigen vor der «Regenbogenpest». Der erste der Erinnerungstexte zeigt diese Zeit aus der Perspektive einer Person, die an der Parade teilgenommen hat und beobachtete, wie die hasserfüllte Sprache der Kirche und der politischen Rechten das Verhalten der Menschen um sie herum veränderte.

- 
- 2 Gleichzeitig bereitet das Büro der Heinrich-Böll-Stiftung in Warschau eine größere Sammlung von ins Englische übersetzten Erinnerungstexten vor, die 2023 als kostenloses Buch und PDF-Datei erscheinen wird. Zusätzlich zu den hier gesammelten sieben Texten werden dort weitere dreizehn zu lesen sein, darunter der längste der in polnischen Anthologien veröffentlichten Beiträge – die eindringliche und wegen ihrer Details auch unter soziologischen Gesichtspunkten wichtige Erzählung über Liebe und Migration «Na przekór» (dt. «Zum Trotz») aus der Feder von Anna Nadar «Bułka» [Anm. des Übersetzers: Bułka ist hier Pseudonym].
- 3 Die Aufstachelung zum Hass gegen LGBTQ+-Personen war bereits während der Europawahlkampagne im Mai 2019 erprobt worden. Als Vorwand diente damals die Entscheidung des liberalen Stadtpräsidenten von Warschau, die oben erwähnte Unterstützungserklärung für in Warschau lebende Mitglieder von LGBTQ+-Gemeinschaften zu unterzeichnen, die erste derart bedeutsame Geste eines in Polen wichtige politische Ämter ausübenden Politikers nach 1989.

Gleichzeitig begannen ab Frühjahr 2019 zahlreiche Kommunalbehörden in ganz Polen damit, Beschlüsse zu fassen, die sich formell gegen eine undefinierte «LGBT-Ideologie» wandten – in Wirklichkeit dienten sie jedoch dazu, Feindseligkeiten gegenüber nicht-heteronormativen und nicht-cisnormativen Menschen zu schüren. Die Absicht dieser Beschlüsse wurde von einer der sie unterstützenden regierungsnahen Zeitungen enthüllt, die im Juli desselben Jahres ihrer Papierausgabe den Aufkleber «LGBT-freie Zone» beifügte (der Vertrieb dieser Aufkleber wurde später durch ein Gerichtsurteil ausgesetzt).

Der pogromartige Angriff auf den Marsch in Białystok, Jędraszewskis «Regenbogenpest», die «LGBT-freie Zonen» – diese Ausschnitte aus der Wirklichkeit tauchen in vielen der eingereichten autobiografischen Texte auf; sie sind ein Zeichen eines immer offener bekundeten Hasses, der im Sommer 2020 seinen Höhepunkt erreichen sollte. Nicht unerwähnt bleiben dürfen auch jene Lieferwagen, auch «Pogrombusse» oder «Homophobusse» genannt, die für den Lauf der Ereignisse von besonderer Bedeutung waren. Im Frühjahr 2019 kaufte eine katholische Stiftung mehrere Lieferwagen, die – bedeckt mit Bannern, die auf verleumderische Weise auf eine angebliche Verbindung zwischen Homosexualität und Pädophilie hinwiesen – auf die Straßen polnischer Städte geschickt wurden. Die Fahrzeuge wurden mit Megafonen ausgestattet, über die hasserfüllte Inhalte gegenüber der LGBT+-Community verbreitet werden (mitunter sind dieselben Fahrzeuge mit Bildern von Föten beklebt und fordern eine weitere Verschärfung der ohnehin drakonischen Abtreibungsgesetzgebung). Bezeichnenderweise fiel der Beginn dieser Aktion mit der Veröffentlichung eines Dokumentarfilms der Brüder Tomasz und Marek Sekielski auf YouTube im Mai 2019 zusammen. Dieser aus Crowdfunding unabhängig produzierte Film deckte Sexualverbrechen in der katholischen Kirche in Polen auf. Über ein Jahr lang versuchten die Rechte von LGBT+-Personen verteidigende Organisationen vor Gericht erfolgreich, diese Lieferwagen von den Straßen zu verbannen.

Im Juni 2020 wurde einer dieser Lieferwagen in Warschau beschädigt. Aufgrund dieser Beschädigung erließ ein Gericht auf Antrag der Staatsanwaltschaft einen Haftbefehl gegen Margot, ein nicht-binäres Mitglied des Kollektivs Stop Bzdurom (dt. Schluss mit dem Unsinn). Dabei handelt es sich um ein anarchoqueeres Kollektiv, das eine Schlüsselrolle bei der Schaffung einer neuen Sprache des Widerstands gegen die systemische Diskriminierung von LGBT+-Personen spielte und zu einer mutigen Neudefinition des öffentlichen Raums und von Protestformen durch Tanzproteste, ikonoklastische Aufkleber und Regenbogenfahnen beigetragen hatte. Da das Gericht der ersten Instanz den Haftantrag der Staatsanwaltschaft ablehnte, war Margot weiterhin auf freiem Fuß, als ein Berufungsgericht diese Entscheidung aufhob und dem Antrag der Staatsanwaltschaft stattgab.

Die Ereignisse im Zusammenhang mit ihrer Festnahme am 7. August 2020 waren für die gesamte LGBT+-Community in Polen von riesiger Bedeutung. Die über die Sozialen Medien verbreiteten Bilder lösten Entsetzen, Verzweiflung, aber auch Wut aus. Die Entscheidung des Gerichts erreichte Margot am Hauptsitz einer der wichtigsten LGBT+-Organisationen in Polen – der Kampania przeciw Homofobii (dt. Kampagne gegen Homophobie). In kürzester Zeit tauchten dort Polizeiwagen auf,

aber aus unbekanntem Gründen nahm die Polizei Margot nicht fest, als sie zu ihnen herauskam. In dieser Situation begab sich die Aktivistin zusammen mit den sie begleitenden Teilnehmer\*innen einer Solidaritätsdemonstration in die ul. Krakowskie Przedmieście, eine der repräsentativsten Straßen Warschaws, genau an jene Stelle, an der einige Tage zuvor Regenbogenfahnen an Denkmäler gehängt worden waren. Erst dort wurde sie festgenommen und in ein nicht gekennzeichnetes Polizeiauto gesperrt. Gleichzeitig startete die Polizei einen brutalen Angriff auf jene Menschen, die an der Solidaritätsdemonstration teilnahmen. Viele von ihnen wurden zu Boden geschleudert und 48 Personen wurden in Polizeiautos gezerrt und 20 Stunden lang in Gewahrsam gehalten (einschließlich eines italienischen Touristen, der sich zufällig in der Nähe der Demonstration aufgehalten hatte). Im Januar 2022 gab ein Polizeibeamter, der in einem Prozess wegen unrechtmäßiger Festnahme aussagte, der von einer sich unter den Festgenommenen befindenden Person angestrengt worden war, zu: «Wir hatten die Anweisung, alle mit LGBT-Farben gekennzeichneten Personen festzunehmen, unabhängig davon, wie sie sich verhalten haben. Wir haben diese Anweisung als einen auszuführenden Befehl behandelt.» Wie die Vertreter des Nationalen Mechanismus zur Verhütung von Folter, der im Büro des polnischen Menschenrechtskommissars angesiedelt ist, feststellten, wiesen die Maßnahmen, die an diesem Abend auf den Polizeidienststellen gegen die festgenommenen Personen ergriffen wurden, Kennzeichen unmenschlicher Behandlung auf.<sup>4</sup> Ein wichtiges Zeugnis dieses Moments in der Geschichte der queeren Gemeinschaften in Polen in dieser Sammlung ist der zweite Erinnerungstext von Marcin, einem Psychologen, der an diesen Ort gekommen war, um zu überprüfen, ob vielleicht jemand Hilfe brauche – und sich schließlich unter den 48 durch die Polizei entführten Personen wiederfand (die Rechtswidrigkeit dieser Festnahme wurde später von einem polnischen Gericht anerkannt).

Nicht alle der hier gesammelten Erinnerungstexte stammen von Personen, die im Zentrum ähnlicher Ereignisse standen. Alle diese Ereignisse haben jedoch auf gewisse Weise Einfluss auf sie ausgeübt. Dies zeigt sich in den beiden Texten am Ende des Sammelbandes, deren Autoren, Max Piekart und Lucjusz T. Olszewski, auf jeweils ganz unterschiedliche Art ihren Widerspruch dagegen zum Ausdruck bringen, sich den Erwartungen anderer Menschen hinsichtlich Geschlecht und

---

4 Es ist nicht zu übersehen, dass das Modell des rechtswidrigen Vorgehens der Polizei gegen Personen, die einer Gruppe angehören, gegen die zuvor eine Hasskampagne organisiert wurde, seit mehreren Jahren einen Modus operandi der polnischen Behörden darstellt. Seit 2021 führen polnische Sicherheitskräfte an der polnisch-belarussischen Grenze illegale und brutale Push-Backs von Menschen durch, die versuchen, die Grenze zu überqueren und internationalen Schutz zu beantragen. Diese Aktivitäten werden von einer irreführenden Medienkampagne begleitet, die in einer Pressekonferenz des Innenministers gipfelte, bei der er ein Video präsentierte, auf dem der Geschlechtsverkehr mit einem Tier zu sehen war und das angeblich von einem Telefon eines der Migrant\*innen stammte und auch von dieser Person aufgezeichnet worden sei (wie sich bald herausstellte, kursiert dieses Video seit Jahren im Darknet). Die Strategie von falschen Anschuldigungen bezüglich Sexualdelikten (Pädophilie bei LGBT+-Personen, Zoophilie bei Migrant\*innen) zum Erreichen eines politischen Nutzens und zur Rechtfertigung für uneingeschränkte Polizeigewalt ist in beiden Fällen dieselbe.

Sexualität unterordnen zu müssen; dadurch stoßen sie eine eigentümliche Revolution an, die im Denken über die Rechte von Minderjährigen und ihre Autonomie erforderlich ist. Beide Texte geben einen überraschend nuancierten Einblick in das Leben in zeitgenössischen Schulen (hier in Polen, aber wahrscheinlich gilt das nicht nur für dieses Land), sie kartieren aus der Perspektive einer Minderheit den sozialen Raum, zeigen auf, wo unerwartetes Wohlwollen und Verbündete, aber auch verschiedene Formen von willkürlicher Gewalt zu finden sind. Schließlich lassen sie uns erkennen, wie unglaublich wichtig das Internet für das Leben queerer Menschen ist, als Ort, um andere Menschen kennenzulernen, die eigenen Gedanken zu teilen und Fiktionen zu schreiben, die Menschen den Mut geben, sich selbst zu definieren und sich neu zu erfinden.

Einen Kontrapunkt zu den autobiografischen Texten noch sehr junger Menschen bildet das «Tagebuch einer Kreistadt-Lesbe» der 60-jährigen Ada Łaniewicz, der uns das Ausmaß der Veränderungen in der Situation nicht-heteronormativer Menschen in den letzten drei Jahrzehnten vor Augen führt – angefangen bei den hier beschriebenen Formen des Kennenlernens in der Zeit vor der Entwicklung des Internets (Annoncen in der Presse, Zelten), über das wesentlich langsamere Finden der angemessenen Worte zur Benennung der eigenen Sehnsüchte, bis hin zum Suchen von Formen des politischen Engagements und zu den Herausforderungen, denen sich eine nicht-heteronormative Persönlichkeit des öffentlichen Lebens in einer lokalen Gemeinschaft stellen muss. Vielleicht gibt gerade dieser Text am besten wider, wie hilfreich es ist, die richtigen Worte zu finden, wie groß die Erleichterung ist, wenn man es endlich schafft, die Vision einer Welt zu entlarven, in der man scheinbar der einzige Mensch ist, der nicht ins heteronormative Puzzle passt.

Die Erinnerungstexte der Transgender Tosia, die in einer öffentlichen Bibliothek in Südpolen arbeitet, und der in Berlin lebenden Aleksandra Puciłowska zeigen verschiedene Umgangsformen mit der gesellschaftlichen Realität, in denen diese heuchlerische Weltsicht weiterhin von Behörden und gesellschaftlichen Institutionen unterstützt wird. Auf der einen Seite sehen wir Spott, Koketterie, Selbstironie und den Trotz einer Person, die aus Sorge um die ihr nahestehenden Menschen und ihre Beziehungen zu ihnen das eigene Leben so aufbaut, dass sie in Polen bleiben kann, und – so weit das möglich ist – mit ihrem Wagemut und Witz ihre Umgebung und ihren Arbeitsplatz zu verändern sucht. Auf der anderen Seite ein Leben im Exil, in einem Land, in dem das Gesetz einen gewissen Schutz und Freiheiten bietet, begleitet von Momenten der Beteiligung am Kampf von LGBTQ+-Gemeinschaften in Polen, der schwierigen Rückkehr und Momenten, in denen sich Wut, Hilflosigkeit, Entschlossenheit, Mut und Hoffnung vermischen – wie bei der von Aleksandra beschriebenen Parade in Slubice und Frankfurt (Oder). Beide Berichte verdeutlichen die wichtige Rolle von Nichtregierungsorganisationen und Gruppen – die heute in Polen viel zahlreicher als noch vor einem Jahrzehnt sind, als sie hauptsächlich in den Großstädten aktiv waren, die für die Rechte von LGBTQ+-Personen eintreten, wie etwa Trans-Fuzja zur Unterstützung von Trans\*personen oder jene Menschen, die die Slubice-Frankfurt-Pride vorbereiteten. Durch die Kombination verschiedenster Aktivitäten gelingt es, den Horizont des scheinbar Möglichen zu erweitern.

In den 1930er Jahren kommentierte Stanisław Stempowski, einer der Organisatoren des Wettbewerbs für die Erinnerungstexte von Emigranten, die eingereichten Texte wie folgt: «Wenn man die Erinnerungstexte liest, gewinnt man den Eindruck, dass eine Aufwallung der Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit diese Menge an Menschen erfasst hat, die zum ersten Mal ihre Stimme erhoben haben. Manchmal weckt ein nur mühsam und widerstrebend begonnener Erinnerungstext plötzlich Erinnerungen an Kindheitsjahre, vergessene Abenteuer und bisher schlummernde Erlebnisse – das Schreiben begeistert und wird nach und nach zu einem alltäglichen Bedürfnis, dem nach einem harten Arbeitstag auf Kosten des Schlafs weitere Zeit geopfert wird. «Nachdem ich die Ankündigung des Wettbewerbs gelesen hatte», schreibt eine der Auswanderinnen, «habe ich geweint, und ich denke mir, obwohl es schwer ist, sich an alles zu erinnern [...] habe ich beschlossen, meine Schmerzen und Sorgen seit meiner Kindheit einzuschicken [...] und noch am selben Tag fing ich an zu schreiben [...] kein einziges Wort ist erfunden.» Ein auf derart emotionale Weise begonnener Erinnerungstext, beseelt von dem Drang, die ganze Wahrheit des eigenen Lebens zu Papier zu bringen, erreicht mitunter eine außergewöhnliche Plastizität und damit die Ebene wahrer, wenn auch unbewusster Kunstfertigkeit.»

Die Schriftstellerin Maria Dąbrowska schrieb über die Sammlung von Erinnerungstexten von Bauern aus der gleichen Zeit: «Heute hat in den *Erinnerungstexten* der Große Unbekannte zu all jenen, die zuhören wollen, gesprochen.» Das Gleiche gilt für die uns zugesandten Texte. Die Kraft der darin enthaltenen Erzählungen, die Präzision und Frische der Sprache, in der sie geschrieben sind, scheinen der Skepsis zu widersprechen, die Pierre Bourdieu vor Jahren hinsichtlich der Illusion und der zwangsläufigen Reproduktion gesellschaftlicher Identitäten, Plattitüden und insbesondere von Machtstrukturen geäußert hat, die seiner Ansicht nach autobiografische Erzählungen begleiten. Vielmehr fügen sie sich ein in das, was persönliche Erzählungen in jüngster Zeit zu unserem Verständnis des gesellschaftlichen und politischen Lebens beigetragen haben, indem sie die eigene Lebensgeschichte mit einer Analyse der gesellschaftlichen Mechanismen verbinden, in die sie unweigerlich verstrickt ist – wie etwa Didier Eribons *Rückkehr nach Reims* oder *Wie wir begehren* von Carolin Emcke. Wie die Autorin einer der uns zugesandten Erinnerungstexte, die bereits zitierte Anna, bei dem Versuch zu verstehen, woher sie den Mut für ihre Lebensentscheidungen genommen hat, feststellt: «Paradoxerweise erlaubt die mangelnde Akzeptanz des Umfelds ein gründliches Überdenken der eigenen Sehnsüchte. Der eigenen wohlgerneht, nicht der Sehnsüchte aller anderen.»

Lukasz Mikolajewski und Piotr Laskowski,  
*Research Centre for LGBT+-History and Identities am Institut für Angewandte Sozialwissenschaften der Universität Warschau*

# «ANONYM»

[Nichtbinäre Person, bisexuell, geboren 1999 in Białystok, lebt in der Dreistadt Danzig/Sopot/Gdynia.]

11. Oktober 2020

*For those of us who live at the shoreline  
standing upon constant edges of decision  
crucial and alone  
For those of us who cannot indulge  
the passing dreams of choice*

— Audre Lorde, *A Litany for Survival*

Ich bin acht Jahre alt, es ist September, ich sitze auf einem kleinen Karussell mitten auf dem Spielplatz, und eine am Gerüst baumelnde Freundin fragt mich: «Lässt du dich zum Altar führen oder stehst du schon da?» Irgendetwas passt mir an dieser Frage nicht, ich verstehe sie nicht. Aber ich weiß, dass ich von der etwas weiter entfernt stehenden kleinen Gruppe meiner neuen Klassenkameraden (ich bin schon wieder umgezogen, wohl schon zum sechsten Mal) beobachtet werde, die mit Ungeduld meine Antwort abwartet. Ich spüre, dass es sich um einen Witz handelt, den ich nicht verstehe, aber die Zeit vergeht, und ich schweige immer noch. Langsam öffne ich meinen Mund und sage: «Ich stehe schon da». Eine Lachsalve. Nur ich lache nicht mit. Die Klassenkameradin geht wieder und ich bleibe allein. Das Karussell dreht sich leicht. Ich weiß nicht, ob ich vor Angst erblassen oder vor Scham erröten sollte.

Zu Hause erklärt es mir meine Mutter: Die Männer, die heiraten, warten auf die Braut am Altar, die Braut wird dagegen von ihrem Vater dorthin geführt. Ich finde das dumm. Seitdem wollen die Kinder in meiner neuen Klasse nicht mit mir reden – es sei denn, dass sie wieder was zu lachen haben wollen. Ich versuche, mich anzupassen, mich wie sie zu kleiden, wie sie zu sprechen: aus September wird Mai, aber ich habe hier immer noch keine Freunde.

Schließlich werde ich eingeladen, mich mit ihnen in unserer Siedlung zu treffen. Sie sagen mir, wohin ich kommen soll, ich ziehe mich hübsch an und komme. Es ist keiner da. Von meinem ersten Handy aus schicke ich eine SMS an eine Klassenkameradin: «Wo seid ihr?» Sie schreibt zurück, gibt mir einen anderen Ort an. Ich gehe hin, wieder ist keiner da. Vielleicht sind sie inzwischen wieder dorthin zurückgegangen, wo ich hergekommen bin? Ich gehe im Kreis, schicke weitere Nachrichten, obwohl sie nicht billig sind, weil es unlimitierte SMS-Nachrichten erst in einigen Jahren geben wird. Schließlich höre ich hinter einem der Treppenhauseingänge ein Lachen, sie versuchen sich gegenseitig zu beruhigen: «Psst, sie kommt». Ich stehe

nun ihnen gegenüber und lächele sie an – das ist sogar lustig –, aber als sie mich sehen, hören sie auf zu lachen. Eine peinliche Stille tritt ein. Während sie mich anschauen, verziehen sie ihre Gesichter voller Ekel, denken sich Ausreden aus, gehen nach Hause. Ich bleibe allein zurück. Noch ein paar Jahre lang verstehe ich nicht, warum.

Wir wachsen heran, die Jungs werden stärker, brutaler, in den Pausen rauchen sie hinter dem Schulgebäude. Zuvor waren sie vor mir geflüchtet, aus Spaß. Wenn der Unterricht zu Ende ist, muss ich nun vor ihnen flüchten. Auf meinem Profil auf der Website «Unsere Klasse» schreibt einer von ihnen: «*WENN DU NOCH EINMAL DIE MÄDCHEN ANSPRICHEST, BRINGEN WIR DICH UM*». Als ich nach Hause gehe, sehe ich, dass er mit seinem älteren Bruder auf meinem Weg wartet. Es ist das erste Mal, dass ich einen Umweg gehen muss: einen nicht festgetretenen, verschneiten kleinen Pfad auf der anderen Seite der Wohnblocks, durch einen Hohlweg, der an Schützengraben erinnert. Ich halte meinen Kopf gesenkt, damit sie mich nicht sehen, falls sie zwischen den Häusern hindurch in diese Richtung schauen sollten.

Die Grundschule ist die Hölle. Wenn ich nach Hause zurückkomme, schließe ich mich in meinem Zimmer ein, werfe den Rucksack auf den Boden und fange an zu weinen. Ich verstecke mich in dem geschlossenen Bettkasten meiner Couch und denke: Es ist wie in einem Sarg. Mein jüngerer Bruder schläft bis heute in diesem Bett, in dem ich in seinem Alter darüber nachdachte, wie der Tod aussieht. Ungefähr zu jener Zeit höre ich auf, bunte Kleidung zu tragen, obwohl ich den Grund dafür nicht ganz verstehe.

Die Ferien zwischen den einander folgenden Schuljahren verbringe ich in Ferienlagern. In meiner Erinnerung fließen diese ganzen Reisen zu einem einzigen, nicht enden wollenden Alptraum zusammen. In jedem Ferienlager sind auch Kinder aus meiner Schule, sie flüstern den neuen Kindern etwas ins Ohr. Ich betrete das Zimmer im Ferienheim immer wieder mit der Hoffnung auf einen Neuanfang; die Schikanen schiebe ich auf meinen schlechten Schulstart, die Tatsache, als neues Kind in eine Klasse gekommen zu sein, die schon aufeinander eingespielt war. Da ist mir noch nicht bewusst, dass wir uns in Polen bereits seit dem zarten Babyalter gegen alles Neue wehren; wir bringen das von zu Hause mit, wir nehmen es mit der Muttermilch auf.

Ich habe noch nicht mal die Zeit, mein Bett zu besetzen, als ich zum ersten Mal als *Lesbe* bezeichnet werde. Ich weiß nicht, was eine Lesbe ist, aber sie sagen das mit Abscheu. Sie sagen mir, ich solle mich von ihnen fernhalten. Aus Spaß fragen sie, ob ich mir auch einen runterhole. Aber da bin ich acht, neun, zehn oder elf Jahre alt und weiß nicht, was das bedeutet. Ich schweige. Ich gebe vor, krank zu sein, damit ich nicht mit ihnen spielen muss. Jahr für Jahr gebe ich vor, krank zu sein. Ich simuliere Fieber und Husten, sage, ich hätte Halsschmerzen, lasse mich nicht unter der Bettdecke hervorlocken – ich gehe nur zum Frühstück, Mittag- und Abendessen. Nach den obligatorischen gemeinsamen Veranstaltungen verstellen mir die Kinder, wenn die Erzieher nicht hinsehen, den Weg. Einmal stehlen sie mir meine Mütze, und ich jage ihnen hinterher und versuche, nicht zu weinen. Ein anderes Mal versuchen sie, mich zu verprügeln – aber ich weiß mich schon zu wehren, das habe ich

in der Schule gelernt. Sie ziehen mich an den Haaren, weil das Gerücht umgeht, ich sei ein Junge mit einer Perücke; sie reißen mir die Haare aus, und zu Hause versteht meine Mutter nicht, warum ich eine vernarbte Kopfhaut habe.

Ich bin nun dreizehn und komme auf ein bilinguales Gymnasium. Die Schule ist zwanzig Minuten Busfahrt von meiner Siedlung entfernt. Hier sind auch zwei Kinder aus meiner Grundschule aufgenommen worden. Ich habe Angst, dass sie ähnlich wie in den Ferienlagern allen etwas erzählen werden, das wieder bewirken wird, dass sie mich hassen, noch ehe ich mich auch nur vorstellen kann. Sie tun es nicht, denn auch sie sind dort etwas schikaniert worden – das Mädchen wegen ihres Gewichts, der Junge wegen seines Charakters.

Ich weiß schon, was eine Lesbe ist, ich weiß auch, was ein Schwuler ist; ich fahre mit meiner Tante im Auto, im Radio versucht ein rechter Politiker zu überzeugen, dass ihnen keine eingetragenen Partnerschaften zustehen würden. Ich sage ihr, dass ich das dumm finde; ich verstehe nicht, warum Menschen, die sich lieben, nicht heiraten dürfen. Sie schweigt.

Im Religionsunterricht kann sich der Pfarrer nicht entscheiden, was eine größere Sünde ist: die Scheidung oder erneutes Heiraten von Frauen – als ob Frauen, die einen weiteren Mann finden, mehr sündigen würden als Männer, die eine neue Frau haben. Er beleidigt meine Eltern, die gerade vor einem oder zwei Jahren geheiratet haben, beide zum zweiten Mal, standesamtlich. Ich verlasse den Religionsunterricht und gehe nie wieder hin. Ich bin eines der ersten, wenn nicht gar das erste Kind, das an unserer Schule nicht mehr an diesem Fach teilnimmt. Daher höre ich auch nicht, dass ich auch eine Sünderin sei und dass es im Himmel keinen Platz für mich gebe. «Das ist in Ordnung», möchte ich sagen, «aber Sie kommen da auch nicht hin». Mit Ausnahme meiner Großeltern löst sich meine ganze Familie immer mehr von der Kirche ab. Bald essen wir zu Ostern ungeweihtes Brot und Eier; ich vermisse dann nur noch die Weihnachtspralinen, mit denen der Pfarrer der Nachbargemeinde die Kinder zur Teilnahme an der Liturgie ermunterte.

Ich wachse heran. Mir gefallen Jungs, und um ihnen zu gefallen, ziehe ich einen Rock an und schminke mir die Augen. Ich fühle mich dabei seltsam – als ob ich ein Kostüm anziehen und mich fürs Theater schminken würde. Wenn ich mit meinen Freundinnen über die Jungs spreche, habe ich den Eindruck, dass ich gelernte Phrasen wiederhole; aber damals kommt es mir so vor, als ob es bei jedem so sei, dass wir das als Gesellschaft in einer Art Verschwörung des Schweigens akzeptieren. Ich fühle mich unwohl mit langen Haaren.

Ich schneide mein Haar kurz, ein Männerschnitt. Meine Eltern sind zufrieden – das Haar war sowieso ziemlich kaputt. Ich bin auch zufrieden, bis mir die Garderobefrau in der Schule sagt, die Kurzhaarfrisur würde mir stehen, weil ich damit mädchenhafter aussähe. Ich verspüre Wut.

Ich höre auf, Frauenkleidung zu tragen. Ich versuche, meinen Brustkorb mit elastischen Bandagen zu umwickeln, mit einem Sport-BH zusammenzudrücken, aber die Brüste bleiben genauso sichtbar. Männerhosen machen das Gesäß flach, aber Hemden und Sweatshirts verdecken den Busen nicht.

Ich will ihn loswerden. Ich lerne das Wort *Mastektomie* kennen. Um eine vorzunehmen, muss man Brustkrebs haben oder Trans sein. Ich lerne das Wort *Transsexualität* kennen. Ich finde die Internetseite Trans-fusion. Ich lerne die Begriffe wie HRT (*Hormonersatztherapie*) und erste OP, zweite OP<sup>1</sup> kennen. Ich erfahre, dass es schwierig ist, beinahe unmöglich, aber nicht unausführbar. In den nächsten Monaten, Jahren, bis heute, denke ich darüber nach, ob ich nicht im falschen Körper geboren wurde. Bei meiner Großmutter diagnostizieren die Ärzte Brustkrebs, und ich ertappe mich bei dem idiotischen Gedanken, dass ich den gern in meinen jungen Jahren bekommen würde. Als eine Klassenkameradin, die mich nie zuvor angesprochen hatte, sieht, wie ich mit den Fingern über meinen Adamsapfel fahre und dabei bete, dass er noch wachsen mag, setzt sie sich neben mich und fragt mit leiser Stimme, ob ich ein Junge sei. Ich sage, ich glaube ja. Sie antwortet, dass das in Ordnung sei. Wir reden nie wieder miteinander.

Seit der ersten Gymnasialklasse leide ich unter Schlafstörungen. Die Tabletten wirken kaum, ich schlafe jeden Tag erst nach drei Uhr morgens ein. Um sechs Uhr weckt mich der Wecker, aber ich schaffe es nicht, rechtzeitig aus dem Bett zu kommen. Ich komme jeden Tag zu spät. Sogar, wenn ich es in den Unterricht schaffe, bin ich wegen der Ermüdung mit meinen Gedanken abwesend. Mit dreizehn, vierzehn und fünfzehn Jahren trinke ich vier, fünf Espressi pro Tag, bis der Kaffee nicht mehr anregend auf mich wirkt – stattdessen schlafe ich plötzlich ein. Ein paar Mal verlie-re ich das Bewusstsein, bald darauf komme ich ins Krankenhaus – wegen meiner Wirbelsäule –, und dann behalten sie mich dort länger, aufgrund meiner schlechten Untersuchungsergebnisse.

Die Beziehungen zu meinen Eltern sind in jener Zeit hoffnungslos schlecht. Ich erinnere mich an jenen Tag – ich öffne die Augen und kann mich nicht bewegen, ich spüre nur den Schmerz zwischen den Wirbeln und eine steife Anspannung aller Rückenmuskeln, die mir sowieso schon jeden Tag wehgetan hatten. Ich habe Angst, rufe meine Mama, aber sie schreit mich an, dass ich nur so tun würde, um nicht zur Schule zu gehen. Es vergeht viel Zeit, bevor ein schmerzhaftes Knacken irgendwo in der Brustwirbelsäule mir erlaubt, mich endlich zu bewegen – ich kann kaum laufen, einzelne Schritte zu machen ist schwierig und ich weiß, dass ich es nicht in den Unterricht schaffen werde. Aber meine Eltern zwingen mich dazu, meine Jacke anzuziehen, und werfen mich praktisch vor die Haustür. Ich habe nichts außer meinem Handy dabei, obwohl sie wollen, dass ich zur Schule gehe. Zitternd schreibe ich es einer Bekannten, die ein paar Haltestellen vor der Schule entfernt wohnt. Sie sagt, ich soll zu ihr kommen. Sie macht mir Frühstück, Rührei, und als ich mit dem Essen fertig bin, bringt sie mich ins Krankenhaus. In der Notaufnahme wundern sich die Ärzte darüber, dass ich mit ihr statt mit meinen Eltern dorthin gekommen sei; sie sagen, ich müsste mit einem Erwachsenen kommen, damit sie mich aufnehmen können. Ich rufe Oma an, und als ich ihre beunruhigte Stimme höre, fange ich zu weinen an. Alle Dokumente unterschreibt statt meinen Eltern mein Großvater;

---

1 Mit der ersten OP ist die Mastektomie gemeint, mit der zweiten die Geschlechtsangleichung [A. d. Ü.].

er kommt direkt aus dem Schrebergarten und riecht nach feuchter, frisch aufgegrabener Erde. Ich bekomme ein Einzelzimmer auf der neurologischen Station, Oma kauft mir einen Schlafanzug, Unterwäsche, Essen und eine Topfpflanze, damit ich nicht traurig bin. Wegen ihrer Krebserkrankung kennt sie die Einsamkeit im Krankenhaus gut. Am Abend kommt meine Mutter – sie musste erst von ihrer eigenen Mutter angeschrien und ausgeschimpft werden, damit sie sich verpflichtet fühlte, ihr Kind im Krankenhaus zu besuchen. Sie betrachtet mich von einem Stuhl aus, der weit vom Bett entfernt steht, und sie sagt nichts. Sie sieht, dass ich sie in meinem Telefon mit Vor- und Nachnamen eingetragen habe, und als sie fragt, warum ich nicht «Mama» geschrieben habe, möchte ich am liebsten lachen.

Sie hat sich nie bei mir dafür entschuldigt, obwohl ich mich, seit ich nicht mehr bei meinen Eltern wohne, viel, viel besser mit ihnen verstehe. Sie hat sich auch nicht dafür entschuldigt, dass sie mir nicht geglaubt hatte, als ich ihr erzählte, mein Stiefvater hätte mich geschlagen; sie glaubte es mir nicht. Das war kurze Zeit, nachdem ich ihm gegenüber erwähnt habe, dass ich lieber als Junge geboren worden wäre – obwohl er einen anderen Vorwand fand. Er fragte damals, ob abgesehen davon «alles mit mir in Ordnung» sei – ob ich auch nicht Mädchen lieber hätte. Ich verneinte es und habe nie wieder mit meinen Eltern über diese Themen gesprochen. Meine Tante und Oma und Opa haben die Prügel nicht in Frage gestellt. Bis heute werfen sie meiner Mutter vor, dass sie damals der Meinung war, ich würde lügen. Ich werfe es ihr auch vor. Das tat noch mehr weh als der Faustschlag ins Gesicht; als sie an dem Tag nach Hause kam, fand sie mich im Bad eingeschlossen vor, weil mein Stiefvater die Tür zu meinem Zimmer herausgerissen hatte, als ich versuchte, mich zu wehren und sie zuzuschließen. Und sie befand trotzdem, dass ich log. Er hatte die Tür dann eine oder zwei Wochen lang nicht wieder eingehängt. Ich brauchte nur einen von diesen Tagen, um zu begreifen, warum seine Tochter aus erster Ehe im Alter von zwölf Jahren einen Selbstmordversuch unternommen hatte; als sie das tat, war ich sechs und wir besuchten sie gemeinsam im Krankenhaus, nachdem ihr der Magen ausgespült worden war. Ich freute mich über die Süßigkeiten, die sie mir gab, da sie die in ihrem Zustand nicht selbst essen konnte.

Das Gymnasium geht zu Ende, aber es ist mit dem Lyzeum verbunden, also bleiben wir fast alle in derselben Schule. Wir verteilen uns nur auf unterschiedliche Klassen – ich komme in die internationale. Mama ist stolz auf mich, obwohl sie, als sie mich zur Aufnahmeprüfung fährt, nicht aufhört, mich zu beschimpfen und zu beleidigen – die Hände fest ums Lenkrad gepresst und aggressiv an der Gangschaltung reißen. Sie brüllt mich an, dass ich es sowieso nicht auf die Schule schaffen würde, dass meine Noten zu schlecht seien, dass ich es doch nicht einmal schaffe, pünktlich aufzustehen, dass ich mich für nichts interessieren würde. Ich habe nie die Ergebnisse der Prüfung nachgesehen, angeblich hatte ich die beste Note, aber ich kann es nicht glauben. Ab da werden alle Fächer nur noch auf Englisch unterrichtet, abgesehen von Polnisch und Deutsch. Meine Eltern behaupten, sie hätten immer an mich geglaubt, und da habe ich wieder Lust, verbittert aufzulachen.

Dann bin ich siebzehn, und mir wird bewusst, dass ich meine beste Freundin küssen will. Wir haben uns online kennengelernt, als ich noch in die letzte Klasse

der Grundschule ging; beide schrieben wir Erzählungen, manchmal zusammen, manchmal in einer größeren Gruppe, in letzter Zeit immer öfter nur zu zweit, immer häufiger etwas mit homosexuellen Motiven. Wir verstehen uns so gut wie mit kaum einem anderen, und obwohl wir extrem unterschiedlich sind, fühle ich, dass wir aus einem Holz geschnitzt, aus einem Stück Metall gegossen, aus demselben Felsen gehauen sind. Diese Freundschaft ist so selbstverständlich wie das, dass die Sonne Licht und Wärme gibt; sie verwandelt sich auf natürliche Weise in Liebe, wie der Morgen in den Abend. Zum ersten Mal fühle ich, dass ich jemanden liebe. Und das jeden Tag, in dem Moment, in dem ich das schreibe, ist es schon das vierte Jahr.

Ich erzähle meiner Bekannten davon, der, die mich damals ins Krankenhaus gebracht hatte, und sie antwortet, sie sähe uns als Paar. Sie gibt zu, dass sie selbst in ein anderes Mädchen aus unserer Englischgruppe verknallt sei, und ich lache und sage, ich hätte es bemerkt. Bei uns hat es geklappt, bei ihnen nicht, obwohl sie auch keine Heteros waren, ähnlich wie etwa ein Drittel meiner Klasse. Das ist die Statistik der internationalen Klassen, deren Schüler ins Ausland gehen wollen – die gibt es, seitdem unsere Schule das International Baccalaureate Diploma Programme umzusetzen begann. Keiner wundert sich darüber, dass ich eine Freundin habe: immer weitere Personen machen ihr Coming-out. Im Unterricht sprechen wir offen über LGBT+, das Recht auf Heiraten ist für uns ein Menschenrecht, in Englisch analysieren wir Literatur hinsichtlich ihrer homoerotischen Motive, im Geschichtsunterricht diskutieren wir über die Rolle von Prinzessin Diana beim Hinweisen der Gesellschaft auf die AIDS-Epidemie; wir tragen Regenbogensocken und queere T-Shirts – obwohl ich weiterhin keine bunte Kleidung trage –, und meine Bekannte erzählt mir von einem Buch, das sie bei der Buchmesse gesehen hat, *GEJEREL*<sup>2</sup>, wir sind begeistert vom Titel, ich muss es lesen. Wir sprechen von *seinem Freund* und *ihrer Freundin*, das klingt ebenso normal wie ihr Freund und seine Freundin. Ich habe fantastische Lehrer, dank denen ich endlich beginne, die Schule gern zu haben. Die Lehrerin für Wirtschaft und *Theory of knowledge* lädt uns zu ihrem Freundeskreis auf Facebook ein; auf ihrem Profil erklärt sie, dass sie jeden ihrer Schüler\_innen aufnehmen würde, deren Orientierung oder Identität von den Eltern abgelehnt wird. Sie ist toll. Zusammen mit Englisch und Geschichte wird Wirtschaft zu meinem Lieblingsfach. Ich lerne Programmieren.

Da weiß ich noch nicht, dass ich in einer Blase lebe, und auch nicht, dass diese Blase in ein paar Jahren brutal durchstoßen wird.

In meiner Klasse haben nur zwei Schüler rechte Ansichten, beides sind junge Männer. Einer von ihnen interessiert sich für den Nationalismus, nicht nur für den polnischen, und seine Intelligenz erlaubt ihm nicht, homophob zu sein. Der zweite ist ein Junge, der in meiner Grundschule ebenfalls gemobbt wurde. Aus der kinderreichen Familie eines Parteimitglieds. Er wird zur Rede gestellt, weil er mit einem PiS-Shirt in der Schule herumläuft. Keiner mag ihn, aber wir geben ihm das alle

---

2 *Gejerel* – ein bahnbrechendes Buch von Krzysztof Tomasiak aus dem Jahr 2012 über die Geschichte der sexuellen Minderheiten in der Volksrepublik Polen.

auf eine seltsame, herzliche Weise zu verstehen: die Witze über unsere Unterschiede sind weit davon entfernt, feindselig zu sein.

Ich beginne eine Fernbeziehung mit meiner Freundin, die damals Jura studiert, ich besuche sie, sie besucht mich, oder wir treffen uns in einer anderen Stadt. Ich habe keine Angst davor zu sagen, dass wir zusammen sind – einerseits deshalb, weil das in meiner Umgebung eine gewöhnliche Nachricht ist, und andererseits deshalb, weil ich – nachdem ich die Mobbingetappe in der Grundschule erlebt habe –, denke, dass ich nichts mehr zu befürchten habe. Nichts kann schlimmer sein. Nur meine Familie weiß nichts davon.

Mit achtzehn bekomme ich eine Erbschaft, von einem Menschen, den es mir nicht gegeben war kennenzulernen, obwohl unsere Gesichter beinahe identisch sind. Ich ähnele meinem biologischen Vater, der seit langem nicht mehr lebt.

Manchmal denke ich, dass meine Mutter gerade wegen unserer Ähnlichkeit meinen Anblick nicht ertragen konnte, weil diese sie an ihre hässliche Scheidung und misslungene Ehe erinnerte. Nach der Hochzeit verfiel er in Alkoholismus; wenn er getrunken hatte, verprügelte er sie; einige Jahre nach ihrer Trennung wurde er tot aufgefunden. In der Wohnung, deren kleiner Teil mir als Erbe zufällt, finde ich ein Fotoalbum mit Fotos von ihrem Abiball. Beim Durchblättern habe ich den Eindruck, ich würde meine eigenen Fotos sehen.

Der Kalender auf seinem Schreibtisch blieb beim Jahr 2007, die Uhr auf vier Uhr, obwohl sie wohl noch ein oder zwei Jahre nach seinem Tod funktioniert hat – es gab niemanden, der die Batterie ausgewechselt hätte. Über dem Stuhl hängt sein gebügelter Anzug, den er wohl am nächsten Tag hatte anziehen wollen, ohne zu wissen, dass er es nicht mehr erleben würde.

Ich verkaufe meinen Anteil an der Wohnung; ich nehme nur das Fotoalbum mit. Ich erfahre mehr über das Leben meines Vaters und gehe zum ersten Mal zu seinem Grab. An einem Novemberabend zünde ich zusammen mit meiner Mutter dort Kerzen an. Manchmal denke ich an die Uhr, auf dessen Ziffernblatt sich die Zeiger gleichgültig bewegen, an das ununterbrochene Tick-Tack im leeren Zimmer, ein Tick-Tack, das schließlich zum Schweigen kommt.

Das Geld fällt mir buchstäblich vom Himmel. Ich gebe einen Großteil davon für eine Brustverkleinerungsoperation aus; ich habe Glück, denn die Ärzte, die die Degeneration meiner Wirbelsäule beim MRT sehen, stellen keine Fragen mehr. Der chronische Schmerz, die schiefe Haltung; niemand interessiert sich für die Abscheu, die ich empfinde, wenn ich mein Spiegelbild sehe. Seit Jahren erzähle ich meinen Freundinnen, dass ich eines Tages meine Brüste loswerden werde; sie machen spaßeshalber aus ihrem Neid keinen Hehl und sagen, dass ich sie ihnen abgeben könnte, anstatt sie zu entfernen. Wie eine Transplantation. Sie verstehen nicht, dass mein Busen mir Schmerzen bereitet. Auf jede erdenkliche Art und Weise. Von der Entlastung trennen mich fast 20 Tausend Zloty.

Einen Tag nach den Ergebnissen der Abiturprüfung werde ich operiert. Meine Mutter fährt mich nach Warschau, dort vereinbare ich mit meinem Chirurgen die endgültige Größe – ich verlange ein A, höchstens ein B, er drängt auf ein D, stimmt dann einem C zu, mit dem Argument, dass dann die Drüsen erhalten bleiben und

ich Kinder stillen könnte. Bei diesen Worten möchte ich kotzen. Ich will keine haben. Aber der Chirurg ist sympathisch, vielleicht nicht nur des Geldes wegen. Er verspricht, mir die kleinsten Brüste zu machen, die er schafft; das ist immer noch besser, als wenn ich mich für die Operation vom Nationalen Gesundheitsfonds entscheiden würde, die es unmöglich macht, unter Größe D zu gehen.

Vor der Operation sollen sie mir eigentlich Beruhigungstabletten geben, aber sie tun es nicht, weil ich mit einem Lächeln dasitze und warte – angeblich möchten manche Patienten an diesem Punkt aufgeben, aus Angst, zu sterben oder nicht mehr aufzuwachen. Aber für mich ist selbst das besser als das Leben in diesem Körper; als ich mich ruhig auf den Tisch lege, denken die Anästhesisten, dass es an den Tabletten liegt. Während ich aus der Narkose aufwache, sehe ich einen Anblick, den ich von Youtube-Videos von Trans-Jungs nach der ersten Operation kenne: Verbände und Drainagen, die geduldig das Blut und die Lymphe sammeln. Obwohl mich die Bandagen drücken, spüre ich, dass ich endlich frei atmen kann. Eine Krankenschwester gibt mir Morphium. Ich liege zwei Tage lang in dieser Privatklinik und kann mich an meiner fast flachen Brust nicht sattsehen. Das ist eine der besten Entscheidungen, die ich in meinem Leben getroffen habe. Ich habe keine Schmerzen mehr, ich ekele mich nicht mehr, in den Spiegel zu schauen, ich protestiere nicht mehr, wenn mich jemand fotografiert. Aus meiner Mittel- und Oberschulzeit habe ich gar keine Fotos.

Drei Monate nach meiner Operation soll ich ein Studium beginnen – Wirtschaftswissenschaften. Ich stehe auf der Liste an erster Stelle, obwohl ich an einer der britischen Spitzenuniversitäten wahrscheinlich am Ende der Liste stehen würde, bestenfalls irgendwo in der Mitte. Ich bleibe in Polen – vor meiner Freundin liegen noch zwei Jahre Jurastudium und drei Jahre Referendariat, und ich könnte den Gedanken nicht ertragen, sie hier allein zu lassen, um in Oxbridge zu studieren. Als die Zeit der Zulassung kommt, bringe ich es nicht über mich, ein *Personal Statement* zu schreiben; meine Lehrer sind enttäuscht und wiederholen, dass ich eine Chance hätte, aufgenommen zu werden. Ich sage ihnen und meinen Freunden, dass ich, statt ins Ausland zu fliehen, Polen dem Ausland ähnlicher machen werde.

Ich ziehe in die Dreistadt Gdańsk, Gdynia und Sopot – und informiere meinen Mitbewohner noch am selben Tag, dass meine Freundin mich regelmäßig besuchen wird. Er antwortet mir etwas Seltsames. Diesmal bin ich es, die das Gesicht verzieht. Hier wird mir zum ersten Mal bewusst, dass viele Menschen gleichgeschlechtliche Beziehungen auf Sex reduzieren. Ich diskutiere mit ihm nicht darüber, zumindest macht er keine Probleme.

Das erste Jahr verläuft ruhig: Wenn ich neuen Freunden von meiner Freundin erzähle, sagen sie, dass wir ein süßes Paar seien und wünschen uns das Beste, und ihre Studienfreunde werden zu meinen Freunden. Wir genießen das Leben. Wir verabreden uns zu Dates, gehen spazieren, ins Kino und in Restaurants, manchmal bringe ich ihr in den Pausen das Mittagessen, manchmal bleibe ich bei ihren Vorlesungen; auf der Straße halten wir Händchen und küssen uns, ohne verlegen zu sein. Bei einem abendlichen Spaziergang über die Strandpromenade nennt uns eine ältere Dame ein hübsches Paar.

Ein paar Freunde sagen mir, dass ich wenigstens nicht zu *diesen Regenbogenwichsern* gehöre, und plötzlich begreife ich, dass manche Leute mich und sie akzeptieren, aber nicht *uns*. Sie assoziieren LGBT+ mit Fettleibigkeit oder Untergewicht, seltsam gefärbten Frisuren, Depressionen, Therapien, Bein- und Achselhaaren, rasierten Augenbrauen, lächerlichem Make-up, Sex, dem Nichttragen von BHs – das alles zählen sie auf, und ich muss mich entscheiden, ob ich mich von der LGBT+-Gemeinschaft abgrenzen oder für sie eintreten will. *Ihr* seid der Grund, warum wir zu Psychologen und Psychiatern gehen müssen, sage ich. *Ihr* seid diejenigen, die uns Depressionen bescheren und sich wundern, dass ihr euch deren Auswirkungen anschauen müsst; ihr toleriert nur diejenigen, denen das Leben in dieser Gesellschaft keinen mit bloßem Auge sichtbaren Stempel aufgedrückt hat, ihr akzeptiert Homosexualität als einen geringen Exzess, einen kleinen Makel auf einem ansonsten praktisch heterosexuellen Bild.

Als immer mehr Leute aus meinem Studienjahr erfahren, dass wir ein Paar sind, zucken sie nicht einmal mit der Wimper; vielleicht wissen sie es schon, vielleicht interessiert es sie nicht besonders. Ich rede mit den Jungs über unsere Freundinnen.

Im Mai gehen wir gemeinsam zu unserer ersten Pride Parade – wir haben einige Bedenken, aber wir wissen, dass wir dabei sein müssen. Die Bedenken erweisen sich als unbegründet. Ich habe mich nie sicherer gefühlt als bei dem Marsch in Danzig, inmitten von Tausenden von Menschen, die von der Polizei geschützt wurden, so dass wir nicht einmal den Text auf den einzelnen Transparenten einer Handvoll Gegendemonstranten lesen konnten.

Als das Semester zu Ende ist, muss ich über die Semesterferien nach Hause fahren. Ich stamme aus Białystok.

In Białystok findet jetzt die erste Pride Parade statt, und ich weiß, dass ich dabei sein muss, auch wenn die Rechten drohen, den Marsch durch die Stadt verhindern zu wollen. Bis zur letzten Minute kann ich mich nicht entscheiden, ob ich hingehen soll – obwohl ich den Abend davor ein Transparent vorbereite mit dem Gefühl, eine Mission zu erfüllen. Doch als meine Tante mir sagt, dass sie hingeht, wird mir klar, dass auch ich hingehen muss. Auf dem Weg dorthin erzähle ich ihr, dass ich eine Freundin habe. Sie hatte es schon längst an der Art und Weise erkannt, wie ich von ihr erzählt hatte.

Wir hören Polizeisirenen und das Geflatter von Hubschrauberpropellern. Wir gehen an den ersten Teilnehmern vorbei, die umkehren, auch an einem Krankenwagen mit Sirene, wir sehen die ersten Tränen und das erste Blut, hören die ersten Schreie; erst Schreie der Angst, dann die im Chor, die donnernden, aggressiven. «VER-PISST-EUCH, VER-PISST-EUCH, VER-PISST-EUCH». In Danzig demonstrierte ich mit meiner Freundin für das Recht, heiraten zu dürfen, in Białystok gehe ich ohne sie, nur wegen des Rechts auf Leben.

Ich habe den Eindruck, dass es mehr von den Gegendemonstranten als von uns gibt. Der Marsch ist umzingelt, die Polizei will uns nicht durchlassen, ich habe das Gefühl, dass sie uns in ein paar Sekunden vor den Augen der Beamten verprügeln werden – doch schließlich quetschen wir uns zwischen deren Schildern hindurch. Der Marsch geht langsam, einen Schritt nach dem anderen los. Steine, Pflastersteine,

Flaschen und Eier fallen auf uns. Feuerwerkskörper explodieren unter unseren Füßen. Ihr Knallen ist ohrenbetäubend. In meinen Ohren pfeift es, und als ein weiterer neben mir landet, renne ich rückwärts und rufe den anderen zu, dass sie es auch tun sollen. «VER-PISST-EUCH, VER-PISST-EUCH, VER-PISST-EUCH». Jemandem tropft Blut auf das T-Shirt. Anderen läuft der Speichel, mit dem wir bespuckt werden, über das Gesicht. Die Luft ist dick von Pfeffergas; wir gehen durch dessen Wolken wie durch einen Nebel, in dem Feuerwerkskörper aufblitzen, als ob ein Gewitter durch die Straßen der Stadt gleiten würde.

Wir kommen an einer Kirche vorbei. Frauen, die unsere Großmütter sein könnten, rasseln mit ihren erhobenen Rosenkränzen und schreien «HUREN, PERVERSE, SCHWUCHTELN, SODOMITEN!» Sie schwingen die Rosenkränze und peitschen die Luft zwischen uns, wie einst die Römer Jesu mit der Geißel; aber statt mit Steinen sind die Riemen der Peitsche mit Dutzenden von Kreuzen mit seinem Bildnis versehen. Ich habe Angst, dass ich einen Pflasterstein an den Kopf bekomme und sterbe. Männer in T-Shirts mit nationalistischen Motiven machen Aufnahmen von uns und schreien, dass sie uns finden und töten würden. Die Leute um mich herum schnappen in den Pfeffergasdämpfen nach Luft und gehen gekrümmt noch einige Schritte vorwärts. Während wir gehen, versuchen wir, auf unsere Füße zu achten: Man könnte über Steine oder Pfeffergasdosens stolpern oder sich an den zerbrochenen Bierflaschen, mit denen wir beworfen werden, die Füße aufschneiden, und einer der Feuerwerkskörper könnte immer noch explodieren. Als ich den Nationalisten in die Augen schaue und ihnen mit einem Lächeln zu verstehen gebe, dass sie mir meine Würde nicht nehmen können, zeigen sie mir, indem sie mit den Fingern über ihre Kehle fahren, dass sie mir die Kehle aufgeschlitzt hätten, wenn die Polizei nicht gewesen wäre. Die Aggressivität färbt ihre Gesichter und Hälse wütend rot; ihre Adern treten hervor, ihre Sehnen spannen sich an wie die Saiten einer Gitarre, die auf eine einzige, hasserfüllte Melodie gestimmt ist. Während sie schreien, habe ich den Eindruck, dass sowohl ihre Adern als auch ihre Sehnen zu platzen drohen.

Einige Marschteilnehmer sammeln Aufreißblaschen von den Gasdosens als Souvenirs. Gegen den Strom laufen Menschen mit Körben: Sie verteilen Anstecknadeln und Ratgeber für Eltern von LGBT+-Menschen. Der Ratgeber liegt noch in meinem Zimmer. Ich hoffe, dass meine Eltern ihn in meiner Abwesenheit gefunden und gelesen haben; ich vermute, dass sie es getan haben, denn ihre Haltung mir gegenüber hat sich seitdem erheblich verbessert.

Als ich nach Hause zurückkomme, tauchen die ersten Berichte im Internet auf. Auf Instagram machen Gerüchte die Runde, dass erst einer, dann vier Menschen getötet worden seien; sie erweisen sich als unwahr, obwohl ich in den ersten Stunden selbst bereit bin, das zu glauben: Es scheint mir durchaus möglich, ja sogar wahrscheinlich, dass jemand zu Tode geprügelt worden sein könnte. Die Medien beginnen zu berichten. Die Rechten behaupten, wir hätten mit all dem, was uns die Haut aufgeschnitten und verbrannt hatte, auf die Gegendemonstranten geworfen. Sie behaupten, dass niemand verprügelt wurde, und fangen an – wenn sie mit dem Filmmaterial konfrontiert werden, es Sekunde für Sekunde zu analysieren, indem

sie behaupten, dass es sich um ein abgekartetes Spiel handele, dass *die Schwuchteln wieder versuchen, sich als Opfer einer eingebildeten Aggressivität auszugeben*.

Ich verspüre Wut. Ich möchte schreien. Meine Eltern bedauern, dass sie mich haben gehen lassen, weil sie Angst hatten, dass mir etwas zustoßen könnte. Mein Foto von der Demonstration erscheint in der «Vogue», und eine meiner Grundschulfreundinnen, die meine Kindheit zur Hölle gemacht hatte, gratuliert mir auf Facebook zu meinem Mut. *Weiter so! :)*, schreibt sie. Als ich ihre Nachricht sehe, möchte ich auf den Bildschirm spucken.

Ich möchte nie wieder nach Białystok zurück. Ich überzeuge meine Eltern davon, dass ein Hypothekendarlehen billiger als Mietezahlen ist. Wir verbringen den Rest der Semesterferien damit, eine Wohnung für mich in der Dreistadt zu suchen, meine eigene, für immer. Die sind teuer, es klappt nicht, der Bankangestellte entscheidet, dass wir es uns nicht leisten können; wir bekommen keinen Kredit-, und das entsetzliche Risiko, hierher zurückkommen zu müssen, macht mir wieder Angst.

Am ersten Tag nach meiner Rückkehr in die Dreistadt werden meine Freundin und ich am S-Bahnhof von einer alten Frau bespuckt. *Lesben* zischt sie durch die Zähne, geht aber weiter. Etwas, das ein Jahr lang nicht passiert ist, wird plötzlich zum Alltag. Die Stimmung kippt. Kurze Zeit später gewinnt die Partei PiS (Recht und Gerechtigkeit) bei den Parlamentswahlen mehr als die Hälfte der Mandate. Wir fangen an, darüber zu sprechen, Polen verlassen zu wollen. In einem solchen Polen wollen wir nicht bleiben. Das, wovor ich vor einem Monat aus Białystok weglaufen wollte, hat uns auch hier erreicht. Es hat sich bis an die Landesgrenzen ausgebreitet. Unversehens bin ich froh, dass wir es nicht geschafft haben, eine Wohnung zu kaufen.

Als mein neuer Mitbewohner erfährt, dass ich eine Freundin habe, grüßt er mich nicht mehr. Er selbst bringt jede Woche mehrere Mädchen von Tinder in unsere Wohnung; das hält er für normaler als eine Beziehung zwischen zwei Personen. Erst die Pandemie macht dem ein Ende: Der Vermieter ordnet *wegen Coronavirus* ein Besuchsverbot an, das mein Mitbewohner noch am selben Tag bricht.

Ich melde es. Ich habe genug von ihm. Einen Monat später wohnt er nicht mehr hier.

Ich habe neue Mitbewohner, und als meine Freundin mich nach der Aufhebung des Verbots wieder besucht, versuche ich, sie dazu zu bewegen, leise zu sein, falls die auch etwas gegen gleichgeschlechtliche Beziehungen haben sollten. «Scheißegal», sagt sie mir, aber sie ist ja auch nicht diejenige, die mit ihnen unter einem Dach lebt. Sie ist nicht diejenige, die sich in der giftigen Atmosphäre, die entstehen würde, wenn sich herausstellt, dass sie homophob sind, verstecken müsste – obwohl sie das sowieso tut, bei sich zu Hause. Wir können uns keine eigene Wohnung leisten – sie unterstützt ihre Mutter und sich selbst, bald muss sie die Referendariatsgebühr bezahlen – und ich werde von meinen Eltern unterstützt. Ich arbeite auch, überweise aber das Geld, das ich verdiene, zusammen mit dem Stipendium für meinen hohen Notendurchschnitt auf ein Sparkonto. Ich spare für meine eigene Wohnung oder für die Ausreise. Wir wissen es immer noch nicht.

Ich unterrichte Englisch an einer Sprachschule, online, wegen der Pandemie. Ich konnte die junge Frau, die mich eingestellt hat, mit meiner guten Aussprache und meinen Kenntnissen überzeugen, obwohl ich nie zuvor Erfahrung mit dem Unterrichten anderer Menschen hatte. Ich hatte nicht einmal Nachhilfestunden gegeben. Beim Vorstellungsgespräch log ich, dass ich schon seit Jahren unterrichten würde. Zwischen meinen Vorlesungen und der Arbeit habe ich oft keine Zeit zu essen; zwischen den Unterrichtsstunden nehme ich eine weitere Halstablette, Thymian mit Huflattich; ich brühe mir einen Tee auf, rücke mein Hemd zurecht und beginne mit einem erzwungenen Lächeln die nächste Unterrichtsstunde.

Ich bin erst zwanzig, dann einundzwanzig, und da ich fast ausschließlich Menschen unterrichte, die viel älter als ich sind, muss ich lügen, um mir meine Autorität aufzubauen. Ich erzähle, dass ich als Übersetzerin arbeite und nebenbei als Dozentin tätig sei, dass mein erster Studiengang eigentlich ein weiteres Studium sei, für das ich mich nur aus Leidenschaft für die Wirtschaft entschieden hätte. Ich spreche nicht über mein Alter. Sie kaufen mir diese Lügen ab. Auf diese Weise arbeite ich nun seit einem Jahr.

Mein Englisch ist hervorragend. Ich spreche es fließend wie kaum ein anderer und tue mit Erfolg so, als sei ich Muttersprachlerin. Ich habe von klein an alles auf Englisch gelernt, meine Tante hat mit mir daran gefeilt, dann bin ich auf eine bilinguale Mittelschule gegangen, von dort zum International Baccalaureate, von dort wiederum zum Studium in Englisch – in Polen, obwohl meine Eltern mich seit meiner Kindheit darauf vorbereitet hatten wegzugehen. Sie sahen hier keine Zukunft für mich, obwohl sie nichts von meiner Orientierung wussten. Ich habe es ihnen immer noch nicht gesagt. Denn obwohl unsere Ansichten zumindest ähnlich sind, habe ich Angst, dass sie mich nicht mehr unterstützen würden und die Ersparnisse, die ich für eine bessere Zukunft beiseitelege, auf ihrem jetzigen Stand verharren oder verschwinden würden, weil ich sie aufessen würde. Ich bin Vollzeitstudentin, ich verdiene nicht einmal eintausend Złoty im Monat bei der Anzahl der Stunden, die mir am Tag für die Arbeit bleiben.

In der Grundschule hatte ich gute Noten, trotz allem. In der Mittelstufe hatte ich jedes Jahr den niedrigsten Notendurchschnitt der Schule – und auch die niedrigste Zahl von Anwesenheitstagen. Im Lyzeum war ich entweder sehr gut oder sehr schlecht, meine Noten fielen von einem Extrem ins andere. Ich schwänzte immer noch häufig den Unterricht und kam nicht ein einziges Mal pünktlich, selbst wenn der Unterricht am Nachmittag begann. Heute erhalte ich in den Seminaren und Prüfungen immer die besten Noten. Anmerkungen neben meinen Noten wie «The best student!». Oder: «Extra points for perfection» im Studienbuch. Telefonanrufe von meinen Professoren mit Glückwünschen. Sie mögen mich, obwohl ich mich frage, ob sie damit aufhören würden, wenn sie wüssten, dass ich eine Freundin habe oder dass ich mich selbst nicht ganz als Frau fühle. Ich habe kein einziges Seminar oder eine Vorlesung verpasst. Schon im ersten Semester wurde mir eine Stelle an der Hochschule angeboten. Im zweiten Semester erneut. Während des dritten und vierten Semesters fühlte ich mich von allen Dozenten

beobachtet, die bereits gehört hatten, dass ich eines Tages in ihre Reihen eintreten würde. Das fünfte Semester hat gerade begonnen.

An der Universität freunde ich mich mit einer Russin an, die ähnlich rücksichtslos ist wie ich: Ich bin streng, kritisch und kann Schwäche nicht ausstehen, weil ich sie mir selbst nie leisten könnte. Unsere Erfahrungen haben uns, obwohl sie so unterschiedlich sind, gleichermaßen fleißig und streng gemacht; wir nennen das östliche Erziehung. Ich verlange viel von den Anderen – aber noch mehr von mir selbst. Ich lasse mich nicht von der Nachlässigkeit anderer herunterziehen; es hat mich viel gekostet, an die Oberfläche zu kommen, und ich habe die Absicht, mich über Wasser zu halten. Und an Land zu schwimmen. Meine Freundin hat die gleiche Einstellung; ich habe sie dafür lieben gelernt, für ihre Intelligenz, ihren Scharfsinn, ihren zynischen Humor, ihre Hartnäckigkeit und die Tatsache, dass sie, obwohl das Leben sie ähnlich verbittert und rau im Umgang gemacht hat, die Zärtlichkeit und Freude aufbringen kann, die sie auch mich gelehrt hat. Die Jahre, die wir zusammen verbringen, sind die glücklichsten meines Lebens.

Ich bin gewissermaßen besessen davon, besser sein zu müssen als alle anderen. Es geht mir dabei nicht darum, mir einen Platz in der heterosexuellen Welt zu verdienen. Ich möchte all jene ärgern, die mich am liebsten anspucken würden – es muss schlecht um sie stehen, wenn eine *Lesbe* gelobt wird.

Ich bin keine Lesbe. Ich mag es nicht, in eine Schublade gesteckt zu werden, aber wenn mich jemand fragt, sage ich, dass ich bi bin. Ich fühle mich nicht als Frau. Ich kann auch nicht sagen, dass ich ein Mann bin, obwohl ich ihnen in meiner Seele näher stehe als den Frauen. Ich habe nur sehr wenige Kleider aus der Damenabteilung; sie stehen mir zwar gut, aber wenn ich sie anziehe, habe ich das Gefühl, nicht mich, sondern eine Puppe anzuziehen oder ein Laufstegmodell zu stylen. Ich betrachte meinen Körper so, als ob er nicht meiner wäre; in ihn hineingeboren zu werden, in Białystok, in Polen, war nicht meine Entscheidung. Ich weiß bereits, wie ich damit leben kann.

Ich mag Englisch, es ist weniger geschlechtsspezifisch als Polnisch. Die *Miss* stört mich nicht so sehr wie das polnische *Pani* (Sie, weibliche Form), genauso wie *fuck* im Allgemeinen weniger vulgär erscheint als *kurwa* (Hure). Ich mag es nicht, wenn man mich eine junge Frau nennt, aber ich liebe es, wenn man mich als *ihre Freundin* bezeichnet. Die Freude darüber ist stärker als meine Dismorphie. Das Präsens der polnischen Sprache erlaubt es, dem Geschlecht etwas zu entkommen, aber es erwischt mich dann doch bei den Adjektiven.

Ich benutze es, wenn ich über Erinnerungen spreche, denn obwohl sie in der Vergangenheit liegen, sind sie in meinem Kopf immer noch präsent. Obwohl ich im Morgenmantel in meinem gemieteten Zimmer in der Dreistadt sitze, sind Teile von mir immer noch in Białystok – verhöhnt und bespuckt. Irgendjemand nennt sie immer noch Lesbe. Irgendjemand bedroht diese Teile immer noch mit dem Tod. Sie weinen immer noch, versteckt im Bettkasten der Couch, und lesen immer noch darüber, wie man ein Junge wird. Ihre Kehle ist immer noch von Pfefferspray trocken. Andere, die Glücklicheren, entdecken immer noch, dass das Mädchen, in das

sie verknallt sind, sie ebenfalls liebt. Sie wachen immer noch ohne das Gewicht ihrer operierten Brüste auf. Sie knöpfen immer noch ein Männerhemd in Größe XS über ihre fast flache Brust zu und wundern sich, wie gut es ihnen passt. Sie werden immer noch für ihre Antworten im Kolloquium gelobt, und sie gehen immer noch am Ostseestrand spazieren und halten die Hand der Person, die sie lieben. Diese Erinnerungen – die schlimmsten und die besten – beginnen jedes Mal vom Neuen, wenn sie wieder ins Gedächtnis gerufen werden.

Seit gestern habe ich meine erste Tätowierung auf der Haut; die Leute fragen mich gedankenlos, ob ich wisse, dass die für immer bleibe. Ich sage ihnen, dass alles für immer bleibe. Erinnerungen können nicht operiert werden. Manche müssen gepflegt werden, wie z.B. Skalpellsspuren auf der Haut oder die unter die Haut gepresste Tinte – im ersten Fall, damit sie verblassen, im zweiten Fall, damit sie klar bleiben. Die postoperativen Narben sind jetzt fast unsichtbar.

Nach dem Marsch in Białystok wurde ich auf Tumblr gefragt, ob ich überlegen würde, Polen zu verlassen. Ich habe damals gesagt, dass ich nicht daran glaube, vor Problemen davonzulaufen zu können oder dass das Gras auf der anderen Seite des Zauns grüner sei; dass wir überall verprügelt werden könnten und es genauso weh tun würde, obwohl wir in einem anderen Land zumindest damit rechnen könnten, dass die Täter bestraft werden. Ich erinnere mich an die Arroganz, mit der ich damals darüber sprach, dass wir, wenn wir die Rechte haben wollten, die LGBT+-Menschen in den westlichen Ländern genießen, für sie kämpfen müssten, so wie sie es Jahre oder Jahrzehntlang zuvor getan hatten. Ich glaubte, dass unsere Ausbildung auch hier etwas ändern kann – meine im Bereich Wirtschaft, ihre im Bereich Recht.

Heute kann ich keine solche Zuversicht mehr aufbringen. Wir kratzen an dem Thema unserer Ausreise wie an einer Wunde, die nicht verheilen kann – manchmal eitert sie, pocht vor Schmerz, ein anderes Mal ist sie fast verheilt. Wir werden die nächsten drei Jahre in Polen verbringen: Sie wird Rechtsanwältin werden, ich werde in Wirtschaftswissenschaften promovieren.

In dem Unternehmen, in dem meine Freundin derzeit arbeitet, bin ich als ihr Verlobter bekannt, der für sie Kuchen backt, ihr Mittagessen kocht und sie in Form bringt. Außerhalb der Arbeit und des Studiums verbringe ich viel Zeit in der Küche; es macht mir Spaß zu kochen, besonders für sie. Ich mache Sport – ich lache, ich würde Cardiotraining machen, um vor den Rechten weglaufen zu können, und Krafttraining, um mich zu verteidigen, wenn die Rechten sich doch als schneller erweisen sollten. Ich schreibe – wir schreiben – ein Buch, schon das vierte Jahr, obwohl es nicht die geringste Chance gibt, dass es den polnischen Leser erreicht. Es entsteht eher für uns als für andere. Für andere Menschen gibt es Texte wie diesen.

Vor knapp einer Woche habe ich einer deutschen Journalistin, die das Leben von LGBT+-Personen in Polen erforscht, ein anonymes Interview gegeben; es war der Anfang einer von einer Schweizer Organisation, die über unsere heutige Situation beunruhigt ist, in Auftrag gegebenen Serie von Artikeln.

Sie hörte sich meine Geschichte und meine politischen Beobachtungen an und konnte ihr Entsetzen nicht verbergen; für mich selbst waren sie, vielleicht mit

Ausnahme der Białystok-Pride Parade, nichts Außergewöhnliches. Dies zeigt, wie unterschiedlich die Standards für akzeptables Verhalten in unseren Gesellschaften sind. Ich möchte gern, dass dieser Text, wenn er in ein paar Jahren oder in einem Dutzend Jahre gelesen wird, seine Leser genauso überrascht, wie meine Geschichten über unseren polnischen Alltag die oben erwähnte Journalistin überrascht haben. Im Moment mache ich mir keine Illusionen darüber, dass dies geschehen wird. Angeblich waren sich fast alle Menschen, mit denen sie ähnliche Gespräche führte, einig: Es wird nur noch schlimmer werden. Das wussten wir schon nach den Parlamentswahlen 2019 und noch vor den Präsidentschaftswahlen in diesem Jahr. Weder ich, noch meine Familie, noch meine Freunde kennen jemanden, der für die PiS gestimmt hat.

Aber etwas lässt mich hoffen, dass ich nicht gezwungen sein werde, Polen zu verlassen. Dass in einem Dutzend Jahren, wenn ich selbst an der Universität unterrichte, niemand mehr überrascht sein wird, wenn ich meine Frau erwähne. Dass vielleicht ausgerechnet meine eigenen Studierenden dieses Interview und diesen Text ausgraben werden, den ich geschrieben habe – von einer an Aufdringlichkeit grenzende Neugierde dazu angestoßen –, als ich so alt war wie sie. Dass sie herzlich darüber lachen werden, mit einem gewissen Respekt, und sich freuen, dass ihr eigenes Leben besser aussieht. Dass wir die in die Geschichte eingegangene Generation sein werden, die es endlich geschafft hat.

Ich möchte heiraten. Ich werde immer noch von Schlaflosigkeit geplagt, aber wenn meine Freundin dabei ist, schlafe ich schneller ein. Ich trage wieder Farben, nicht nur Schwarz. Es hat sich herausgestellt, dass ich Rosa mag, was früher als zu damenhaft Aggressivität in mir geweckt hatte.

Angeblich gibt es gar kein Rosa. Wir haben die Farbe erfunden, um die Verarbeitung der von unseren Augen aufgenommenen Informationen zu erleichtern. Ich habe den Eindruck, dass es sich mit dem Geschlecht genauso verhält. Ich glaube, ich habe das schon irgendwo gelesen.

Das Programm, mit dem ich schreibe, will jede weibliche Form in eine männliche Form korrigieren, als ob es das wüsste. Bei jedem rot unterstrichenen Wort zögere ich. Letztendlich ist es das Femininum, das ich täglich benutze.

# MARCIN

*[Geboren 1995 in einer Kleinstadt im Südwesten Polens, homosexueller Cis-Mann, lebt heute in Warschau.]*

Ich wohne im Dachgeschoss eines kleinen Mietshauses in einem Warschauer Villenviertel. In Höhe des fünften Stocks sieht man die Straße nicht mehr, also stelle ich mir manchmal vor, in Paris oder im Mittelalter zu leben oder der einzige Überlebende der Apokalypse zu sein; in jeder dieser Varianten wäre ich mir der gegenwärtigen Ereignisse nicht bewusst. Während des Lockdowns im Frühjahr waren aufgrund der Coronavirus-Pandemie die Geräusche mein einziges Fenster zur Welt – von Zeit zu Zeit hörte ich das bedrohliche Brummen von Kleinflugzeugen und Hubschraubern, die an meinen Dachfenstern vorbeiflogen. Die Paranoia, die damals in meiner Zimmerecke aufblühte, ließ mich glauben, dass die Medien lügen würden und alle ganz sicher ums Leben gekommen waren. Während des Sommer-«Lockdowns» schauten meine Zellengenossen und ich aus dem Kellerfenster und versuchten, die Tageszeit zu bestimmen; wir analysierten den Winkel, in dem die Augustsonne auf die Autos und Gebäude fiel (es gelang uns nicht). Heute, an meinem letzten Tag der Quarantäne (ich hatte Kontakt zu einer infizierten Person), sehe ich in beiden Erinnerungen etwas gleichermaßen Nacktes und Verletzliches – der Dachboden verschmilzt mit dem Keller zu einem eintönigen «psychischen Schutzraum».

Seit fast einem Jahr lebe ich jetzt ganz allein; die Einsamkeit scheint für mich eine Grenzsituation zu sein. In der Einsamkeit integriere ich mich gleichermaßen, wie ich mich zurückziehe – in meiner Zelle kann ich sowohl ein Mönch sein, der immer weitere Geheimnisse des Glaubens entdeckt, als auch ein Sträfling, der von den Schlünden des Absurden absorbiert wird. Während die Welt von der Pandemie verschlungen wurde, ertrank ich in den Dämpfen meiner selbst. Zwei Monate lang wurde das Schwarz meiner Dachfenster nur gelegentlich durch das Aufflackern meines Feuerzeugs erhellt, wofür ich mit einer Sucht und einer psychischen Krise bezahlte – der vierten in Folge. Die Nummer eins kam, als ich von einem dreimonatigen Arbeitsaufenthalt auf den Britischen Inseln zurückkehrte; vor vier Jahren lebte ich dort ganz allein in einem schimmeligen, mit verstaubten Träumen bedeckten Zimmer.

Die Nummer zwei (vor zwei Jahren) habe ich bannen können, indem ich allein eine viertägige Reise in eine mitteleuropäische Hauptstadt unternahm. Die Nummer drei, eine Geschichte aus diesem Jahr, war die Folge meiner hochmütigen

Überzeugung, dass ich es allein schaffen würde. Und die Nummer vier gibt es nicht, weil ich im August – nach vielen Jahren – erkannt habe, dass ich es nicht allein schaffen werde. Heute findet dieses Glaubensgeheimnis für mich seinen Ausdruck in dreißig Quadratmetern mittleren Standards. Für mein «Meet & Greet» mit dem Herrgott zahle ich bis zum Zehnten jeden Monats in bar. Der Dachboden definiert mich – hier mache ich, was ich will. Und wenn der Herbst kommt und es wieder dunkel wird, fange ich an zu schreiben.

Ich wurde im Südwesten des Landes geboren, in einem Plattenbau. Ich stamme aus einer Lehrerfamilie, wobei meine Mutter ihren Beruf nie mochte, mein Vater dafür ungeeignet war; und meinen Großvater assoziierte ich ohnehin eher mit dem Papst. Und weil mein Vater nach meinem Coming-out den damals bereits verstorbenen Großvater beschuldigte, «kleine Jungs geschubst» zu haben (?), ließ er mich einige Monate lang vermuten, dass ich von einem pädophilen Geistlichen Lesen und Schreiben gelernt hatte. In Wirklichkeit war mein Großvater einfach ein charismatischer, in Gender-Themen aufgeklärter, geschiedener Mann. Er zog fünf Enkelkinder groß und kochte für sie Mittagessen, ein bisschen wie Robin Williams in «Mrs. Doubtfire». Mein Vater, der ihn des Missbrauchs von Jugendlichen beschuldigte (das einzige Skript für Homosexualität, das ihm einfiel), wollte wahrscheinlich auf ungeschickte Weise die Spreu vom Weizen trennen. Die Attribute der Männlichkeit sollte ich von ihm bekommen haben – die Gene der Homosexualität könnten dagegen ein Erbe der Familie meiner Mutter sein. Vielleicht ähnele ich tatsächlich meinem Großvater – ich habe von ihm die Liebe zu Tieren, seinen eleganten Sinn für Humor und seine ukrainische Anmut geerbt. Bekommen habe ich von ihm die bereits erwähnte Kenntnis der Fibel, bedingungslose Liebe und eine tiefgreifende Spiritualität (Großvater brachte mir und meiner Schwester das Beten bei). Mein erster Traumberuf war übrigens Priester. Kürzlich habe ich aber von meiner Tante erfahren, dass das nicht wahr ist – ihrer Meinung nach wollte ich entweder Philosoph oder Müllfahrer werden. Aber ich wurde Psychologe.

Im Grunde genommen hatte mir meine Mutter Psychologie beigebracht – selbst ein Opfer des eigenen Nervensystems und ihrer unglücklichen Ehe, eine Meisterin der passiven Aggressivität, ein Fan von Zähneknirschen und Migräne. Meine Mutter weihte mich in die Welt des Paranormalen ein: Als Übersetzerin von Beruf sprach sie in Zungen, wörtlich und im übertragenen Sinne. Ab und zu bekam sie einen Anfall und begann eine Séance. Mit einem Schrei verkündete sie, dass sie keine Kraft mehr habe, weil sie nichts weiter sei als eine «blöde Verrückte, die zwei Schlangen im eigenen Schoß großgezogen» habe. Die Worte flogen dann überall umher, und ich – das junge Medium – klammerte mich an sie wie an einen Strohalm, analysierte die Mimik und den Klang ihrer Stimme. Gelegentlich flossen Prophezeiungen auf Mutters gequälte Schläfen herab. «Ich werde die Tür hinter mir zuknallen und komme nie wieder zurück», lüftete sie den jungen Schlangen den Schleier des Geheimnisses. Viele Jahre später erzählte mir meine Schwester, dass sie damals vor lauter Hilflosigkeit mit ihrem Kopf gegen die Wand schlagen wollte. Ich selbst «knallte die Tür hinter mir zu» im Alter von 15 Jahren, womit meine Initiation in

die paranormale Welt vollzogen war. Im Jahr zuvor hatte Mutter in Gegenwart von Gästen mit ihrem Kopf gegen einen Becher geschlagen.

Trotz dieser traumatischen Erinnerungen halte ich meine Mutter für einen guten, liebevollen Elternteil. Sie hat mir beigebracht, authentisch zu sein, ein Herz für Menschen zu haben und auf meine Intuition zu hören. Unbewusst, aber so ist das nun mal in der Psychologie. Sie hat geliebt und liebt weiter, denn wir haben die Zeitprobe überstanden und erfolgreiche Therapien gemacht (meine Schwester und ich jeweils eine, meine Mutter zwei). Dank meiner eigenen Therapie habe ich aufgehört, sie als unausgeglichen und erdrückend wahrzunehmen; ich begann, ihre Bemühungen zu schätzen und ihre Misserfolge zu verzeihen. Auch denjenigen, den die Ehe mit meinem Vater darstellte.

Man sagt, der Erfolg habe viele Väter, aber mein Vater wollte immer exklusiv sein. Er sollte bewundert und verstanden werden, auch auf Kosten von Tatsachen und Umständen. Ich erinnere mich, dass meine therapeutische Intuition bei Telefongesprächen mit ihm entstand. In der Mittelschule hatte ich versucht, meinen Vater zu verstehen und seine inneren Widersprüche zuzulassen. Zehn Jahre später, nach Abschluss eines Masterstudiums und dem Beginn eines Aufbaustudiums, weiß ich, dass die Begriffe, nach denen ich damals verzweifelt gesucht habe, «Gaslighting», «Spaltung» und «narzisstische Persönlichkeitsstörung» hießen.

Da Vater eine weiße Weste und reine Absichten haben sollte, musste der Rest der Welt in hässliches, stinkendes Schwarz gehüllt sein. Das Epizentrum des Bösen war meine Mutter; ich wiederum hatte in seinen Augen nie aufgehört, nur ein stumpfsinniger Bauer auf dem Schachbrett zu sein. Meine Persönlichkeit stammte von seiner verhassten Ehefrau, während meine Orientierung von ihrem unbeliebten Vater stammte – einem gefährlichen und nicht gerade gemochten Rivalen. Meine Augen, die nach Nähe hungerten, gehörten meinem Vater, auch wenn er das nie so gesehen hat.

Im Nachhinein denke ich, dass mein Vater mir nie etwas Böses wollte. Im Gegenteil, in seinem begrenzten Verständnis von Nähe wollte er nur das Beste an mich weitergeben. Er wollte aus mir einen richtigen Mann machen, um mich vor der Realität zu schützen, die ihn selbst schmerzhaft verletzt hatte. Sein eigener Vater hatte zu ihm gesagt: «Ein echter Mann bewahrt auch dann Ruhe, wenn es ihm unter dem Hintern brennt». Außerdem trank der Großvater, prügelte und warf Äxte nach seinen eigenen Kindern.

Mein Vater muss eine schnelle Reaktionsgabe gehabt haben, denn er schaffte es immer, auszuweichen. Im eigenen Haus hatte er keine Axt – als Bürgerlicher mit sozialem Aufstieg musste er sich von seinen landwirtschaftlichen Wurzeln abnabeln. Also benutzte er, um meine Mutter abzumurksen, seine eigenen Hände, die er um ihren Hals zusammenpresste. Ich bin sein eigen Fleisch und Blut – ich habe auch gute Reflexe, denn meine Mutter hat das überlebt. Mein Vater blieb ruhig und behauptete vor Gericht, er habe sie «nur an ihrem Bademantel gepackt». Nach dem Prozess unterrichtete er wieder die Kinder im Lyzeum.

Vor dem jahrelangen Marathon psychischer und physischer Gewalt hatte sich mein Vater auch von einer besseren Seite gezeigt. Manchmal erschien er als

exzentrischer Philosoph, als Kunstexperte oder als eine Fundgrube an Wissen, die narzisstisch ihre Geheimnisse hütet. Er ging unverstanden durchs Leben. Ungeschickt im sozialen Umgang, zog er es immer vor, zu demütigen, womit er sich Angst erwarb, die er als Respekt missverstand. Ich kann mich nicht erinnern, dass er einen festen Freundeskreis gehabt hätte. Er verbrachte seine Nachmittage allein, eingeschlossen im Wohnzimmer. Er trank zwei Bier und schlief bei National Geographic ein, manchmal auch bei Pornos. Meine Mutter schlief getrennt im gemeinsamen Schlafzimmer. Nachdem er versucht hatte, sie zu erwürgen, schliefen Mutter und ich vor lauter Angst in einem Bett. Nachts lauschte ich auf Vaters Schritte und träumte von Rache.

In unserem vierstöckigen Haus erzitterte das Fundament schon seit Jahren. Unser kleiner Pinscher zitterte, und ich zitterte ebenfalls. Plötzlich, mitten in der Nacht, kam die Lawine. Alles fiel auseinander und änderte seinen Namen. Die Mutter war eine Hure, der Vater ein Rüpel. So viel begriff ich im Handumdrehen. Wie ein Hirtenhund zog ich Vater von Mutter weg und initiierte somit eine Rettungsaktion. In meiner Wut lernte ich das Lied «Der Fuchs, der geht herum» auswendig, um es meinem Vater in Gedanken vorzusingen. Als ich ihm im Flur vorsang, dass er ins Gefängnis kommen würde, wenn er seiner eigenen Familie weiter Leid zufüge, wurde mir mit offener Hand so hart ins Gesicht geschlagen, dass ich zu Boden ging. Als ich dann Mutter anvertraute, dass ich im Internet nach dem Begriff «toxische Eifersucht» gesucht habe, den sie am Vortag erwähnt hatte, kontert sie mit dem Geständnis, dass sie, weil sie keine Kraft mehr hatte, mit ihrem Auto unter einen Lkw fahren wollte. Diese neue Freundschaft wird durch meine Kindheitsphantasien besiegelt, in denen wir wie ein unglückliches Liebespaar tot auf einem Bett aus Blumen liegen. Ich weiß, dass dies nicht meine Gedanken sind, aber wessen Emotionen?

Meine Mutter holte mich und meine Schwester dann aus dem Haus, ein paar Monate nachdem sie selbst ausgezogen ist. Ihre Prophezeiung, dass sie «die Tür hinter sich zuknallen» werde, erfüllt sich nach 18 Jahren. Vater bleibt in einem von einer Lawine verschütteten Haus allein zurück. Während eines unserer Telefongespräche gerate ich in Panik und bitte ihn, sich nicht umzubringen.

Und dann erblüht inmitten der Trümmer des Lebens, das ich bisher kannte, der erste Trieb der kindlichen Sexualität. Ich weiß nicht mehr genau, wann das war, aber ich vermute, es war etwa sechs Monate vor (oder vielleicht nach?) dem Ausbruch des Konflikts zwischen meinen Eltern. Ich war 12 Jahre alt und beendete gerade die Grundschule. In einem weißen, schickem Hemd spielte ich meine ersten animierten erotischen Spiele, damals noch heterosexuell. Zunächst aus kindlicher Neugierde, dann immer öfter aus jugendlichem Zwang. Ich erinnere mich an die ersten trockenen Orgasmen und an die allmähliche Abhängigkeit von dem glückseligen Gefühl des Nirwana. Bis heute kann ich nach gutem Sex Kopfschmerzen bekommen – mein empfindliches Nervensystem verträgt die Überstimulation nicht. Ich brauchte ein paar Monate, um herauszufinden, ob ich mich in den Pornofilmen mehr zu der Schauspielerin, dem Schauspieler oder vielleicht zu der Interaktion zwischen ihnen hingezogen fühlte. Manchmal verdeckte ich den halben Bildschirm und fragte mich, was an dem Gesicht einer Frau, die einen Mann begehrt, so aufregend ist.

Will ich sie oder will ich sie *sein*? Und wenn ich die andere Hälfte verdecken würde? Begehre ich einen begehrenden Mann?

Nach oftmaligem Kommen kam ich auch zu dem Schluss, dass ich am Arsch bin. Es waren doch die Männer. Irgendwann machte es klick, und meine gequälte Psyche, mein hormongefesseltes Gehirn und mein Penis kamen zusammen. Ich erinnere mich, dass ich von einem bestimmten Pornofilm besessen war – vielleicht war das der entscheidende Moment? Zwei Männer besuchten ihren Sportlehrer in seiner Wohnung und ließen auf seine Bitte hin ihre Muskeln spielen. Ihre weißen Boxershorts, bis auf die sie sich auf Anweisung des Trainers ausziehen sollten, standen im Kontrast zu ihren gebräunten, muskulösen Körpern. An einer Stelle zog der Lehrer ihre Unterwäsche herunter und eine Oralsexszene begann. Diese fünfundzwanzig Minuten haben meine Vorstellung von Intimität zwischen Männern für viele Jahre geprägt. Von Anfang an identifizierte ich mich mit dem passiven Sportlehrer – ich wollte um jeden Preis von den beiden anderen griechischen Göttern dominiert und angebetet werden. Die gut beleuchtet, eingölt und willig waren. Die nur in meiner Fantasie existierten, denn die kleinstädtische Realität stimmte einen nicht gerade optimistisch. Ich war ein eher stiller, verweichlichter Mittelschüler, was manche Jungen irritierte. Manchmal wurde ich Opfer von Witzeleien und Schikanen. Ein Junge aus einer Parallelklasse muss meine Andersartigkeit gespürt haben, denn eine Zeit lang ließ er voller Wut seine Probleme an mir aus. Als ich einmal ironisch auf seine Sticheleien antwortete, hob er einen massiven Stock vom Rasen auf und schlug mich damit seitlich auf den Kopf. Entsetzt und gedemütigt übernahm ich in der Schulgemeinschaft die Rolle eines Opfers. Um mit meinen Gefühlen fertig zu werden, begann ich, Aggressivität und Angst in meinen Interaktionen mit anderen Männern zu sexualisieren. Je wütender ich auf meine Klassenkameraden war, desto mehr beehrte ich sie insgeheim; gleichzeitig hatte ich Angst vor Nähe, weil diese mich verraten könnte. Nicht an den typischen «Jungsthemen» interessiert, lavierte ich irgendwo am Rande des Schulmikrokosmos und seufzte bei jedem gutaussehenden Teenager. Von den hinteren Bänken aus hielt ich Ausschau nach Schlüsselbeinen, behaarten Waden, den ersten Stoppeln am Kiefer. Manchmal war in der Schulumkleidekabine der Umriss eines Penis zu sehen. Hin und wieder hörte ich, dass ich oder einer meiner Klassenkameraden eine «Schwuchtel» seien. Ich verstand nicht ganz, was das bedeutete, aber ein Schaudern durchlief mich immer dabei. Allmählich verinnerlichte ich die Erkenntnis, dass die Welt mich hasste. Lange Zeit habe ich im Internet über mich selbst gelesen – anfangs katholischen Unsinn darüber, dass ich in die Hölle kommen würde und so weiter. Ich erinnere mich an einige Monate, in denen ich in eine Art Depression verfiel und mit mir selbst kämpfte. Nach jedem Orgasmus schlug ich die Hände über den Kopf und verdeckte mein Gesicht. Ich bereute meine Sünden wie jeder Katholik – exaltiert, aber ohne den Vorsatz, mich zu bessern. Meine Nächte verbrachte ich mit Recherchen – über mehr Pornos und Identitätsfetzen. Mein Herz lacht heute bei der Erinnerung an den Jungen, der ich damals war und der heimlich die Unterseite «Homosexuality» auf Wikipedia mit den Augen verschlang. Mutter und Vater hatten damals jeder 1½ Jobs, so dass sie mich in verschiedene außerschulische Aktivitäten gedrängt hatten;

für einen 12-Jährigen sprach ich wirklich gut Englisch, so dass ich schamlos in zweisprachige Quellen – polnische und ausländische – eintauchen konnte.

Den polnischen Fundamentalismus konfrontierte ich mit amerikanischen Vloggern. «Zakaz pedałowania» («Rumschwulen verboten»)<sup>1</sup> mit Ellen Degeneres. «Null Toleranz»<sup>2</sup> mit der Kampagne «It gets better». Dank meiner Zweisprachigkeit nahm ich eine kulturelle Übersetzung meiner eigenen Natur vor; ich war für mich selbst Experte und Neuling zugleich. Vielleicht begriff ich gerade damals, warum es bei der Verhandlung der Realität geht. Viele Jahre lang war ich in meinen Augen mehr «gay» als «schwul». Für einen Knaben war es, als würde er ein Spiegelkabinett betreten. Ich schloss einen Pakt: meine Seele für das schönste Spiegelbild. Und dann habe ich, voller Angst, einfach gewartet.

In der Zwischenzeit füllten verschiedene Fetzen von Erinnerungen, Gefühlen und Vorahnungen den neu geschaffenen Raum in meinem Kopf. Die Vorstellung, dass ich «男同志» sei, was auch immer «男同志» sein mochte, hatte mich schon immer beunruhigt. Meine erste Erfahrung, die ich im Nachhinein mit Homosexualität in Verbindung bringen kann, war Scham. Schon als Vorschulkind fühlte ich instinktiv, dass ich mich vor der Gruppe schämen müsste, wenn ich dem Weihnachtsmann einen Wunschzettel mit typischem Mädchenspielzeug vorlegte. Ich wollte schon immer mit Puppen spielen und habe mir leidenschaftlich gerne «Sailor Moon» angesehen. Ich erinnere mich an die Szene in einem Geschäft, als Vater versuchte, mich dazu zu überreden, mir eine rote Kriegerfigur auszusuchen, Mutter dagegen – eine rosa Power-Rangers-Kriegerin. Diese Erinnerung symbolisiert für mich die unterschiedliche Herangehensweise meiner Eltern an meine Sensibilität und meine Expressivität. Mutter nahm diese mit Gelassenheit (und einer Portion Angst, die sie mir nach meinem Coming-out eingestand), Vater wollte es ändern. Mutter nannte mich liebevoll «Maryla» (sozusagen die weibliche Entsprechung meines Namens), Vater setzte den «Helden», als den er mich sehen wollte, dem «Panikmacher» entgegen, als der ich mich gewöhnlich erwies. Bei einem Familienausflug zu einem nahe gelegenen Schloss machte er ein Foto von mir, wie ich in der einen Hand ein

- 
- 1 «Zakaz pedałowania» (wörtlich: Pedalverbot, im Sinne von: «Rumschwulen verboten») – ein homophober Slogan, der seit Jahren auf Aufklebern und an Mauern zu sehen ist und sich als Wortspiel auf den Gleichklang des beleidigenden Begriffs «pedał» (Schwuler, abgeleitet von «Päderast») mit dem Fahrradpedal und dem Treten in die Pedale (pedałowanie) bezieht.
  - 2 «Nulltoleranz» – ein Slogan, der dem offiziellen Namen des Ministerialprogramms «Nulltoleranz für Gewalt an Schulen» aus den Jahren 2006–2007 des damaligen Bildungsministers und stellvertretenden Premierministers Roman Giertych entnommen ist. Obwohl das Programm der Gewalt an Schulen entgegenwirken sollte, führten seine Grundsätze – die auf die Auferlegung von Disziplin, härtere Strafen und eine verstärkte Überwachung der Schulen durch die staatlichen Behörden hinausliefen – sowie die Ansichten des Ministers, eines für seine offen homophoben Äußerungen berüchtigten Nationalisten, dazu, dass der Name des Programms sowohl von den Anhängern als auch von den Gegnern Giertychs mit einer Politik der Diskriminierung von Minderheiten in Verbindung gebracht wurde. Außerdem zog Giertych als Minister das vom Europarat herausgegebene Lehrbuch für Menschenrechtserziehung «Kompas» aus dem Verkehr. Der Grund dafür war, dass das Lehrbuch die Lehrer ermutigte, Vertreter von Organisationen, die sich für die Menschenrechte, einschließlich der Rechte von LGBT-Personen, einsetzen, in den Unterricht einzuladen.

antikes Schwert und in der anderen einen riesigen Schild hielt. Ich erinnere mich, dass das Foto eher seine Idee war – ich hätte ein Foto mit einem rosafarbenen Gymnastikband bevorzugt, von dem ich besessen war (es war das Ergebnis dessen, dass ich mir «Mädchen»-Animes auf deutschem Satellitensendern anschaute). Bis heute habe ich eine entspannte Einstellung zum kulturellen Geschlecht – ich pflege leidenschaftlich meine Haut, verwende Augen-Concealer und Deos für Frauen (die für Männer stinken meiner Meinung nach).

Als Lyzeumsschüler fand ich die Aufregung um das sogenannte «Gender-Monster» amüsant – noch bevor ich die Bedeutung des Begriffs kannte, verkörperte ich es. «Gender ist überall, stellen Sie sich ein heterosexuelles Paar vor: eine Polizistin und einen Maler», erklärte ich meiner Therapeutin trotzig, die während des ganzen Prozesses begann, meine unbewusste Bisexualität anzudeuten. Vielleicht hat meine Biografie, insbesondere das Thema der emotionalen Dreiecksbeziehung zu meinen Eltern und die Tatsache, dass ich eine jüngere Schwester hatte, sie dazu veranlasst, an der «Echtheit» meiner Orientierung zu zweifeln; für mich jedoch war Homosexualität eine natürliche, wenn auch schwer zu akzeptierende Erweiterung meiner Natur. Ich bezweifle, dass eine glücklichere Familiengeschichte meine Einstellung zu Frauen in Wirklichkeit hätte beeinflussen können. Ihre Brüste, Gesäße und Schenkel hätte ich wie Skulpturen in einem Museum bewundern können. Männliche Torsi und Unterbäuche bewundere ich dagegen im Schlafzimmer.

Vor ein paar Jahren stieß ich auf das Konzept der «kindlichen Nonkonformität», das wissenschaftlichen Untersuchungen zufolge der stärkste und am frühesten beobachtbare Prädiktor für Homo- und Bisexualität ist. Dieser seltsam klingende Begriff ließ mich endlich erleichtert aufatmen und verstehen, warum der kleine, innerlich vernarbte «Marcin» viele Jahre lang gleichwertig mit «Maryla» stand. Ein bisschen wie zwei Arten von Parfüm, die ich je nach Vorliebe tragen kann. Auf offensichtliche Weise unterschiedlich, aber dennoch auf derselben Haut widerhallend. Auch die Ballkleider aus Laken, Perücken aus Handtüchern und die paar Wochen im Lyzeum, als ich zu Tode entsetzt nicht wusste, ob ich Ariana Grande *sein* oder einfach nur *so wie sie sein* wollte, machten nun Sinn. Obwohl ich mich als Cisgender betrachte, bleibt die Frage nach der Kapazität und Flexibilität meiner Geschlechtsidentität (sowie ihrer natürlichen Beziehung zu meiner sexuellen Orientierung) bis heute für mich ein Rätsel, zumindest auf der Ebene des Bewusstseins. Auf einer tierischen, präverbalen Ebene verstehe und fühle ich es. Das genügt mir für heute.

Die erwähnte Erinnerung an Ariana Grande veranschaulicht recht gut die Verwirrung, die in meinem Kopf während der drei turbulenten und produktiven Jahre am Lyzeum herrschte. Als Mittelschüler hatte ich gute Noten und bewarb mich an einer der besten Schulen des Landes, einer regionalen «Talentschmiede». Der Besuch einer Eliteschule bedeutete, in eine Wojewodschafts-Hauptstadt zu ziehen und in einem Internat zu wohnen, was damals ebenso aufregend wie riskant erschien. Unbewusst tauschte ich aber, um der Situation zu Hause zu entkommen, ein pathologisches System gegen ein anderes aus. Mit geschlossenen Augen tauschte ich den Stress von Streitigkeiten und elterlicher Gewalt gegen Schlaflosigkeit und regelmäßige Bauchschmerzen – es gab da keinen großen Unterschied. Von der Abiturklasse

träume ich übrigens noch heute (daran erkenne ich, dass ich eine Anspannung nicht aushalte). Die strengen Standards und meine sich verflüchtigende Jugend wurden mir dadurch versüßt, dass ich das Gefühl hatte, zu einer Eliteeinheit zu gehören, im Internat meine sozialen Fähigkeiten zu trainieren und dazu noch ein paar Stunden am Tag hatte, in denen ich in Ruhe meine eigene Identität erforschen konnte.

Das Angebot außerschulischer Aktivitäten war überwältigend: Ich konnte wählen zwischen Ritzen, Cannabis rauchen, ersten sexuellen Kontakten, Joggen, Philosophieunterricht, ersten Coming-outs vor Freunden, dem Konsum von billigem Bier an den Flussufern und einem spontanen Hinausgehen aus meinem Körper während einer Grippe, was meine geistigen (eigentlich eskapistischen) Bedürfnisse weckte. Meine sexuellen Bedürfnisse wurden schließlich durch Marihuana geweckt – meine erste und tragischste Liebe. Ich erinnere mich noch, wie ich in meinen Winterferien in der Abiturklasse so stoned war, dass ich einen verhassten Klassenkameraden (über dessen Zugehörigkeit zur «Community» getratscht wurde) plötzlich für einen sehr, sehr attraktiven Jungen hielt. Von Natur aus muskulös, erinnerte er mich von seinem Gesicht her leider an «eine Kombination aus Schwarzenegger und einer Frau» (wie ich meinen Freunden bei einer Zigarette triumphierend mitteilte). Dennoch gewann in mir der Drang, meine Jungfräulichkeit zu verlieren, und so verhandelte ich – im Dunst jugendlicher Dummheit sitzend – über eine Realität, in der J. mein Freund wurde. Der Flirt im Internat wurde mit Nervenkitzel erkaufte; er fand in Form von Anspielungen, bedeutungsvollen Blicken und ambivalenten Messenger-Nachrichten statt. Nach einigen Brunstmonaten kam es zu einer ersten Annäherung. Und dann noch einer. Und noch einer. Und noch einer. Und noch einer. Die Freude währte einige Monate; übrigens zog ich dank dieses leeren, kompulsiven Abenteuers zum Studium in die Hauptstadt. In der Zwischenzeit wurde uns bewusst, dass die regelmäßige Ejakulation nicht ausreichte, um eine Beziehung zusammenzuhalten. Jeder von uns ging seinen eigenen Weg, und ich schenkte mein gebrochenes Herz Warschau.

Und hier, im Herzen des Landes – das schmutzig, hässlich und aus Beton gebaut war – entdeckte ich zum ersten Mal mich selbst. Dank meines Psychologiestudiums begann ich, mich mit der dicken Schicht unbewusster Überzeugungen auseinanderzusetzen, die auf mir wie ein nasser Pullover lastete. Mein im Lyzeum gewecktes Interesse an Philosophie und Psychologie wandelte sich an der Universität in die starke Motivation, hilfebringende Arbeit zu leisten. Zwischen den Vorlesungen knüpfte ich erste Freundschaften und erzählte aufgeregt von meinen Plänen, Therapeut zu werden – es ist der Traum fast aller parentifizierter Kinder. Nach dem Abitur und meinem ersten Studienjahr ging ich für ein paar Monate auf die Britischen Inseln, wo ich als Kellner arbeitete. Vor allem die zweite Reise hat sich negativ auf meine psychische Gesundheit ausgewirkt; um mein schwindendes Selbstwertgefühl zu retten, fand ich nach meiner Rückkehr einen Ausländer mit einem Penis, der so lang war wie die Liste der Ausreden, derentwegen er keine Beziehung mit mir eingehen konnte. Wir verbrachten unsere Abende damit, Marihuana zu rauchen, uns zu necken und leidenschaftlichen Sex zu treiben. Er war mir sowohl kulturell als auch emotional fremd, also ging ich endlich, um mein schwindendes Selbstwertgefühl zu

retten, zur Therapie. Nach drei Monaten regelmäßiger Sitzungen beendete ich die Beziehung zu dem Ausländer und schenkte mein gebrochenes Herz der Therapeutin.

Im zweiten Studienjahr engagierte ich mich auch bei einer der Warschauer NGOs, die sich für die LGBT+-Community einsetzen. Damals war ich noch zu jung, um den Wert meines Beitrags zur Emanzipation der nicht-heteronormativen Gemeinschaft im Land zu erkennen – ich wollte einfach nur das Gefühl haben, gebraucht zu werden, und Fähigkeiten erwerben, die ich für die Arbeit mit Menschen nutzen konnte. Ich erinnere mich noch an unsere Aufregung, als die PiS an die Macht kam; ich hörte unseren Mentor damals sagen: «Es wird keine freien Wahlen geben.» Ich zuckte daraufhin mit den Schultern und rief zum zwanzigsten Mal an diesem Tag Grindr auf. Tagsüber entdeckte ich auf der Couch neue Tatsachen über mich und nachts testete ich sie in Gesellschaft zufälliger Männer. Meine Vorliebe für Marihuana und Gelegenheitssex beruhte auf demselben Mechanismus: da Nähe gefährlich war, konnte die Gefahr mir Nähe geben.

Meine lange Tradition der Erotisierung meiner Aggressivität verschaffte mir Erinnerungen an ungefähr 30 Sexualpartner und zahllose Psychotisierungen nach dem Kiffen (die meist «verhandelbar» waren, es gab auch ein paar spirituelle und zwei, die eine Pharmakotherapie erforderten). Beide Vergnügungen wurden mir von meiner Therapeutin verboten; das Mephedron alle Jubeljahre mal erwähnte ich bei ihr gar nicht.

Die erste Metapher, die ich der Therapeutin in der Beratung mitteilte, war das Gefühl, in einem Käfig gefangen zu sein, der sich langsam über mir schließt. «Ich habe fünf Jahre Zeit, etwas dagegen zu tun – danach mache ich meinen Studienabschluss, werde erwachsen und dann ist es zu spät», sagte ich ihr entsetzt. Diese Metapher beschreibt recht gut meinen Prozess der Akzeptanz meiner eigenen Orientierung in Bezug auf die wachsende Feindseligkeit gegenüber Minderheiten in Polen. Warschau wird für immer mein goldener Käfig bleiben. Hier hatte ich seit meinen ersten Coming-outs (Mutter – akzeptiert, Schwester – akzeptiert, zu Vater brach ich den Kontakt ab) irgendwo im Hinterkopf die Möglichkeit einer Ausreise erwogen. Als ich vor einem Schwulenclub im Stadtzentrum angemacht wurde («Wo läufst du denn hin, du Schwuchtel?») / «Excuse me?» / «Yyh ... Fuck?»), verlor ich für ein paar Tage den Boden unter den Füßen.

Als ich jedoch zum ersten Mal an der Warschauer Pride Parade teilgenommen hatte, war ich davon überzeugt, dass dies mein Platz auf der Welt war. Ich trat hier stolz und fest auf, umgeben von bedingungsloser Liebe. Irgendwo am Horizont zeichnete sich das Gelobte Land ab, aber ich kehrte doch immer wieder zurück und schmiedete nur im Zorn Fluchtpläne. Ausgerechnet hier vollzog ich eine Metamorphose vom verweichlichten Jüngling zu einem selbstbewussten jungen Mann. Ich sammelte Erfahrungen bei der Arbeit, in den Beziehungen und im Bett. Ich lernte die Liebe kennen – vielleicht die Liebe meines Lebens – und mit ihr die Antwort auf die Frage, wie es ist, einfach genug zu sein. Soweit ich es konnte, war ich glücklich.

Und dann wurde ich festgenommen. Bis jetzt konnte ich mich nicht dazu durchringen, meinen «Sommer-Lockdown» detailliert zu beschreiben, also werde ich hier einfach den Bericht über die Ereignisse im August einfügen, den ich genau

eine Woche nach der ganzen kranken, gesetzlosen Aktion in den sozialen Medien veröffentlicht habe:

«Wie ich den Zweiten Weltkrieg entfesselt habe»<sup>3</sup>, so fasste meine Schwester die Festnahme von mir und 47 anderen Personen bei der Polizeirazzia am Freitag zusammen, während wir am Samstagabend die Fernsehberichterstattung über die jüngsten Ereignisse verfolgten. Ich verstand zwar die Absicht des Witzes und fand ihn ganz lustig, aber bei näherem Nachdenken stellte ich fest, dass ich mit der Analogie, auf der er beruhte, nicht einverstanden war. Erstens suggeriert das Wort «Krieg» eine Art von Symmetrie (die mir die Herren Polizisten auf der Polizeiwache einzureden versuchten) – eine Gleichwertigkeit der Kräfte, die ich in der Auseinandersetzung zwischen einer Partei, die eine Hasskampagne gegen sexuelle Minderheiten führt, und einer Gruppe von Schaulustigen, Beobachtern und schließlich Aktivisten nicht erkennen kann. Zweitens war ich nicht derjenige, der diesen «Krieg» entfesselt hat, da ich nicht an den Zusammenstößen mit der Polizei am Freitag, nach Margots Verhaftung, beteiligt war. Bewegt von der ganzen Situation, von der ich über ein soziales Netzwerk erfahren hatte, beschloss ich, mich erst nach dem Ende der Veranstaltung zu dem Ort zu begeben. Mich trieb vor allem der verhängnisvolle Instinkt eines jungen Psychologen an («Vielleicht braucht jemand Hilfe?»). Und so hatte ich nicht mehr als einen winzigen Krümel Mut, den ich, in eine Regenbogenfahne gewickelt, zum Kopernikus-Denkmal brachte. Ich blieb einen Moment davor stehen, schockiert von der Eskalation der Gewalt, und beobachtete, wie bewegt einzelne Menschen waren. Manche diskutierten heftig, andere schwiegen grimmig. Nach kurzer Zeit änderte sich die Atmosphäre um mich herum, jemand neben mir machte eine beunruhigende Bewegung, und ich selbst wurde am Handgelenk gepackt und zu einem Polizeiauto geführt. Ohne, dass ein Grund für meine Festnahme angegeben wurde – es gab keine vorherige Aufforderung auseinanderzugehen, keine Möglichkeit, Angehörige oder einen Anwalt zu benachrichtigen. Was da mit meinem Krümel Mut passierte, kann sich jeder mitfühlende Leser vorstellen.

Empathie ist ein vollwertiger Kanal der Erkenntnis, wie ich in einem Psychotherapeutenkurs gelernt habe. Die Fähigkeit, in die Schuhe eines anderen Menschen zu schlüpfen, ist einerseits ein Privileg, das nur sehr wenigen zuteil wird. Auf der anderen Seite sind aber ebenso wenige in der Lage, die Last des empathischen Mitfühlens zu tragen – wenn man es mit Schuhen vergleichen würde, dann wären es schwere und unbequeme Schuhe. Als gebildeter, geouteter, schwuler Mann, der in der Hauptstadt lebt, dachte ich, ich hätte viel Einfühlungsvermögen für mich selbst und die Community der Menschen, mit denen mich meine sexuelle Orientierung verbindet. In den einander folgenden Jahren lavierte ich zwischen der unangenehmen Politisierung der Rechte der LGBT+-Community und meinem blühenden Privatleben. Ich empörte mich zwar über die zunehmende Spaltung der Gesellschaft gegenüber Minderheiten, nutzte aber gleichzeitig die mir zur Verfügung stehenden Ressourcen, um ein bequemes Leben zu führen. Da ich das

3 «Wie ich den Zweiten Weltkrieg entfesselte» – Titel einer beliebten polnischen Filmkomödie von Tadeusz Chmielewski aus dem Jahr 1969.

Gefühl verdrängte, bedroht zu sein, wurden meine Augenlider schwer und schläfrig. Mir war nicht stickig, solange ich nicht die Luft der Anderen atmete – die beschimpft, verprügelt wurden und schließlich tot waren. Ich dachte, ich sei sicher. Bis zu jenem Zeitpunkt. Nachdem ich für 20 Stunden in eine Polizeizelle gesteckt und unbegründeten Anschuldigungen ausgesetzt worden war, wurde mir klar, dass mir der Luxus, unsichtbar zu sein, genommen worden war. Nicht nur meine Zugehörigkeit zu einer Minderheit war politisiert worden, sondern auch meine Identität. Wie für den Protagonisten von «Der Prozess» symbolisiert für mich die Tatsache, dass ich in einen Polizeitransporter gezerrt wurde, meine Initiation in den Albtraum der politischen Agenda. Abgesehen von den Rechten, die mir während meiner Inhaftierung verweigert wurden, wurde mir ein weiteres Grundrecht genommen – das Recht auf Gleichgültigkeit.

Ich denke, meine Geschichte ist wichtig, weil ich eher ein kafkaesker Jedermann als ein mutiger Aktivist bin. Durch eine Kombination absurder Umstände wurde ich gegen meinen Willen in eine politische Intrige hineingezogen. Der Krümel meines Mutes, der einmal von einem Polizeistiefel zerquetscht wurde, wird nun jahrelang von den Mahlsteinen des Systems gemahlen werden. Ich schreibe diese Worte, weil ich zutiefst davon überzeugt bin, dass der Krümel eines jeden mitfühlenden Lesers eines Tages meiner werden kann. Seine Gleichgültigkeit ist meine Gesetzlosigkeit. Seine Unsichtbarkeit ist mein Prozess. In dem Polizeiwagen reicht die Luft nicht für ein «aber» aus, denn sowohl ich als auch Sie, mein Leser, leben in erstickend radikalen Zeiten. Ein großer Teil von uns keucht in seinen Masken und denkt über jeden potenziell tödlichen Atemzug nach. Auf radikale Angst muss radikale Empathie folgen – wir haben keine andere Wahl. Deshalb bitte ich um ebenso radikale Unterstützung. Für die neue Zeit wurde ein neues, elftes Gebot geschaffen: «Du sollst nicht gleichgültig sein». Für jeden von uns kann es etwas anderes bedeuten, nicht gleichgültig zu sein: verlässliches Wissen über sexuelle Minderheiten, eine gewonnene Stimme in einer Facebook-Diskussion, eine Regenbogenfahne am eigenen Fenster aufhängen. «Nicht-Sein» kann man auch in den eigenen Schuhen. Fremdes Schuhwerk – meist nicht in der richtigen Größe – drückt und scheuert und zwingt zur Achtsamkeit. Es ist schwieriger, auf einen fremden Krümel zu treten. Und diese Gleichgültigkeit darf niemals eintreten.

Jetzt haben wir Oktober – zwei Monate später. Bis heute träume ich noch von der Festnahme. In gewisser Weise, denn im Grunde genommen träume ich von einem leisen Klopfen an der Tür. Einem eingebildeten, hinzugefügten – weil ich abgeholt werden soll. Es nimmt mir den Raum, lässt meine Einzimmerwohnung auf die Maße eines Sarges schrumpfen, auf dem ich in der Zelle schlafen musste. Es lässt meinen Kopf auf die Größe schrumpfen, die die Gefängnisverwahrung zulässt; aber ein «Kämpfe oder fliehe!» passt da leider nicht hinein. Und das Geräusch, leise und klein, gleitet leicht aus den Tiefen der Hölle. Ich weiß, dass es nicht existiert, und doch bin ich sofort auf den Beinen. Im Grunde genommen bin ich nur Beine, angespannt vor Angst, da mein Kopf in Verwahrung ist. Es gibt keinen Ausweg aus dem Dachgeschoss – es ist eine architektonische und metaphysische Falle. Ein Aufzug ins Jenseits, der zwischen den Etagen stehen geblieben ist.

In fünf Tagen wird er mich zur ersten Gerichtsverhandlung in meinem absurden Fall ins Fegefeuer bringen. Vielleicht ist das leise Klopfen das Geräusch eines Hammerschlags. Der Herbst naht, und wenn es wieder dunkel wird, höre ich auf, Fragen zu stellen.

# ADA ŁANIEWICZ

[Geboren 1960 in einer Stadt mit mehr als 50.000 Einwohnern der heutigen Woiwodschaft Łódź, Cis-Frau, lesbisch, lebt in einer Großstadt.]

## Tagebuch einer Kreisstadt-Lesbe

Es ist schwierig, mit dem Schreiben anzufangen, wenn man weiß, dass man sein ganzes Leben auf nur wenigen Seiten abhandeln muss. Ende dieses Jahres werde ich aber 60, und in dieser Zeit hat sich einiges ereignet. Also fange ich an.

Meine Kindheit fand in den düsteren 1960er Jahren statt. Ich konnte damals nicht wissen, dass dies Jahre der Unterdrückung, der kruden Gomulka<sup>1</sup>-Ära in Polen, der Mauer, die uns von der anderen Welt trennte usw. waren. Ich war das erste Kind junger Eltern, die nichts außer einander und ihrer Liebe hatten. Beide stammen aus armen Kleinstadtfamilien. Sie hatten ihr Abitur gemacht und standen am Anfang ihres Erwachsenenlebens. Meine Mutter versuchte zwei Jahre lang, in Poznań zu studieren. Ein Jahr lang studierte sie Medizin, aber es war für sie zu schwer. Vater schickte ihr Liebesbriefe. Sie kehrte zurück. Er strotzte nur so vor Energie, war Fußballspieler mit einem Berufsschulabschluss. Er holte aber schnell das Abitur nach, und als ich das zweite Jahr der Grundschule beendete, schloss er gerade sein Teilzeitstudium an einer Technischen Hochschule ab. Meine Mutter hat ihr Studium nicht beendet. Sie arbeitete ihr ganzes Leben lang als Beamtin im örtlichen Rathaus. Beide waren sie Mitglieder der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei, aber man könnte sie wohl kaum als Apparatschiks bezeichnen. Sie waren nur junge, schlecht ausgebildete Menschen, die ein wenig lernen und ein etwas besseres Gehalt und Leben haben wollten. Ihren sozialen Aufstieg verdankten sie dem Sozialismus, sie wuchsen darin auf, und weder lehnten sie sich gegen ihn auf, noch glorifizierten sie das System. Aus ihrer Kindheit hatten sie Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg, der für sie der dramatischste Moment der polnischen Geschichte gewesen ist.

---

1 Władysław Gomułka – polnischer Regierungschef in den Jahren 1956–1970, also in der Ära der sogenannten «kleinen Stabilisierung», als nach der Stalinzeit die Repressionen eingedämmt und Bedingungen für eine relativ friedliche, wenn auch sehr bescheidene Befriedigung der grundlegenden Konsumbedürfnisse geschaffen wurden. Gomułkas Machtübernahme weckte Hoffnungen auf eine Liberalisierung, die jedoch bald der Ernüchterung über die erneute Verknöcherung des politischen Systems wich.

Meine Kindheit war friedlich, sicher und fröhlich. Ich war bestimmt von Liebe umgeben, seitens meiner Eltern und Großeltern (mütterlicherseits). Niemand hatte mich jemals missbraucht oder geschlagen. Zu Hause gab es keine Gewalt. Mein Vater hatte im Laufe der Zeit immer mehr getrunken, aber davon werde ich später noch erzählen. Bis zur Grundschule wurde ich im Wesentlichen von meiner Großmutter großgezogen, die selbst nicht arbeitete. Nach meinem dritten «Kindergartenversuch» gab meine Mutter es auf. Sie brachte mich jeden Tag zur Großmutter, und dort war das alte Vorkriegshaus mit seinem Hinterhof meine ganze Welt. Meine Großmutter war Halbwaive und halbe Analphabetin. Sie konnte kaum lesen, doch sie hatte keine andere Wahl und musste mir Bücher vorlesen. Trotz ihrer mangelnden Bildung verfügte sie über viele Talente, innere Stärke und eine Art Charisma, das bewirkte, dass sie in der engeren und weiter entfernten Familie hohes Ansehen und Autorität genoss. Als Kind habe ich sie einfach vergöttert. Sie wiederum nutzte unsere Beziehung gierig aus. Meine berufstätige Mutter hatte weder damals noch später ein so enges Verhältnis zu mir aufgebaut. Mein Vater wiederum mischte sich traditionell nicht in meine Erziehung ein. Ich weiß nicht, ob es für ihn so bequem war oder ob meine Großmutter ihn befriedet hatte. Jedenfalls waren die Rollen in der Familie recht traditionell verteilt. Doch als ich älter wurde, wollte mein Vater seine Leidenschaften an mich weitergeben. Er brachte mir das alles bei, oder besser gesagt – er versuchte es, was ihm selbst auch Spaß machte: Segeln, Skifahren, Schwimmen. Er nahm mich zu Bergwanderungen mit, wo er meist der Star der Gesellschaft war. All diese Dinge haben ihm mehr Spaß gemacht als mir. Ich habe alles versucht, muss aber zugeben, dass mein Vater als Lehrer völlig ungeeignet war, egal für was. Ein Glück, dass er nicht versucht hat, mir das Autofahren beizubringen, denn dann hätte ich wahrscheinlich nie meinen Führerschein geschafft. Und den machte ich recht früh, noch vor dem Abitur. Die Idee war, dass ich ihm als Chauffeurin dienen konnte, wenn er sich, nach einigen Gläsern Alkohol, nicht mehr ans Steuer setzen konnte.

Meine Eltern haben viel gelesen, aber es war eher leichte Kost. Meine Mutter kaufte anspruchsvollere Bücher aus der «Nike»-Reihe<sup>2</sup>, aber ich hatte den Eindruck, dass sie sie eher in ihrem Bücherregal sammelte. Vater konnte zig Mal zu seiner Lektüre von *Mit Feuer und Schwert*<sup>3</sup> oder *Winnetou* zurückkehren. Er besaß die fantastische Fähigkeit, sehr schnell zu lesen, was ich leider nicht von ihm geerbt habe. Zu Hause gab es auch Zeitungen. Meine Mutter brachte sie immer mit. Mein erstes Wissen über Theater, Mode und Reisen stammte aus der Wochenzeitung «Przekrój»<sup>4</sup>. Es gab keine gemeinsamen Kino- oder Theaterbesuche. Ich erinnere mich zwar an ein Puppentheater, in das meine Mutter mich mitgenommen hatte. Ich erinnere mich auch an einen Besuch im Zirkus. Das war mit meinem Vater. Aber ich erinnere mich auch an Konzerte. Da meine Mutter als Sachbearbeiterin bei der «Zensur»-Abteilung kostenlose Einladungen zu Auftritten von Künstlern erhielt,

- 
- 2 Nike-Reihe – eine beliebte Buchreihe von Belletristik-Übersetzungen im Taschenbuchformat.
  - 3 «Mit Feuer und Schwert» – ein äußerst populärer historischer Roman von Henryk Sienkiewicz aus dem Jahr 1884.
  - 4 Przekrój – populäre illustrierte Kulturwochenzeitschrift, die seit 1945 erscheint.

die unsere Stadt besuchten, konnte ich «live» schöne Männer und schöne Frauen erleben, die ich vom Fernsehen kannte.

Mein Vater war ein begeisterter Sportler und Fußballfan. Er nahm mich zu den Trainings mit. Ich war glücklich und stolz. Dutzende erwachsener Männer rann-ten auf dem Spielfeld einem Ball hinterher, während ich, ein kleines Mädchen, zur gleichen Zeit den gleichen Ball ganz für mich allein hatte und ihn auf der Lauf-  
bahn nebenan kicken konnte.

Meine Eltern waren eher arm, aber mit der Zeit brachten sie es zu etwas. Ich habe sicherlich nie gehungert, weil es nie an Lebensmitteln oder am Geld für Le-  
bensmittel gefehlt hat. Meine Mutter behauptet, ich hätte zwei Röcke gehabt, die sie abwechselnd wusch, damit ich immer sauber war. Es tat ihr leid, dass sie mich nicht hübscher anziehen konnte, aber für mich war das damals kein Problem. Ich bekam Spielzeug, und zwar genau diese Art von Spielzeug, die ich haben wollte. Es gab zwei Puppen, darunter eine «ausländische», die aus einem Paket von einer Tante aus Westdeutschland stammte. Diese «Tante» war eine deutsche Freundin meiner Großmutter aus der Vorkriegszeit, die uns eine Zeit lang Pakete schickte, in denen sich wunderbare Dinge befanden: Orangen, buntes Papier, in das diese Orangen eingewickelt waren, Erdnussbutter, glänzender Weihnachtsbaumschmuck und eine Puppe mit Glitzeraugen und einem Set Puppenkleider. Die Puppe war OK, aber ich glaube, ich mochte den Teddybär lieber, der als Lemur erhalten musste. Der Lemur war meine Lieblingsfigur aus dem Buch *Der Streit um den Lemuren*<sup>5</sup>; ich zwang meine Großmutter dazu, es mir immer und immer wieder vorzulesen. Damals gab es noch keine Plüsch-Lemuren, und so musste ein kleiner, ziemlich hässlicher Teddybär als Lemur dienen. Ich hatte auch einen roten Mercedes mit Hinterrad-  
antrieb. Ich glaube, es war ein ziemlich teures Spielzeug. Ich erinnere mich an die Freude – meine eigene und die meiner Eltern – als sie mir einen Säbel kauften. Er war an einer Art Riemen an meiner Hüfte und Schulter befestigt. Ich muss wohl davon geträumt haben und habe ihn schließlich bekommen. Dann gab es eine Pfeil-  
pistole aus Plastik, und als ich 7 oder 8 Jahre alt war, brachte mir meine Mutter von einer Kur eine Spielzeugpistole mit, die laut knallte. Das war schon eine Seltenheit. Meine Eltern haben mich also nicht auf «Mädchenspielzeug» beschränkt. In dieser Hinsicht war es das, was ich wollte. Heute könnte man es «geschlechtsspezifisches Spielzeug» nennen. Bevor ich geboren wurde, hatte mein Vater mehr auf einen Sohn gehofft, deshalb hat er meine Vorliebe für männliche Spiele genossen. Wir liebten es, gemeinsam *Bonanza* und *Zorro* zu schauen. Er schien die Einstellung zu haben, dass das Leben für mich als Frau umso einfacher wäre, je mehr typisch männliche Fähigkeiten und Fertigkeiten ich erlernte. Ich erinnere mich, dass er mir, als ich noch ein ziemlich kleines Mädchen war, beibrachte, wie ich schmerzhaft jemanden in die Wade treten kann, wenn ich angegriffen werde.

Meine Familie war sehr traditionell. Meine Mutter hat ihr ganzes Leben lang gearbeitet, und nach der Arbeit war sie Hausfrau. Obwohl mein Vater selbst einen

5 Awantura o lemura («Streit um den Lemuren») – ein Kinderroman aus dem Jahr 1945 von Maria Terlikowska.

Hochschulabschluss hatte, motivierte er meine Mutter nicht dazu, ebenfalls ein Studium aufzunehmen, nachdem sie mich großgezogen hatte. Nach der Arbeit ging er seinen Vergnügungen nach und trank mit seinen Kumpels Wodka. Mutter war fürsorglich, liebevoll und um mich sowie um die Organisation unseres häuslichen Lebens besorgt. Obwohl ich die große Liebe und Fürsorge meiner Mutter spürte, habe ich mich nie mit ihr angefreundet, sie wurde nie meine Vertraute. Ich habe keine Ahnung, was passiert wäre, wie mein Leben verlaufen wäre, wenn ich im Alter von, sagen wir, 16 Jahren gesagt hätte: Mama, ich glaube, ich stehe auf Frauen, vielleicht bin ich lesbisch? Im Nachhinein bin ich froh, dass ich meinen Eltern dieses Geheimnis nicht in den 1970er Jahren anvertraut habe. Ich glaube, sie wären damals auf dieses Wissen völlig unvorbereitet gewesen und hätten mir nicht helfen können. Vielleicht hätten sie mir sogar ungewollt Leid zugefügt.

Neun Jahre meines Lebens war ich ein Einzelkind. Ich träumte von einer älteren Schwester, aber dann kam ein jüngerer Bruder. Bis zu seiner Geburt war ich sehr froh, ein Geschwisterchen zu bekommen. Ich erinnere mich an einen heißen Julitag im Jahr 1969, als mich meine Eltern morgens gegen 3 Uhr weckten. Sie wollten, dass ich auch den historischen Moment der Landung des Menschen auf dem Mond sehe. Meine Mutter bat mich, mich neben sie zu setzen und umarmte mich, weil sie mich nicht auf ihren Schoß nehmen konnte. Auf ihrem Schoß ruhte ihr schwangerer Bauch. Drei Wochen später war mein Bruder schon auf der Welt.

Er war ein schwieriges Kind. Er weinte ununterbrochen. Er wollte nicht essen. Bei jedem Stillen, beim Wickeln, bei jeder Tätigkeit gab es Tränen und Geschrei. Mama lief erschöpft umher. Die Großmutter half. Und Vater? Der lebte sein Leben. Natürlich habe ich meinen kleinen Bruder geliebt. Obwohl mir erzählt wurde, dass ich manchmal eifersüchtig auf ihn gewesen sei. Seit seiner Babyzeit blieb mir eine Abneigung gegen Kinder und die Überzeugung, dass das Großziehen eines Kindes eine Tortur ist und man dann keine Zeit für etwas anderes habe. Bis ich mein Elternhaus verließ und an die Universität ging, hatte ich ein sehr gutes Verhältnis zu meinem Bruder. Wir verbrachten viel Zeit miteinander. Natürlich entging ihm die Dominanz seiner älteren Schwester nicht. Es gab auch Momente des Schreckens. Er wäre fast ums Leben gekommen, als ich eine gebundene Ausgabe von *Herrn Klecks' Akademie*<sup>6</sup> nach ihm warf. Ich genoss es, ihn zu umarmen und zu küssen. Er war so weich und angenehm anzufassen. Diese Bindung endete, als seine Freundin und seine spätere Frau in sein Leben trat. Mehr als 20 Jahre lang hatte ich einen sehr oberflächlichen Kontakt zu ihm. Erst nach seiner Scheidung wurde es besser.

Die acht Jahre Grundschule verliefen normal. Ich glaube, dass ich in dieser Schule und von diesen Lehrern am meisten gelernt habe, obwohl auch dort pädagogische Fehler gemacht wurden. Ich hatte eine nette Klasse mit ziemlich vielen intelligenten, aufgeweckten Kindern. Mit uns gab es hin und wieder pädagogische Probleme, aber nicht allzu viele. Während der gesamten Grundschulzeit hatte ich keine einzige beste Freundin. Ich war nie eine der sogenannten «Unzertrennlichen».

<sup>6</sup> Akademia Pana Kleksa («Akademie des Herrn Klecks») – ein seit mehreren Generationen populäres Kinderbuch aus dem Jahr 1946, geschrieben vom Dichter Jan Brzechwa.

Ich stand immer ein wenig im Abseits. Zunächst lag es am Mangel an Sozialisation, der darauf zurückzuführen war, dass ich keinen Kindergarten besucht hatte. Später war es wahrscheinlich das Bewusstsein, dass ich ein bisschen anders als die anderen war, und deshalb zog ich mich zurück. Ich mochte es, die Leute von der Seite zu beobachten. So ist es auch geblieben.

Ich war ein glückliches Kind der Generation, die ohne Fernseher aufgewachsen ist. Bis zu einer gewissen Zeit. In der zweiten Klasse der Grundschule nahm mich mein Vater, als meine Mutter zu einer Fortbildung gefahren war, in ein Geschäft mit, und wir kauften einen Fernseher, Marke «Atol». Es sollte eigentlich ein Geschenk für meine Mutter sein, aber es war hauptsächlich eins für ihn. Mit der Zeit wurde er ganz süchtig nach fernsehen. Der erste, ein Schwarz-Weiß-Fernseher, ging nach ein paar Tagen kaputt. Auf seinem Bildschirm sah ich irgendwann die Sängerin Halina Kunicka. Und sie wurde zu meiner Liebe, Verzauberung und Faszination für mehr als zehn Jahre.

Ich muss diesem Thema etwas mehr Zeit widmen, denn ich bin mir bewusst, dass die Gefühle, die ich für Kunicka hegte, meine Sensibilität, meine Ästhetik und meine Vorlieben geprägt haben und mich letztendlich zu der Erkenntnis brachten, dass ich eine Frau liebte.

Halina Kunicka ist so alt wie meine Mutter. Vielleicht entsprang die Faszination für sie einer unbewussten Sehnsucht nach einer schönen, idealen, populären Mutter? Ich kann das nicht beurteilen, nicht zusammenbringen. Was ich aber mit Sicherheit feststellen kann, ist, dass Halina Kunicka die erste Frau war, in die ich mich verliebt hatte. Sie war mein weibliches Ideal. In den ersten Jahren kannte ich sie nur vom Fernsehbildschirm und natürlich von den Liedern, die sie sang. Ich kannte alle. Nach und nach kaufte ich alle Platten von ihr. Zuerst erbettelte ich bei meinen Eltern einen Plattenspieler und später (als Teenagerin) einen Kassettenrekorder. Als ich meinen ersten Kassettenrekorder bekam, habe ich vor Glück geweint. Jeden Samstag schaute ich mir das Fernsehprogramm der Woche genau an, um herauszufinden, wann sie auftreten würde. Das war mein Fest. Nach einer Weile führte meine Verehrung dazu, dass ich die Autoren und Autorinnen der Lieder kannte, die Kunicka sang, und wusste, für wen und was sie schrieben und komponierten. Ich begann, Theaterkritiken zu lesen, die Lucjan Kydryński,<sup>7</sup> Kunickas Ehemann, für «Przekrój» schrieb. Ich konnte diese Theatervorstellungen selbst nicht besuchen, dafür wusste ich aber, welche Theater er zusammen mit seiner Frau besucht hatte. So lernte ich das Repertoire dieser Theater kennen, ich kannte ihre Adressen, Intendanten und Schauspielensembles. Als Kunicka zum Repertoire polnischer Lyriker griff, las ich Gedichte von Leśmian, Broniewski und Bryll. Ihr habe ich es zu verdanken, dass ich, als Sie mir sagte (da habe ich bereits studiert), sie würde «König Salomons Ängste» von E. Ajar lesen, sofort das Gesamtwerk von Romain Gary aufgesogen habe.

7 Lucjan Kydryński – Kulturjournalist, Autor von Büchern und Presseartikeln, der häufig in Rundfunk und Fernsehen auftrat, auch als Conférencier bei Musikfestivals.

Ich glaube, es war im Lyzeum, als ich anfang, ihr Briefe zu schreiben. Als sie mir einen dieser Briefe beantwortete, erreichte meine Freude ihren Höhepunkt. Eine Woche lang oder länger war ich ganz euphorisch. Ich sammelte nicht nur Schallplatten, sondern auch Zeitungsausschnitte und Fotos, und das Cover einer ihrer Schallplatten steckte mehrere Jahre lang hinter der Glasscheibe meines Bücher-schranks, so dass ich jederzeit den Blick heben und in ihre schönen Augen schauen konnte.

Kunicka war eine idealisierte Göttin. Ich kann sagen, dass ich mit Ehrfurcht an Sie dachte und Sie nie als Gegenstand erotischer Seufzer betrachtete. Ich habe Ihr auch nie gestanden, dass ich lesbisch bin, obwohl ich oft die Gelegenheit hatte, mit Ihr zu sprechen. Das dauerte in der Tat unanständig lange, noch während meines Studiums.

Die Zuneigung zu einer Künstlerin, die für mich unerreichbar war, bewirkte, dass ich die nächste Liebe zu einer Frau als etwas Natürliches akzeptierte. Jedenfalls war ich nicht überrascht, dass es wieder eine Frau und kein Mann war. Eine banale Situation, denn dieses Mal handelte es sich um eine Lehrerin – meine Klassenlehrerin in der ersten Lyzeumsklasse.

Ich lernte gut. Am einfachsten war für mich Mathematik. Ich mochte auch Chemie und Biologie. Dafür machte ich aber skandalöse Sprachfehler. Den langweiligen Geschichtsunterricht voller Kriege und Kriegsherren mochte ich gar nicht, ebenso wie Handarbeiten. In den jüngeren Klassenstufen hatte meine Großmutter alle Strick-, Häkel- und Näharbeiten für mich gemacht. Sie waren wunderbar ausgefeilt, und die Lehrerin wusste, dass sie nicht mein Werk waren, also bekam ich immer nur Vieren dafür, dass die Arbeit erledigt war. Am meisten hasste ich jedoch Fremdsprachen. Es fiel mir außerordentlich schwer, mir Vokabeln einzuprägen.

Wie es das Schicksal so wollte, wurde ich im Lyzeum nicht in die Mathematik- und Physikklasse aufgenommen, für die ich mich beworben hatte (damals gab es keine Prüfungen, nur einen Zeugnissetbewerb), sondern in eine Klasse mit erweitertem Russischprogramm. In den 1970er Jahren war Russisch peinlich und keiner wollte es lernen. Der Schulleiter, ein Erotomane, Alkoholiker und Sexist, richtete die Russischklasse ein, in der auch noch nur Mädchen unterrichtet wurden, um dem Wojewodschaftskomitee der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei zu gefallen. Klassenlehrerin wurde eine junge, energische Russistin. Sie stürzte immer in den Klassenraum, tigerte hier 45 Minuten lang hin und her und sprach mit uns ausschließlich Russisch. Ich mochte sie nicht gleich. Am Anfang mochte ich sie eigentlich gar nicht. Ich hatte Angst vor ihr, ich hatte Mühe, von einer Unterrichtsstunde zur nächsten zu lernen. Mit der Zeit änderte sich die Situation jedoch. Es gibt eine Theorie, die besagt, dass ein Schüler gerne lernt, wenn er den Lehrer mag. Also begann ich wie verrückt Russisch zu lernen. Nach eineinhalb Jahren konnte ich die Sprache mühelos sprechen. Leider wurde meine Klassenlehrerin zu dieser Zeit schwanger, brachte eine Tochter zur Welt und... kehrte nicht mehr an unsere Schule zurück.

Diese nächste Empfindung hatte immer noch kein rotes Lämpchen bei mir aufleuchten lassen. Ihre platonische Natur, ihre Unschuld erschien mir, wie im Fall

von Halina Kunicka, natürlich. Und dass es wieder eine Frau war? Die Erklärung war einfach. In älteren Frauen suchte ich immer nach der Schwester, die ich nicht hatte. Freundinnen, gleichaltrige Mädchen interessierten mich nicht. Gleichzeitig spürte und verstand ich, dass ich meine Liebe zu Kunicka und dann zu meiner Klassenlehrerin nicht demonstrativ allen zeigen sollte. Als ich mich in Kunicka verliebte, war ich acht oder neun Jahre alt. Von da an wusste jeder, dass sie meine Liebessängerin war. Aber damals waren solche Faszinationen ganz natürlich. Die Mädchen hatten dicke Hefte mit Zeitungsausschnitten und Fotos ihrer Liebesschauspieler, -schauspielerinnen, -sänger und -sängerinnen. Ungefähr mit vierzehn entdeckte, spürte ich, dass Kunicka meine Liebe war. Und ich glaube, von diesem Moment an begann ich – in gewissem Sinne – ein Doppelleben zu führen. Ich konnte lautstark von Kunicka, ihren Liedern und ihren Kreationen schwärmen, aber ich habe nie jemandem anvertraut, dass ich sie liebe. Als die Faszination für die erwähnte Klassenlehrerin in mein Leben trat, wollte ich auf keinen Fall mit jemandem über dieses Gefühl sprechen. Es war mein größtes Geheimnis. Es machte mir damals nur bewusst, dass ich ein wenig anders als meine Altersgenossen, meine Klassenkameradinnen war.

Das Wort Lesbe war geheimnisvoll, aufregend. Ich weiß nicht, wo oder wann ich es zum ersten Mal gehört habe. Gelesen habe ich es in einem Gesundheitslexikon, das wir zu Hause hatten. Es war jedoch eine Art ferne Exotik. Niemand traf Lesben oder Schwule auf der Straße. Als ich in die Grundschule und ins Lyzeum ging, wurde das Wort «Gay» übrigens nicht verwendet. Vielleicht lebten sie irgendwo, aber nicht in meiner Stadt. Oder doch? Einmal hörte ich, wie meine Mutter von einer Frau sprach, die sie kannte und die «so» war und mit einer anderen Frau zusammenlebte. Ich spitzte meine Ohren, aber mehr habe ich nicht erfahren. Einige Zeit später sagte meine Mutter in einem Gespräch zu jemandem, dass sie sich «vor solchen Leuten ekeln» würde. Sie sprachen von Lesben. Von da an war ich mir sicher, dass ich das Wissen um meine Gefühle und Faszinationen nicht mit meiner Mutter teilen würde. So kam ich bis zum Ende des Lyzeums.

Das Lyzeum war auch die Zeit der ersten Dates. Damals schien es mir selbstverständlich, dass es einen Jungen in meinem Leben geben würde, einen Mann, den ich lieben würde. Das war die natürliche Ordnung der Dinge. Alle Filme und Bücher, die ich kannte, handelten davon. Also dachte ich, dass ich auch eines Tages heiraten und Kinder haben würde, oder besser gesagt ein Kind. Ich hatte sogar schon Namen für sie ausgesucht. Die Tochter sollte Halina heißen, natürlich nach der Kunicka. Der Sohn – Boromeusz. Das war der Name einer der Figuren aus einem Kinderbuch, «Jakob vom Emser Meer» von Natalia Rolleczek. Natürlich rechnete ich damit, dass es eine Tochter sein würde. Was den idealen Mann angeht, so hatte ich damals noch keinen klaren Geschmack. Ich mochte zum Beispiel Roger Moore, aber ich glaube, es lag mehr an den Figuren, die er spielte, als an ihm selbst.

Inzwischen tauchte in der ersten Lyzeumklasse K. auf. Er war der Sohn eines meiner Lehrer. Er hatte schiefe Zähne wie ich und war ziemlich schüchtern. Sonntags holte er mich nach dem Mittagessen, ab und wir gingen spazieren. Ich weiß nicht, wie lange es dauerte, aber ich glaube nicht zu lange, denn er hatte im Mai

seine Abprüfungen und musste lernen. Danach machte er eine Kreuzfahrt, von der ich eine oder zwei Postkarten bekam, und dann ging er zum Studium weg und das war's. Ich glaube, wir sind Händchen haltend herumgelaufen, aber wir küssten uns nicht. Die Tatsache, dass er aus meinem Leben verschwand, nahm ich mit Erleichterung auf. Ich war nicht überrascht, dass mein Herz nicht heftiger schlug. Nun, es war mein erster Freund. Ich hatte noch Zeit für Gefühle.

Den Nächsten lernte ich dank Dorota, einer Schulfreundin kennen, die mit mir eine Schulbank teilte. Wir waren ziemlich eng befreundet. Sie besuchte mich zu Hause und ich sie. Sie war diejenige, die mir «Claudine» von Colette zum Lesen gab. Ich liebte Claudines Aufmüpfigkeit, und die lesbischen Motive des Buches riefen bei mir Herzklopfen hervor. In den Schulpausen lasen wir dann immer leidenschaftlich «Claudine». Das war so eine Mädchenfaszination von uns.

D. hatte nichts mit ihr zu tun. Er und Dorota kannten sich schon von klein auf, weil ihre Eltern befreundet waren. Ich habe ihn bei ihr kennengelernt. Wir begannen, uns zu treffen. Und wieder waren es nur Spaziergänge, Händchenhalten, Küsse auf die Wange. Ich konnte ihn nicht zum Abschlussball einladen, weil der Schulleiter sich ausgedacht hatte, dass die Mädchen nur mit Schülern oder ehemaligen Schülern unserer Schule zum Abschlussball kommen durften. D. besuchte ein Lyzeum für Elektrotechnik. Damit «so jemand» zum Abschlussball kommen durfte, brauchte man eine Sondergenehmigung des Schulleiters. Das war unter meiner Würde. Ich erinnere mich, dass D. und ich am Tag des Abschlussballs ins Kino gingen, um «New York, New York» zu sehen. Liza Minnelli war zu dieser Zeit in Topform und tausend Abschlussbälle wert.

Als Mann hat D. mir nie gefallen. Mir wurde schnell klar, dass ich nichts für ihn empfand. Aber das wollte ich ihm nicht sagen. Ich hatte nicht den Mut dazu. Ich wusste, dass ich ihm Kummer bereiten würde. Nach dem Abitur sollten wir zu viert eine 10-tägige Kreuzfahrt auf der Weichsel machen. An Bord wir beide, ein Freund von ihm und seine Schwester. Zu meinem Glück erkrankte meine Mutter zu dieser Zeit. Sie hatte eine gynäkologische Operation. Ich besuchte sie jeden Tag im Krankenhaus und hatte eine Ausrede, nicht mitzufahren. D. war besorgt, ich war erleichtert. Jahre später dachte ich, dass wir dort wahrscheinlich mit dem Geschlechtsverkehr angefangen hätten, was ein schlechtes Ende hätte nehmen können, d.h. eine Schwangerschaft, und ich hätte die Schwangerschaft auf jeden Fall abgetrieben. Außerdem hatte ich absolut keine Lust auf Sex mit D. Allein der Gedanke daran ekelte mich.

Als ich das Lyzeum besuchte, gelang es der Sexuologin Michalina Wisłocka, ihr Buch *Die Kunst des Liebens*<sup>8</sup> zu veröffentlichen. Meine Mutter hatte gute Beziehungen in der Buchhandlung. Sie kaufte mir das Buch und wurde damit gleichzeitig die Verantwortung los, mir die komplizierten Beziehungen zwischen Mann und

8 Sztuka kochania («Die Kunst des Liebens») – ein populärwissenschaftlicher Sexualratgeber der Sexualwissenschaftlerin Michalina Wisłocka aus dem Jahr 1978; es war das erste Buch, das sich an ein breites Publikum richtete und offen über das Sexualleben sprach; mit sieben Millionen verkauften Exemplaren einer der größten Bestseller in der Geschichte der Volksrepublik Polen.

Frau und die Methoden der Empfängnisverhütung zu erklären. Ich habe «Die Kunst des Liebens» fleißig studiert. Es war ein notwendiges Wissen vor dem Eintritt ins Erwachsenenleben und dem Verlassen des Elternhauses.

D. und ich studierten in verschiedenen Städten. Unsere Kontakte waren nun sehr eingeschränkt. Selbst wenn wir in unsere Heimatstadt kamen, verpassten wir uns oft. Er wurde von seinen studentischen Aktivitäten vereinnahmt, was er mit Tuberkulose bezahlte. Später erzählte seine Familie, ich hätte ihn wegen der Tuberkulose verlassen, während ich ihn im Krankenhaus besuchte und froh war, dass wir uns wegen der Krankheit nicht küssen durften.

Es herrschte Kriegsrecht<sup>9</sup>. Unsere Briefe wurden zensiert. Man schrieb sich damals oft. Ich habe nie gelogen und ihm niemals geschrieben, dass ich ihn lieben würde. Bei einem unserer Treffen begann D., Pläne für die Zukunft zu schmieden. Er erzählte mir, dass er einen Goldbarren habe, aus dem er Eheringe machen lassen wollte. Heiraten würden wir nach dem Abschluss unseres Studiums, davor würde es eine Verlobung geben. Diese Vision hat mich erschreckt. Nach einem ziemlich harten ersten Studienjahr während des Kriegsrechts dachte ich, es sei nun Zeit zu leben, zu erkunden, auszuprobieren, zu schmecken, und da wollte mich jemand auf die Rolle der Verlobten und dann der Ehefrau reduzieren? Er bestimmte den Pfad, den ich gehen sollte, dabei wusste ich noch nicht, welchen Weg ich wählen würde. Zu dieser Zeit absolvierte ich ein Praktikum in einem abgelegenen Dorf. Von dort aus schickte ich einen Brief an D., in dem ich ihm mitteilte, dass ich mich von ihm trennen würde. Sobald es ihm möglich war, tauchte er dort auf. Und erfuhr von mir, was er zuvor gelesen hatte. Er litt. Er wurde schwer krank. Ich litt auch darunter, dass ich ihn verletzt hatte. Zugleich verspürte ich eine große Erleichterung. Ich war frei. Ich konnte weiter nach meinem eigenen Weg suchen. Nach ein paar Jahren erfuhr ich, dass D. eine Freundin gefunden hatte. Sie heirateten. Sie haben zwei Kinder. Ich freute mich. Wir leben weit voneinander entfernt. Seitdem haben wir uns nur ein paar Mal gesehen. Bei einer der Gelegenheiten, während eines Treffens, um das er gebeten hatte, sagte ich ihm, wer ich bin und dass ich froh war, dass es so geendet hatte, weil ich ihn noch viel mehr hätte verletzen können. Unsere Ehe wäre sicher in die Brüche gegangen. Er war nicht schockiert. Ich habe Beweise dafür, dass in seinem Herzen noch ein wenig Platz für mich ist.

Im Lyzeum war ich die Klassenbeste. Das war nicht allzu schwierig, denn die Klasse bestand aus einer Ansammlung von Schülern, die nicht in die von ihnen ausgewählten Klassen mit anderen Profilen aufgenommen worden waren. Wegen des Russischunterrichts mochten uns die Lehrer meist nicht, obwohl es ja nicht unsere Schuld war, dass wir in dieser Klasse gelandet waren. Trotz guter Noten hatte ich einen Schwachpunkt. Es war Polnisch. Die Polnischlehrerin hasste mich, sie hielt mich für beschränkt. Am Ende der ersten Klasse drohte mir eine Fünf. Erst durch

<sup>9</sup> Das Kriegsrecht wurde am 13. Dezember 1981 auf Beschluss des damaligen Staatschefs, General Wojciech Jaruzelski, verhängt und diente der gewaltsamen Unterdrückung der in der Gewerkschaft Solidarność organisierten oppositionellen Massenbewegung. Es dauerte bis Juli 1983.

die Intervention des Schulleiters ließ sie von mir ab, aber sie behandelte mich wie ein notwendiges Übel. Ihr Polnischunterricht war eine Katastrophe, aber das habe ich damals nicht verstanden. Ich habe nur verstanden, dass ich keine Geisteswissenschaftlerin bin. Meine Eltern haben mich in dieser Hinsicht nicht unterstützt, weil sie meinen Wissensstand und meine Veranlagungen nicht einschätzen konnten. Als es an der Zeit war, mich für ein Studium zu entscheiden, wusste ich, dass ein geisteswissenschaftliches oder künstlerisches Studium nicht in Frage kam. Mein Vater riet mir von einer Technischen Universität ab, weil er sagte, die Arbeit in einem Produktionsbetrieb wäre die schlechteste überhaupt. Medizin kam nicht in Frage, denn der Gedanke, einen fremden, kranken und vielleicht auch noch schmutzigen Menschen anfassen zu müssen, rief bei mir Übelkeit hervor. Auf dem Weg der Selektion entschied ich mich, Landwirtschaft zu studieren. Ich wählte Breslau. Vor Warschau hatte ich Angst. Ich meine, nicht so sehr vor Warschau, sondern vor mir selbst in Warschau. Dass ich, statt zu studieren, in Theatern herumhängen oder vor Kunickas Wohnhaus sitzen würde.

Meine Wahl des Studienfachs erwies sich als Fehler. Das wurde mir erst im zweiten Studienjahr klar, aber da war gerade das Kriegsrecht ausgerufen worden, und meine Eltern bezahlten viel Geld für meinen Lebensunterhalt in einer fremden Stadt. Ich wollte sie nicht enttäuschen, war aber auch nicht in der Lage, mein Studienfach zu wechseln und gleichzeitig einen Job zu finden. Ich beendete mein Studium zum erstmöglichen Termin und mit einer Eins auf dem Diplom. Danach habe ich immer wieder gesagt, dass mich dieser Fehler elf Jahre meines Lebens gekostet hat. Fünf Jahre Studium und sechs Jahre Arbeit in einem Unternehmen, das eine Art sozialistisches Relikt war. All dies zusammen hatte enorme Auswirkungen auf mein Berufs- und Privatleben. Als ich jedoch mein Studium in Breslau begann, hatte ich von all dem keine Ahnung.

Es gab eine Menge zu lernen. Die Kommilitonen in meiner Studiengruppe und im Studienjahr waren klasse. Breslau war, obwohl sozialistisch grau, doch sehr bunt und interessant. Bereits im zweiten Jahr wurden manche Mädels schwanger und heirateten. Ein Dozent sagte uns, dass wir überhaupt nur studieren würden, um uns einen Ehemann zu angeln. Heute würden solche sexistischen Äußerungen wahrscheinlich nicht mehr durchgehen. Vor vierzig Jahren waren sie noch gang und gäbe. Ich schaute mich ein bisschen nach Jungs um, denn der Gruppenzwang hatte doch seine Wirkung. Der bereits erwähnte D. war weit entfernt. Ich wusste, dass ich ihn vergessen würde, sobald ich mich neu verliebte, aber irgendwie konnte ich mich nicht verlieben. Jahr um Jahr verging, und ich war immer noch Single. Und dann auch noch eine Jungfrau. Es quälte mich, aber ich wusste, dass ich mit niemandem schlafen würde, wenn ich mich nicht vorher verliebte, und von Verliebtsein konnte keine Rede sein.

Ich glaube, es war in meinem zweiten Studienjahr, als ich anfang, Gedichte zu schreiben. Es dauerte nicht sehr lange, und mein Schaffen selbst war nicht besonders anspruchsvoll. Es ging hauptsächlich um die Sehnsucht nach Liebe. Aus dem Inhalt meiner Texte war nicht ersichtlich, dass das Objekt meines Seufzers eine Frau war. Diese Kunst der Tarnung habe ich recht gut beherrscht.

Beim Filmfestival «Konfrontacje filmowe» wurde der Film «Der andere Blick»<sup>10</sup> des ungarischen Regisseurs Karoly Makka mit polnischen Darstellerinnen gezeigt. Ich hatte in der Wochenzeitschrift «Film» davon gelesen und mit größter Mühe eine Eintrittskarte für das Festival ergattert. Ich sah mir «Der andere Blick» mit gerötetem Gesicht und zugeschnürter Kehle an. Ich erinnere mich, dass während einer erotischen Szene eine junge Frau, die neben mir saß, kicherte, mir aber raubte es den Atem. Ich erinnere mich auch an mein Erstaunen und meine Antipathie, als ich Jahre später ein Interview mit einer der beiden Hauptdarstellerinnen, Jadwiga Jankowska-Cieślak las, in dem sie auf die Arbeit beim Film zurückblickte und sagte, wie sie während der Dreharbeiten an diesen Szenen gelitten hatte. (Während ich diese Memoiren schreibe, ist in «Replika»<sup>11</sup> ein Interview mit Jankowska-Cieślak erschienen. Sie hat sich damit in meinen Augen rehabilitiert. Außerdem ist sie eine großartige Schauspielerin.)

Der Blitz aus heiterem Himmel traf mich ganz am Ende meines Studiums. Es war bereits mein fünftes Studienjahr, ich stand kurz vor der Verteidigung meiner Magisterarbeit und der Rückkehr in meine Heimatstadt. Da hatte ich mich bereits entschieden zurückzugehen. Breslau war wunderbar, aber dort eine Wohnung zu bekommen war damals vollkommen unrealistisch. Eine Wohnung zu mieten kostete Unmengen und war für eine frisch gebackene Absolventin einfach unerschwinglich. Meine Eltern hatten nichts dagegen, dass ich zu ihnen zurückkehrte. Der Gedanke, in eine Provinzstadt zurückzukehren, machte mir Angst, aber ich sah keine andere Möglichkeit, unabhängig zu werden. Außerdem hatte mir Kunicka erklärt, dass die Provinz unser Geisteszustand sei. Es käme nicht darauf an, wo man lebt, sondern wie man lebt und mit wem man dieses Leben teilt. Zu jener Zeit gab es in meinem Leben keine größere Autorität als sie. Bevor ich in meine Heimatstadt zurückkehrte war, verliebte ich mich. Diesmal in eine Kommilitonin aus meinem Studienjahr. Zum ersten Mal war es also eine echte Person, in greifbarer Nähe. Das kam mir einen Moment lang so vor, denn sie machte auch keinen Hehl aus einer gewissen Faszination für mich. Sie stammte aus einer wohlhabenden, aber sehr traditionellen ländlichen Familie. Sie war auch eine fanatische Katholikin. Ich glaube, sie hatte große Angst vor diesem Gefühl. Sie wusste, dass ihre Familie es nicht akzeptieren würde. Ihre Verwandten erwarteten sicherlich, dass sie heiratet und Kinder bekommt. Und genau das ist auch passiert. Sie stieß mich zurück, sobald sie Lust verspürte. Sie hatte Angst, dass es sie verschlingen würde, sie lief vor mir weg, und ich war bereit, ihr ans andere Ende Polens zu folgen. So blieb ich mit diesem nicht vollzogenen Gefühl allein. Damals begriff ich, es wurde mir klar, dass ich immer nur Frauen begehren würde, dass ich mein zukünftiges Leben nur mit einer Frau

**10** «Der andere Blick» (ungarischer Originaltitel «Egymásra nézve») – ungarischer Spielfilm von Károly Makka aus dem Jahr 1982, eine Verfilmung des Romans von Erzsébet Galgóczi über die unglückliche Liebe zwischen zwei Frauen. Da es schwierig war, in Ungarn Schauspielerinnen zu finden, die bereit waren, die Rollen zu übernehmen, wurden die Hauptrollen von den polnischen Schauspielerinnen Grażyna Szapolowska und Jadwiga Jankowska-Cieślak gespielt, die bei den Filmfestspielen in Cannes als beste Schauspielerin ausgezeichnet wurde.

**11** Replika – eine seit 2005 erscheinende Zeitschrift für die LGBT+-Community.

planen wollte. Aber wie sollte ich das machen, wenn es wahrscheinlich nur wenige Frauen wie mich gab? Wo und wie sollte ich sie finden? Ich bin lesbisch, wiederholte ich immer wieder in Gedanken, und ich wagte nicht einmal, dieses peinliche Wort laut auszusprechen. Geschweige denn, es einer anderen Person zu sagen. Ich war 24 Jahre alt.

Mein Leiden erschütterte mich. Ich dachte sogar an Selbstmord, und der war zum Greifen nah, weil ich im 12. Stock eines Hochhauses wohnte. Mein größtes Bedürfnis war es damals nicht, ein Liebesobjekt zu finden, eine Frau, die meine Gefühle erwidern würde, sondern mein größtes Geheimnis mit einem anderen Menschen zu teilen. Es gab auch das Bedürfnis nach Akzeptanz durch eine andere Person.

Ich hatte immer an die weibliche Intuition geglaubt. Sie sagte mir vor, was und wann ich zu tun, wann ich es zu sagen hatte. Als Vertrauensperson wählte ich eine Kommilitonin aus meinem Studienjahr, mit der ich nicht sehr eng befreundet war. Sie hatte aber Interesse an ihren Mitmenschen, und das entschied dann. Ich erinnere mich an unser Treffen in meinem Zimmer im 12. Stock. Ich hatte Mühe, Wort für Wort herauszubringen. Sie hörte aufmerksam zu. Sie stellte viele Fragen. Am Ende hörte ich: Ich verstehe dieses Gefühl nicht, ich werde nie so sein, aber ich akzeptiere dich so, wie du bist. Wie sehr brauchte ich diese Worte in dieser Zeit. Hanka blieb für immer meine Freundin.

Die Leute werden immer darauf aufmerksam, dass ich langsam spreche. Ich habe eine ruhige Stimme. Ich glaube, das kommt daher, dass ich vorsichtig mit meiner Wortwahl sein musste, wenn ich über mich selbst sprach. Ich musste auf die weiblichen Formen und Endungen achtgeben. Unpersönliche Formen verwenden. Bevor ich also einen Satz laut aussprach, musste ich ihn zuerst in meinem Kopf «hören», wie er klingen würde, damit er wahrhaftig, natürlich und gleichzeitig so wurde, dass ich meine Orientierung nicht verriet. Mit der Zeit wird man geübt, aber die langsame Art zu sprechen ist geblieben.

Sechs Jahre nach der Universität waren eine eindeutig verschwendete Zeit. Keine Partnerin, keine Möglichkeit, mein eigenes Leben aufzubauen, das lenkte mich sehr ab. Außerdem arbeitete ich bei einer lächerlichen Firma, in der es nichts zu tun gab, in der alle so taten, als wären sie engagiert, und wo jeder zweite der dort beschäftigten Männer Alkoholiker war. Ertragssteigerungen pro Hektar und der Schutz von Getreide und Hackfrüchten vor Krankheiten und Schädlingen interessierten mich überhaupt nicht.

Mein Vater hatte immer gesagt, dass er seine Vergangenheit nie bereuen würde. Ich versuche, ähnlich zu handeln und zu denken, und dennoch bedauere ich am meisten, dass ich damals keine Fremdsprache gelernt habe. Zu diesem Zeitpunkt schien das kein Kapital zu sein. Meine Eltern konnten keine Fremdsprachen. Meine Großeltern väterlicherseits hatten deutsche Schulen im preußischen Teilungsgebiet besucht. Wenn sie etwas vor ihren Kindern verbergen wollten, verständigten sie sich untereinander auf Deutsch. Aber ihren Söhnen brachten sie die Sprache nicht bei. Übrigens wurde Deutsch nach dem Krieg auch verschmäht. Es gab eine Zeit, da kam mein Großvater fast jeden Tag zu uns und spielte mit mir Dame. Ich habe ihn immer geschlagen, obwohl ich nicht weiß, ob ich besser war oder ob er

seiner Enkelin immer einen Vorsprung gab. Er hätte mir damals, bei der Gelegenheit Deutsch beibringen können, aber das tat er nicht. Als ich zur Schule ging, wiederholten meine Eltern, ich solle eine Fremdsprache lernen. Aber sie sagten es wohl mit wenig Überzeugung, beaufsichtigten mich nicht und gingen selbst nicht mit gutem Beispiel voran. Dabei wäre es doch gerade ihr Beispiel gewesen, das mich hätte motivieren können. Es ist schade, dass das gefehlt hat, vor allem angesichts meiner mangelnden Talente in diesem Bereich und der Widerstände, die dadurch verursacht wurden, dass ich eine Sprachschwäche habe. In diesem Fall ist es besser, nichts zu sagen. Jedenfalls ist das Einzige, was ich in meinem Leben bedauere und wofür ich mich schäme, meine fehlende Fremdsprachenkenntnis. Dabei macht mich der Kult um die englische Sprache wütend. Die Tatsache, dass eine Nation, die jahrhundertlang andere Nationen dominiert und unterdrückt und ihren Reichtum auf dem Leid anderer aufgebaut hatte, dennoch in der Lage war, der Welt ihre plappernde Sprache aufzuzwingen.

Die ersten sechs Jahre nach der Universität, als mein Geist noch sehr fit und aufnahmefähig war, hätte ich mich einer Fremdsprache widmen können, was ich leider nicht tat. Bei der Arbeit tat ich so, als würde ich arbeiten. Wann immer ich die Gelegenheit dazu hatte, besuchte ich Freunde in Breslau. Und ich träumte: von der Liebe und einer eigenen Wohnung. Während dieser Zeit begann ich auch zu schreiben. Es brauchte viel Glück und noch mehr Mut, um am Kiosk das «Magazyn kochających inaczej»<sup>12</sup> («Magazin für Andersliebende») anzufordern und zu bekommen. In dieser Zeitschrift wurden mehrere meiner Erzählungen abgedruckt. Ich habe natürlich unter einem Pseudonym geschrieben und nur meine Initialen beibehalten. Ich weiß nicht mehr, wie viele meiner Geschichten im «Magazin für Andersliebende» veröffentlicht worden sind. Am besten erinnere ich mich jedenfalls an die erste. Sie hatte eine Atmosphäre und eine Stimmung, die ich mochte und die – wie mir scheint – die Sinne ansprach. Meine Geschichten waren nicht voller erotischer Szenen, es gab keinerlei Beschreibungen von Geschlechtsverkehr, aber ihre erotische Ausstrahlung lässt sich kaum leugnen. Die erste trug den Titel «Zur goldenen Ente», und die goldene Ente des Titels war ein nach heißem Ingwer duftendes Café, in dem man Bisonwodka mit Apfelsaft trank.

In der zweiten Hälfte der 1980er Jahre kamen neue Pressetitel auf den Markt, darunter «TOP», eine Wochenzeitschrift, die ausschließlich aus Anzeigen bestand, sowie die Monatszeitschrift «Relax». Ein absolutes Novum bei diesen beiden Titeln waren die «gesellschaftlichen» Bereiche. Unter den Anzeigen befanden sich auch solche mit der Überschrift «Frau sucht Frau». Ich kaufte diese Zeitungen, sah mir die Anzeigen genau an und das war's. Sie machten mich zuversichtlich, dass ich nicht die Einzige war. Ich habe selbst nie eine Anzeige aufgegeben, aber irgendwann hatte ich endlich den Mut, auf eine zu antworten. Ich war damals 27–28 Jahre alt.

<sup>12</sup> Magazyn Kochających Inaczej («Magazin für Andersliebende», eigentlich *Miesięcznik Kochających Inaczej* oder später *Inaczej*), Kultur- und Erotikzeitschrift für LGBT-Personen, die in den Jahren 1990–2002 erschien.

Die Absenderin der Anzeige hieß, glaube ich, Anna. Sie irrte durch eine Wüste von Gefühlen und fiel plötzlich in einen See des Überflusses. Mehr als 100 Personen hatten auf ihre Anzeige geantwortet. Ich schreibe «Personen», weil, wie ich später erfuhr, auch Männer, und dazu oft Männer, die sich als Frauen ausgaben, auf diese Art von Anzeigen reagierten. Überwältigt von der Anzahl der Frauen, die bereit waren, Bekanntschaft zu machen, kam Anna auf die Idee, sie im wirklichen Leben zu treffen. Da die einzelnen Kontakte ganze Monate in Anspruch nehmen würden, schlug sie an einem bestimmten Termin einen mehrtägigen Aufenthalt auf einem Campingplatz am Meer vor; es war gerade kurz vor dem Sommer. Also packte ich das geliehene Zelt ein und fuhr los. Als ich mich dem Zeltplatz näherte, klopfte mein Herz wie verrückt. Hier sollte ich zum ersten Mal in meinem Leben andere Lesben sehen, und das möglicherweise in großer Zahl. Ich weiß nicht mehr, wie viele von uns zu diesem Campingausflug gekommen waren. Ein paar, ein Dutzend oder so? Von den meisten von ihnen war ich schwer enttäuscht. Sie waren schlampig, männlich, aggressiv. Ich weiß, dass dort ein Paar zusammenfand. Und auch ich lernte eine junge Frau kennen.

Es konnte sich um keine langfristige Beziehung handeln, denn W. war eine Mutter von zwei Kindern, die sich gerade scheiden ließ. Diese Kinder waren etwas, das überhaupt nicht in meinen Lebensplan passte. Ich fuhr einige Monate lang zu ihr hin, reiste mehrere hundert Kilometer mit dem Zug, und wir hatten Sex. Das lief gut zwischen uns. Alles andere lief schlecht. Intellektuell stammten wir aus zwei verschiedenen Welten. Sie hatte eine gewisse Sensibilität, aber ansonsten war sie eine junge Frau mit Berufsschulbildung. Wir hatten unterschiedliche Lebensbedürfnisse, unterschiedliche Bestrebungen. Die Beziehung endete auch, weil sie mit ihren Kindern nach Deutschland auswanderte, um dort nach einem besseren Leben zu suchen.

Meine Eltern waren wegen dieser Reisen beunruhigt. Sie mochten meine Lebensweise nicht und spürten, dass ich ihnen etwas verheimliche. Es gab verbale Auseinandersetzungen, aber wir ertrugen uns gegenseitig. Dabei hatte ich das Glück, dass meine Eltern keinen Druck auf mich ausübten zu heiraten, ein Kind zu bekommen und mir ein eigenes Leben aufzubauen. Man hat nie nach einem Ehemann für mich gesucht, ich habe nie gehört, dass ich eine alte Jungfer sei. Ich ging immer meinen eigenen Weg, und meine Eltern haben meine Entscheidungen respektiert, auch wenn sie von ihnen nicht begeistert waren. Aber die Tatsache, dass ich mit ihnen leben musste, bedrückte mich mehr und mehr. Schließlich mietete ich von meiner Cousine eine Einzimmerwohnung.

Bald darauf folgten drei wichtige Ereignisse: Ich kündigte meinen Job, lernte A. kennen und kaufte eine Wohnung.

Meinen Job kündigte ich zum ungünstigsten Zeitpunkt. In Polen begann gerade die Arbeitslosigkeit. Ich konnte es jedoch nicht länger ertragen, in etwas festzustecken, das mir sinnlos vorkam. Ich war sogar ein paar Monate lang arbeitslos und bekam Arbeitslosenhilfe. Ich fuhr nach Deutschland, um W. zu treffen. Als ich zurückkam, wusste ich, dass ich sie nie wieder sehen würde. In dieser Zeit begann ich auch, Artikel für eine Wochenzeitung zu schreiben, die in meiner Stadt

herausgegeben wurde. Dort wurde ich von zwei jungen, energischen Journalisten entdeckt, die damals eine neue, die erste private Zeitung gründeten. Sie boten mir an, mit ihnen zusammen zu arbeiten. Nach ein paar Monaten war ich bereits Journalistin mit einer festen Stelle. Über den Journalismus und das Schreiben in meinem Leben im Allgemeinen werde ich in diesen Erinnerungen noch später schreiben.

Ich fing wieder an, die Kleinanzeigen zu lesen. So lernte ich A. kennen, eine Studentin der Polonistik im zweiten Studienjahr. Wir trafen uns drei Jahre lang mal in ihrem gemieteten Zimmer, mal bei mir, und als sie ihr Studium beendet hatte, zog sie bei mir ein und wir lebten 16 Jahre lang zusammen.

Körperlich war A. nicht mein Typ. Sieben Jahre jünger, ein unreifes Einzelkind. Sie strahlte jedoch eine Ruhe und Sanftheit aus, die mich für sie einnahm, und sie ließ sich leiten, was mir sehr gefiel. Wir bildeten eine ganz normale Familie. Ich half ihr, einen Job in der Stadt zu finden. Sie wollte an einer Sekundarschule unterrichten. Sie unterrichtete. Zunächst an einem Technikum und einer Berufsschule. Dann am Lyzeum. Ich wurde zum Star des Lokaljournalismus, und sie beschwerte sich ständig über die Schule. Wir führten das gewöhnlichste Leben der Welt. Arbeit, Haushalt, gemeinsamer Urlaub, eine Katze. Wir hatten ähnliche Vorlieben und fuhren deshalb ins Theater, das 100 oder 200 Kilometer von unserem Zuhause entfernt war. Obwohl sie einen Führerschein hatte, setzte sich A. nie ans Steuer. Normalerweise brachte ich sie zur Schule und fuhr dann selbst in die Redaktion. Als ich einmal vor der Schule auf sie wartete, sah ich eine Gruppe von Schülern und hörte: «Oh, der Mann von Frau A. ist da». Ich habe mich über diesen Spruch amüsiert. Vor allem, weil das mit Humor gesagt wurde. Es ging mehr um einen Spaß als um Bosheit. Kurz bevor ich 40 wurde, kaufte ich eine größere Wohnung. Sowohl die erste als auch die zweite Wohnung befanden sich in einem Wohnblock. Wir haben nie Bosheit, Aggressivität oder Unhöflichkeit seitens unserer Nachbarn erlebt. Im Gegenteil, wir hatten ein sehr gutes nachbarschaftliches Verhältnis.

Ich habe nie darüber nachgedacht, was jemand über mich sagt und ob er etwas sagt. Wie ich wahrgenommen wurde. Ich habe mein Leben so gelebt, wie ich es wollte. Mir ging es gut, ich tat niemandem weh, und das war das Wichtigste. Ich interessierte mich nicht dafür, ob sich andere für mich interessierten. Das war ihr Problem. Mit der Zeit wurde mir klar, dass die Menschen um mich herum wussten, dass ich lesbisch bin. Das Zusammenleben mit einer Frau unter einem Dach ließ keine Zweifel offen. Ich dachte, das erregte nur für fünf Minuten Aufsehen. Dann kehrte jeder zu seinen eigenen Problemen und Beschäftigungen zurück. Wenn jemand sein eigenes Leben hat, wird er sich nicht über das Leben anderer Leute aufregen. Das war vor 20 und 10 Jahren der Fall, aber in der heutigen Realität, während ich diese Worte schreibe, hat sich Polen durch Politiker und den Klerus verändert. Ich weiß nicht, ob das nur «für eine Weile» so ist und wir dann der Richtung folgen werden, in die sich die zivilisierte Welt bewegt, oder ob wir uns noch länger in dieser entstandenen Absurdität einbetonieren werden. Am Ende des letzten Jahrhunderts wollte ich nicht an die Prognosen glauben, dass Populisten und Konservative in den Ring zurückkehren würden. Ich war der Meinung, das sei eine erfundene Analyse. Doch genau das ist eingetreten. Einerseits lassen wir nicht mehr

Nordkorea aus uns machen. Das Fenster zur Welt ist das Internet. Andererseits ist die Menge an Informationen, die heute jeden von uns erreicht und bombardiert, so unglaublich groß und ungeordnet, dass sie viele (die meisten?) zu Idioten macht.

Ich komme nun auf die 16 Jahre zurück, die ich mit A. verbracht habe. Meine Eltern mochten sie nicht besonders, aber wie ein befreundeter Journalist sagte: Sie lieben dich, also werden sie dich nicht verlassen, und so kam es auch. Die ganze Zeit hatte ich Kontakt mit ihnen, und zwar einen guten. Mein Vater half mir bei der Renovierung der Wohnung. Sonntags gingen A. und ich oft zu meinen Eltern zum Mittagessen. Wenn wir verreisten, kümmerten sich meine Eltern um die Katze. Ich wohnte in ihrer Nähe. Meine zweite Wohnung kaufte ich in derselben Siedlung. Ich konnte immer auf sie zählen und sie auf mich. Das Wort «lesbisch» ist in jenen Jahren jedoch nie gefallen. Ich habe A. nie offiziell als meine Partnerin bezeichnet. Weder meine Mutter noch mein Vater haben diese Frage jemals direkt gestellt. Es wurde einfach nicht darüber gesprochen.

Es ist unmöglich, diese 16 gemeinsamen Jahre im Detail zu beschreiben. Wir waren eine Partnerschaft, obwohl ich die meiste Verantwortung trug und auch die Haushaltsfinanzen im Auge behielt. Wir hatten gemeinsames Geld und sogar ein gemeinsames Bankkonto. Bei den letzten beiden Autos, die ich gekauft habe, waren ebenfalls zwei Miteigentümerinnen eingetragen. Wir lebten bescheiden, aber für alles Nötige war genug Geld da. Ich habe viel gearbeitet, wie es eben in einem privaten Unternehmen so ist. A. stockte ihr Lehrergehalt durch Nachhilfeunterricht auf. Keine von uns beiden kochte gern, also aßen wir zu Mittag außer Haus. Meistens in Schulkantinen. Samstags kochten wir selbst, d.h. ich kochte meistens, aber wir aßen auch gerne auswärts. Ich wollte nie ein Kind haben. Irgendwann, als ich schon über dreißig war, fing A. an, hin und wieder von einem Kind zu sprechen. Ich schnitt das Thema schnell ab. Ich sagte ihr, dass sie, wenn sie wolle, natürlich ein Kind gebären könne, denn ich würde das sicher nicht tun, aber dass wir uns dann vermutlich trennen würden. Den Gedanken an ein Kind verwarf sie schnell wieder.

2005 fand ich eine Information über die Akademie der Toleranz, ein einwöchiges Seminar für Frauen, die in NGOs aktiv waren, das von der EFKA in Krakau finanziert und organisiert wurde. Ich habe mich beworben und bin genommen worden. Wir waren mehr als 20 Leute: Heteros, Bisexuelle, und Homos. Katholikinnen und Atheistinnen mit unterschiedlicher Hautfarbe. Es stellte sich heraus, dass ich in dieser Gruppe die Älteste war. Die meisten hatten gerade ihr Studium absolviert oder studierten noch. Wir haben sehr intensiv gearbeitet. Es gab viele interessante Seminarleiter und Vortragende, darunter Dr. Jacek Kochanowski. Die Geschichte des Feminismus wurde von Dr. Slawka Walczewska präsentiert. Am meisten beeindruckt haben mich die Kurse zur Selbstpräsentation, die von der unglaublich intelligenten Maja Branka geleitet wurden. Dort sagte ich zum ersten Mal laut vor einem Publikum über mich: Ich bin lesbisch. Ich war damals 45 Jahre alt!

Ich weiß nicht mehr, wo ich die Ankündigung von Ania Laszuk gefunden habe, dass sie ein Buch über Lesben vorbereite und nach weiblichen Protagonisten suche. A. stand der Idee, an diesem Projekt teilzunehmen, zunächst skeptisch gegenüber.

Ich überzeugte sie jedoch davon, dass es sich um eine Nischenpublikation handeln würde, dass es keine Bilder von uns und keine Namen geben würde. Wir hatten die Gelegenheit, Ania bei uns zu Hause zu Gast zu haben. Davor hatte ich ihre Stimme nur aus dem Radio gekannt. Als Kommentatorin beim Sender TOK FM war Ania hervorragend. Während des Gesprächs nahm sie unsere Erinnerungen auf ein Diktiergerät auf. Ich glaube, irgendwann nahm sie uns auch getrennt auf. Es tat mir leid, dass ich nicht selbst auf die Idee für ein solches Buch gekommen war. Anna und ich mochten uns sehr. Ich weiß noch, dass wir uns später in einem Club im Warschauer Stadtteil Praga getroffen haben. Ich war auch bei der Warschauer Premiere des Buches *Dziewczyny, wyjdźcie z szafy* («Kommt aus dem Schrank, Mädels»)<sup>13</sup> dabei, als eine der Protagonistinnen. Als Ania irgendwann im Sommer nicht mehr im Radio zu hören war, hatte ich das Gefühl, dass etwas Schlimmes passiert sein musste. Zwei Wochen vor ihrem Tod wurden die Befürchtungen von einer gemeinsamen Bekannten bestätigt. Sie sagte nur, dass es um Ania sehr schlecht stehe. Sie starb in Oktober. Im Jahr darauf meldete ich mich freiwillig, um beim Frauenkongress eine Podiumsdiskussion über Lebenspartnerschaften zum Gedenken an Anna Laszuk vorzubereiten. An dieser Veranstaltung nahm unter anderem Ewa Wanat, die damalige Chefredakteurin von TOK FM, teil. Leider weigerten sich alle Schauspielerinnen, die zufällig Rollen mit einem lesbischen Motiv gespielt hatten, an der Podiumsdiskussion teilzunehmen.

A. und ich verbrachten ein gutes Stück Leben zusammen. Wir hatten keine Krisen, wir stritten uns nicht und sind nicht fremdgegangen. Man könnte sagen – ein Vorzeigepaar. Meine Zuneigung begann jedoch zu schwinden. Dafür gab es viele Gründe. Wir neigten beide zum Übergewicht. Ich hatte mein ganzes Leben lang Diäten gemacht. Als sie anfang zuzunehmen, lachte ich, dass ich sie verlassen würde, wenn sie 80 kg überschreiten würde. Und das habe ich auch getan, aber ich bin nicht wegen der zusätzlichen Kilos gegangen. Ich habe nicht vor, mich zu rechtfertigen. Diese Beziehung ging meinerwegen in die Brüche. Das Alltagsleben bringt viele Probleme mit sich. Wir haben beide Momente des beruflichen Burn-outs erlebt. Und A. war außerdem ständig unzufrieden. Wir hatten eine schöne Wohnung, feste Arbeitsplätze und waren gesund. Wir hatten uns gegenseitig. Ich kümmerte mich um unseren kleinen Haushalt, und sie hatte außer ihrer Arbeit eigentlich wenig zu tun. Aber sie war trotzdem unglücklich. Ich war auf der Suche nach neuen Herausforderungen, um in der immer trauriger werdenden Stadt, in der wir lebten, nicht unterzugehen.

Im Alter von 47 Jahren wurde ich von etwas eingeholt, das ich mein ganzes Leben lang gefürchtet hatte. Ich verliebte mich in eine reinrassige Heterofrau. Sie war 10 Jahre jünger als ich. Sie war zuvor tief verletzt in ihre Heimatstadt zurückgekehrt und wurde Leiterin des Kulturzentrums, das sie wieder auf die Beine stellte. Wir trafen uns zwangsläufig beruflich und verbrachten sehr viel Zeit miteinander.

**13** «Dziewczyny, wyjdźcie z szafy» («Kommt aus dem Schrank, Mädels») – eine bahnbrechende Sammlung von Interviews mit polnischen Lesben, die von der Journalistin Anna Laszuk zusammengestellt und 2006 veröffentlicht wurde.

Immer mehr und mehr. Wir genossen unsere Gespräche und unsere Sensibilität. Ich gestand ihr, dass ich sie liebe. Sie setzte jedoch harte Grenzen. Unsere Beziehung war nicht möglich, obwohl sie wunderbar gewesen wäre. Es war eine höllisch schwere Zeit. Nach dieser Episode wusste ich aber bereits, dass ich nach einer anderen Frau suchen würde, dass ich A. gegenüber unfair war und sie es überhaupt nicht verdiente.

Meine jetzige Partnerin und ich sind seit über 10 Jahren zusammen. Wir haben uns über eine Anzeige kennengelernt, diesmal im Internet. Nun, seit den gesellschaftlichen Anzeigen im «Relax» waren schon viele Jahre vergangen. Sie wohnte 50 km von meiner Stadt entfernt. Sie war eine geschiedene Mutter von zwei erwachsenen Töchtern. Sobald diese volljährig wurden, ließ sie sich scheiden. Im Gegenzug für eine eigene Wohnung überließ sie ihrem Ex-Mann das Haus. Diesmal war sie diejenige, die mir harte Bedingungen stellte. Ich hatte Angst vor einer radikalen Veränderung in meinem Leben, aber ich hatte die Wahl: Entweder ich ziehe mit ihr zusammen, oder wir trennen uns.

Ich überließ A. die Wohnung und alles, was darin war. Ich nahm ein paar von meinen Sachen mit, Bücher und Schallplatten, und das Auto, weil sie sowieso nicht damit fuhr. Das Geld auf dem Konto habe ich durch zwei geteilt. Wir haben ein gutes Verhältnis. Wir stehen uns wohlwollend gegenüber wegen der Jahre, die wir gemeinsam verbracht haben.

Meine jetzige Partnerin ist ebenfalls ein Einzelkind, 4 Jahre jünger als ich und im Ruhestand. Es gibt in jedem Land privilegierte Berufe, und einen davon hatte sie ausgeübt, daher der Vorruhestand. Wir haben denselben Vornamen. Wir sind reif und haben einen großen Erfahrungsschatz. Es gab auch schwierige Momente in unserem gemeinsamen Leben. Sie mochte und mag zunehmend Ruhe. Ich wiederum verlor mich auf der Suche nach neuen Herausforderungen bei der Arbeit oder in sozialen Aktivitäten. Das führte oft zu Missverständnissen, da meine Aktivitäten – was ich noch beschreiben werde – oft scheiterten, und das nahm sie sehr stark mit. Es genügt zu sagen, dass ich im Alter von 55 Jahren arbeitslos wurde, was für eine Frau in diesem Land tödlich sein kann. Unsere Beziehung geht weiter, und ich hoffe, dass das für den Rest unserer Tage so bleibt. Ich werde sie nicht beschreiben. Es läuft gut. Ich habe den Zustand erreicht, von dem ich immer geträumt habe. Ich werde an der Seite einer Frau alt, die ich liebe, die ähnliche Werte teilt, die sensibel, ehrlich und verantwortungsbewusst ist. Sie mag Ordnung, liebt Tiere, ist bewegt, wenn sie gute Musik hört, einen sehenswerten Film sieht oder Bücher liest. Sie hat ihre Schwächen. Ich habe auch meine. Wir fühlen uns wohl miteinander. Ich wünsche mir, dass wir zumindest eine Lebenspartnerschaft eingehen können, denn mit der Ehe wird es zu unseren Lebzeiten sicher nicht mehr klappen.

Nun möchte ich auf einige Themen zurückkommen, auf die ich bei meiner Lebensbeschreibung nicht näher eingegangen bin. Ich habe beschlossen, ihnen einen gesonderten Platz zu widmen. Ohne eine weitere Ausführung der nachfolgenden Themen wären diese Memoiren ärmer und würden nicht alle Aspekte meiner Identität und ihrer Entstehung vertiefen.

## Chanson-Festival

Über Halina Kunicka habe ich schon genug geschrieben. Der Kunstgeschmack, den ich ihr zu verdanken habe, brachte mich dazu, Interpreten zu mögen, die kluge Texte sangen, die verstanden, wovon sie sangen, und die ihre Aussprache beherrschten. Kein Wunder also, dass ich während meines Studiums in Breslau beim Chanson-Festival gelandet bin. Die ersten Festivals waren bescheidene Wettbewerbe, an denen angehende Schauspieler oder Studierende von Kunsthochschulen teilnahmen. Es hat so viel Spaß gemacht! Gleich bei meinem ersten Festival trat die polnische Liza Minnelli auf, Maria Meyer, die in ihrer Karriere das gesamte Musical-Repertoire gesungen und gespielt hat, das auf unseren Bühnen zu sehen war – und sie hatte ihre ersten Auftritte eben bei diesem Chanson-Festival. Leider wurde während meiner Studienzzeit das Kriegsrecht eingeführt, und dadurch konnten viele künstlerische Veranstaltungen, darunter auch das Chanson-Festival, nicht stattfinden. Als ich in meinem letzten Studienjahr war, wurde das Festival wieder aufgenommen. Damals gewann die einem breiten Publikum noch unbekannte Edyta Geppert den ersten Preis. Ich verabschiedete mich zwar von Breslau, besuchte aber jedes Frühjahr die weiteren Ausgaben des Festivals. Meine Studienfreunde organisierten Eintrittskarten, die immer schwieriger zu bekommen waren, da die Veranstaltung immer beliebter und bedeutender wurde. Nach einem weiteren Festival, bei dem es uns nicht gelungen war, in verschiedene Konzerte hineinzukommen, schrieb ich einen Brief an die Organisationsleiterin des Festivals. Darüber, dass es so eine tolle Veranstaltung wäre und ich im Gegenzug für die Teilnahme an den Festival-Veranstaltungen sogar die Bühne fegen würde. Nach ein paar Monaten rief mich die Festivalleiterin an und lud mich zu einem Vorstellungsgespräch ein. So bin ich in der Pressestelle des Festivals gelandet, die ich 13 Jahre lang jedes Jahr geleitet habe. Im Frühjahr fuhr ich immer für 10–12 Tage nach Breslau. Ich saß den ganzen Tag im Büro: nahm Anrufe entgegen, bearbeitete Hunderte von laufenden Angelegenheiten, kochte Kaffee oder Tee für viele berühmte Leute und ging abends zu Konzerten, Aufführungen und Recitals. Meine direkte Vorgesetzte, Monika Klubińska, eine Musikjournalistin aus Breslau und Pressesprecherin des Festivals, sowie die bereits erwähnte Leiterin Ada Kostenko waren zwei wunderbare, charismatische Weiber, die die Veranstaltung mitkreierten. Monika und später auch einige andere befreundete Journalisten, die jedes Jahr zum Festival kamen, wussten von meiner Orientierung. In diesem Milieu war dies jedoch weder ein Problem noch ein Grund zur Ausgrenzung. Unter diesen Menschen brauchte ich mich nicht zu verstecken. Wenn A. mich begleitete, konnte ich sie als meine Partnerin vorstellen.

Ich habe nicht die ganze Welt bereist, nicht einmal ganz Europa, aber das Chanson-Festival war für mich eine Art «Fenster zur Welt». Dank ihm habe ich so viele musikalische Reisen, so viel Ergriffenheit, Faszinationen, Freuden und Entdeckungen erlebt. Ich hatte die Gelegenheit, herausragende Künstler und Künstlerinnen auf der Bühne zu bewundern. Ich habe Musik und Interpretationen erleben können, die man im Fernsehen nicht erlebt. Ich habe mich jedes Jahr auf dieses künstlerische Fest gefreut.

Vor ein paar Jahren, als ich bereits mit meiner jetzigen Partnerin zusammen war, besuchten wir das Festival in Breslau. Ich arbeitete nicht mehr bei dieser Veranstaltung. In eines der Konzerte kamen wir dank meiner alten Festival-Bekanntnen. Zu einem anderen hatte ich, wie jeder andere Zuschauer auch, Eintrittskarten gekauft. Meine Partnerin ging ohne Begeisterung in das Konzert, da ihr der Name Ute Lemper nichts sagte. Nach deren Recital kam sie fassungslos heraus. Niemals zuvor oder danach habe ich eine solche Begeisterung in ihrem Gesicht gesehen. Ihre Freude und Euphorie waren jedes Geld wert.

## Sex

Der war immer wichtig. Aber nie das Wichtigste. Sex mit einer Frau ist die höchste Stufe von Intimität. Es ist Sanftheit, Zärtlichkeit, Gegenseitigkeit, Entzücken. Der Körper einer Frau ist ein sensibles Instrument, und seine Geheimnisse zu entdecken, zu lernen, wie er reagiert, ist eine wunderbare Erfahrung. Das ist alles, was ich über Sex sagen möchte.

PS. Ich habe mich nie körperlich nach einem Mann gesehnt. Ich war mir sicher, dass ich für den Geschlechtsverkehr mit einem Mann, der gegen meinen Willen stattfinden würde, mit einer Geisteskrankheit bezahlt hätte.

## Minderwertigkeitskomplexe

Warum Minderwertigkeitskomplexe? Ich habe fast mein ganzes Leben lang gegen einen Berg von ihnen angekämpft. Angefangen mit meinem Aussehen. Ich dachte immer, ich sei dick und ungeschickt, und meine Nächsten bestärkten mich nur darin. Ich mochte meine weiblichen Rundungen nicht. Ich maskierte sie mit Schlabberklamotten. Auch meine Erziehung hat ihren Teil dazu beigetragen. Von meiner Großmutter und meiner Mutter hörte ich immer wieder Belehrungen: Setz dich nicht so hin, Mädchen sitzen nicht so, Mädchen machen kleinere Schritte, schau dich nicht um, zieh keinen solchen Rock an, deine Beine sind zu dick, deinen Freundinnen stehen solche Röcke, aber du solltest einen längeren tragen. Beide waren irgendwie besessen von Kleidung. Wahrscheinlich war es das Ergebnis der Armut der Vor- und Nachkriegszeit, als Kleidung ein Statusmaßstab war. Meine Mutter fuhr mit mir zur Schneiderin und ließ verschiedene Kleidungsstücke für mich nähen. Ich hasste diese Besuche, diese Anproben. Ich möchte noch hinzufügen, dass ich bis zum Alter von 10 oder 11 Jahren lange Zöpfe trug, die ich ebenfalls hasste. Ich flehte schließlich darum, sie abschneiden zu dürfen. Mein ganzes Leben lang trug ich dann mein Haar kurz.

Die Erwartungen an ein Töchterchen in hübschen Kleidern und Pumps habe ich nicht erfüllt. 30 Jahre lang habe ich nur Hosen getragen. Ich fühle mich in ihnen natürlich. Kleidung muss bequem sein. In einem Kleid mit Dekolleté, Stöckelschuhen und mit starkem Make-up hätte ich das Gefühl, wie eine Fremde gekleidet zu sein.

Mit der Kleidung kam ich zurecht. Mit dem Gefühl, minderwertig zu sein, weil ich weniger wusste, weniger verstand, langsamer begriff – habe ich sehr lange gelebt. So wurde ich zu Hause und in der Schule erzogen. Das hatte wenig mit meiner Orientierung zu tun, eher mit meinem Geschlecht. Erst als erwachsene Journalistin erkannte ich, dass Erfolg meist von selbstbewussten Männern erzielt wird. Ich hatte, wahrscheinlich wie die meisten Frauen, ein «eingepprägtes» Gefühl der Unterwürfigkeit gegenüber männlichen Vorgesetzten. Unbewusst habe ich dem nachgegeben, es befand sich nicht unter meiner Kontrolle.

Ich musste ständig mir und der Welt, aber vor allem mir selbst beweisen, dass ich besser bin als sie (die Typen), aber ich hatte das Gefühl, dass am Ende trotzdem sie gewinnen würden. Sie nehmen alles. Ich schuftete in der Redaktion, bereitete jede Woche eine neue Ausgabe der Wochenzeitung vor und schrieb gleichzeitig mehrere Artikel pro Woche. Die Eigentümer konnten jedoch ihre Freude nicht verbergen, als sie einen neuen Kollegen einstellten. Sie sagten mir geradeheraus, dass dieser Absolvent eines Polonistik-Studiums mit journalistischer Erfahrung mir eins auf die Nase geben würde. Gleich zu Beginn bekam er ein besseres Gehalt als ich. Seine Texte waren lang und langweilig, und am Ende gab es gar keine mehr, weil der Kollege vom Alkohol beherrscht wurde. Als Redaktionssekretärin musste ich die Exzesse von drei weiteren Alkoholikern ertragen, denen die Kollegen solidarisch eine helfende Hand reichten. Sie tranken, aber sie erweckten Mitgefühl. Die rebellische und stets kritische Lesbe hingegen sorgte nur für Irritation und Ärger.

Über meinen Minderwertigkeitskomplex bezüglich der Fremdsprachen habe ich bereits geschrieben. Der steckt die ganze Zeit noch in mir und scheint als einziger gerechtfertigt zu sein.

## Das Schreiben

Der erste gedruckte Text, der mit meinem Vor- und Nachnamen versehen war, war ein Brief an «Synkopa». «Synkopa» war eine zweimonatlich erscheinende Musikzeitschrift, die ausschließlich im Abonnement vertrieben wurde. Ich war stolz darauf. Das war im Lyzeum, als mir die bereits erwähnte Polnischlehrerin immer wieder sagte, ich hätte kein Talent zum Schreiben. Sie beließ mich lange in diesem Glauben, aber das Bedürfnis, meine Gedanken zu Papier zu bringen, war stärker als ihr Sarkasmus. Als ich noch zur Schule ging, hatte ich einen regen Briefwechsel mit einem Mädchen, das ebenfalls die Kunicka verehrte. Ich weiß nicht mehr, wie wir uns kennengelernt hatten. Wahrscheinlich über «Synkopa». An der Universität gab es die bereits erwähnten Gedichte, und dann schrieb ich ständig etwas. Als ich über zwanzig war, schrieb ich jeden Tag mehrere Briefe an Freunde und Bekannte. Ende der 1980er Jahre begann mein Abenteuer mit dem Journalismus. Es dauerte mehr als ein Vierteljahrhundert. Am Anfang dachte ich noch: «Ich habe kein Talent zum Schreiben». Es stellte sich jedoch bald heraus, dass das, was meine Polnischlehrerin bekämpft hatte, meine größte Stärke im Journalismus war: die Fähigkeit, kurze, analytische Texte zu verfassen, die witzige und treffende Pointen hatten.

Die Arbeit bei einer privaten, lokalen Wochenzeitung war etwas Besonderes. Von Anfang an musste man alles selbst machen: schreiben, fotografieren, Seitenumbruch, Texte korrigieren, Rechnungen für Anzeigen ausstellen. Am Anfang berauschte ich mich an dem Job. Nach sechs mageren Jahren machte ich endlich etwas, das mir Spaß machte. Ich war ständig in Bewegung. Ich lernte neue Leute kennen. Ich lernte. Ich schrieb wie verrückt. Ich habe nicht darauf geachtet, dass ich von den Eigentümern ausgenutzt wurde und dass sie das große Geld verdienten, weil meine Texte die Auflage ihrer Zeitung in die Höhe trieben. Eine Lokaljournalistin muss über alles schreiben können. Am besten war ich darin, den Behörden auf die Finger zu schauen. Ich absolvierte ein Aufbaustudium in lokalem und regionalem Wirtschaftsmanagement, um die Mechanismen der Kommunalverwaltung besser zu verstehen.

Ich schrieb auch für andere Zeitschriften. Am längsten arbeitete ich mit der englischsprachigen Zeitschrift «The Warsaw Voice» zusammen. Dies verdankte ich einer befreundeten Journalistin aus Breslau, die bei «The Warsaw Voice» gutes Geld verdiente. Bei der Zeitung ging es nicht um interessantes, tief sinniges journalistisches Material. Man schrieb Texte für Werbetreibende. Das Geld war nicht schlecht, aber die Arbeit war furchtbar.

Ich wollte wirklich aus dem Lokaljournalismus raus. Ich kannte meine Stadt und die Menschen, die sie verwalteten, in- und auswendig. Ich hatte nie Angst vor schwierigen Themen. Ich habe niemanden verschont, wenn ich Vetternwirtschaft, Unehrllichkeit, Ignoranz und Missachtung anderer Menschen sah. Da ich zur verachteten Minderheit gehörte, setzte ich mich für die noch Schwächeren und Wehrloseren ein. Man versuchte nicht, mich zu «kaufen», denn ich hatte den Ruf, unbestechlich zu sein. Die Leute kamen mit schwierigen Themen zu mir, mit hoffnungslosen Fällen, wenn sie keinen Ausweg mehr sahen. Ich habe immer darüber gelacht, dass ich nun die Arbeit mache, die früher das Komitee der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei gemacht hatte. Ich habe meine Artikel nie zu Wettbewerben eingeschickt. Ich brauchte es nicht. Dafür hatte ich keine Zeit. Es war nach wie vor notwendig, darauf zu reagieren, was in der Stadt geschah, verschiedene Themen zu verfolgen und nach neuen Themen zu suchen, über die man schreiben konnte.

Vor meinem 50. Lebensjahr, als meine Beziehung zu A. in eine Krise geriet und ich in die Wechseljahre kam, begann ich unter Schlaflosigkeit zu leiden. 1,5–2 nächtliche Stunden ohne Schlaf widmete ich dem Schreiben eines Theaterstücks. Ich verfasste die Handlung und die Dialoge. Dann, wenn ich tagsüber einen freien Moment hatte, schrieb ich auf, was ich mir in der Nacht ausgedacht hatte. Das Schreiben des Theaterstücks half mir, nicht in eine Depression zu verfallen, und das Ergebnis war... eine Komödie. Ich habe es «Partnerbeziehungen in der Kreisstadt» genannt. Es wurde in «Dialog»<sup>14</sup> gedruckt, aber leider hat sich kein Regisseur für mein Werk interessiert. Es ist auch einfacher, sich in dieser hermetischen Welt durchzusetzen, wenn man einen «Namen» hat. Das nahm mir den Mut, weitere Theaterstücke zu schreiben.

---

**14** *Dialog* – zweimonatliche Theaterzeitschrift, die seit 1956 erscheint.

Nachdem ich aufgehört hatte, als Journalistin zu arbeiten, blieb das Bedürfnis zu schreiben bestehen. Eine Zeit lang führte ich noch einen Blog, in dem ich hauptsächlich über die Situation in meiner Kleinstadt berichtete. Meine alten, treuen Leserinnen und Leser freuten sich auf diese Texte, die ich übrigens in unregelmäßigen Abständen, aus der Not heraus und mit Bezug auf die aktuellen Ereignisse in Stadt und Land schrieb. Ich habe das Bloggen vor etwa zwei Jahren aufgegeben. Das liegt daran, dass ich für immer aus der Kreisstadt weggezogen bin. Die zunehmend schwächeren Verbindungen waren dem Schreiben engagierter Texte nicht dienlich, und für andere war mir wie immer meine Zeit zu schade.

## Religion

Um sich in diesem Land von der einzig richtigen katholischen Religion zu lösen, muss man einen hartnäckigen Charakter haben und das Thema auf eigene Faust aufarbeiten. In meinem Elternhaus ging man eher nicht in die Kirche. Mein Großvater mütterlicherseits ist zwar hingegangen, aber das galt als Zeichen vom Mangel an eigener Meinung und als Unvernunft. Natürlich wurde ich getauft. Damals war ich zwei Jahre alt. Dann schickte man mich zur Erstkommunion. Vor der Kommunion besuchte ich ein Jahr lang den Religionsunterricht. Die abgemagerte, anämische Nonne war nicht imstande, den Haufen schreiender Kinder in dem schäbigen kleinen Raum unter Kontrolle zu behalten. Am Ende des Unterrichts wurde mir ein Bildchen als Zeugnis ausgehändigt, das einen Schreibfehler in meinem Namen enthielt. Von der Kommunion erinnere ich mich an den schwarzen Pullover meiner Patentante. Sie hatte ihn mir über mein weißes Kleid geworfen, denn es war furchtbar kalt. Und noch an die Uhr, die ich geschenkt bekam und die ich nach 15 Minuten kaputt gemacht habe. Schon damals, vor der Kommunion, war die Beichte vor einem fremden Typen im Schrank demütigend und furchtbar traumatisch. Nach den Sommerferien sagte ich dann zu Hause, dass ich nicht mehr in den Religionsunterricht gehen würde, und meine Eltern haben das akzeptiert. Im Lyzeum kam ich zu dem Schluss, dass Gott ein Hirngespinnst der Menschen sei, und ich eine Atheistin bin.

Leider habe ich an der Universität eine Verstärkung der Religiosität unter den Studenten und Studentinnen beobachtet. Während des Studentenstreiks vor der Einführung des Kriegsrechts hat man sogar ein Kreuz in eine Aula unserer Universität gebracht, und ich glaube, dort wurde jeden Tag eine heilige Messe zelebriert.

Während des Kriegsrechts haben wir unsere Prüfungen im individuellen Modus abgelegt. Ich war in einem schlechten psychischen Zustand, als ich zu meiner Genetikprüfung kam. Unterdessen empfing mich der alte Professor wie eine alte Bekannte. Es fand dann keine typische Prüfung statt, sondern nur ein Gespräch, unter anderem über Gott. Ironischerweise versuchte mich der tief religiöse Genetiker davon zu überzeugen, dass als Ergebnis der natürlichen Auslese nur Frauen mit Mutterinstinkten und Kinderwunsch auf der Welt geblieben seien. So würde auch ich eines Tages ein Kind bekommen und mit einem Mann zusammenleben, der es wert sei, mein Ehemann zu sein. Jeder Tag meines erwachsenen Lebens widerspricht der Theorie des alten Professors, aber damals habe ich mich von seiner

Geschichte überzeugen lassen. Ich verließ die Prüfung in euphorischer Stimmung und dachte in den nächsten zwei Jahren, ich würde an Gott glauben. Dann war es zum Glück für immer vorbei. In jener Zeit trug ich sogar eine Silberkette mit einem gekreuzigten und gekrönten Adler um den Hals. Das war jedoch eher ein Ausdruck des bürgerlichen Widerstands gegen das Kriegsrechtsregime als ein Zeichen der religiösen Gemeinschaft.

Während meiner journalistischen Arbeit beobachtete ich die zunehmende Überpräsenz der katholischen Kirche im Leben der lokalen Gesellschaft. Diese ungeschickten Pseudo-Politiker, die um der Gunst des Klerus willen jede Niederträchtigkeit begingen, katzbuckelten vor ihm und erlaubten ihm, von unserem gemeinsamen kommunalen Vermögen zu profitieren. Auf lokaler Ebene begann dies lange bevor die Partei Recht und Gerechtigkeit (PiS) an die Macht kam.

Ich hatte mit dem örtlichen Klerus eine persönliche Rechnung zu begleichen. Wegen eines Artikels über eine Frau, die während der Beichte von einem Priester beschimpft wurde, weil sie eine Spirale eingesetzt hatte, wurde ich während der Sonntagsmesse von allen Kanzeln der Stadt verfeimt. Die Priester forderten ihre Gläubigen mit donnernder Stimme dazu auf, unsere Zeitung weder zu lesen noch zu kaufen. Nach diesem Vorfall stieg die Auflage bedeutend an. Deshalb vermieden sie danach direkte Angriffe, doch die Feindseligkeit blieb für immer bestehen. Mehr darüber, wie es ausgegangen ist, werde ich im Teil zur Politik erzählen.

Jedenfalls war mein – wie man so schön sagt – Ringen mit Gott vielleicht intensiv, aber nur von kurzer Dauer. Sich gegen die schwarze, verkommene und gierige katholische Hundertschaft zu wehren, während sie von Politikern und dem «dumpfen Volk» unterstützt wird, ist daher immer noch ein Kampf gegen Goliath. Ich halte die Religion, jede Religion, für den größten Betrug der Welt. Indem sie die menschliche Angst und Lust sowie die weibliche Fortpflanzung steuern, ermöglichen die Religionen die Anhäufung von Geld und die Ausübung von Macht. So viel dazu.

## Der Frauenkongress

Ich war als Kind Pfadfinderin, und das war in Ordnung. Aber ich gehörte nie einer politischen Partei oder länger einer gesellschaftlichen Organisation an. Alles bis zu einer gewissen Zeit. Im Jahr 2008 fand der erste Frauenkongress in Warschau statt. Ich glaube, ich hatte eine Ankündigung der Veranstaltung in der Zeitung «Gazeta Wyborcza»<sup>15</sup> gelesen. Ich meldete mich und A. an, und wir fuhren zum Warschauer Kulturpalast. Ich war überrascht, als ich sah, wie viele Frauen zur Kongresshalle wollten. In der Lobby gab es lange Schlangen, um die Namensschilder abzuholen. Dann die volle Kongresshalle. Plötzlich fand ich mich in einer Welt nur von Frauen wieder. Eine freundliche Welt mit spürbarem Zusammenhalt. In meiner Stadt, die dem katholischen Konservatismus zugeneigt war, fühlte ich mich zunehmend entfremdet. Und zwar nicht wegen meiner Orientierung, sondern wegen der Mütter, die ihre Kinder in die Kirche schleppten, der Krankenschwestern, die die

<sup>15</sup> *Gazeta Wyborcza* – einflussreiche und vielgelesene liberale Tageszeitung, die seit 1989 erscheint.

Abtreibung bis zur 12. Schwangerschaftswoche ablehnten, der Lehrerinnen, die nur in vertrauter Gesellschaft flüsternten, dass Religion in der Schule nichts taue... Damals im Kongresssaal stellte sich heraus, dass es Tausende von Frauen gab, die eine ähnliche Weltanschauung, Sensibilität und Entschlossenheit hatten wie ich. Ich bin dem Frauenkongress schnell beigetreten. Ich passte nicht so ganz in das ursprüngliche Konzept, das vorsah, zunächst Aktivistinnen aus den Hauptstädten der Woiwodschaften zu vereinen. Doch es wäre schade gewesen, die Begeisterung der Kreisstädte zu verlieren. So begann ich die feministische Perspektive der Weltwahrnehmung in mich aufzusaugen, die nur das ergänzte, was ich in meinem Leben bereits umsetzte. Das Wichtigste, um die Weltgeschichte von Frauen und Männern zu verstehen, ist Gender. Kein Wunder, dass die Kirche und die konservativen Politiker so viel Angst vor diesem Wissen haben und den Begriff selbst verteufeln. Dank des Kongresses, bei dem ich heute noch aktiv tätig bin, habe ich nicht nur viele wunderbare, rechtschaffene und kluge Frauen kennengelernt. Der Kongress hat auch einen sozialen Aktivismus in mir ausgelöst und mein Selbstwertgefühl gesteigert. Schließlich arbeite ich dank des Kongresses als Gleichstellungsbeauftragte der Kommunalverwaltung. Als Izabela Jaruga-Nowacka<sup>16</sup> die erste Gleichstellungsministerin wurde, hatte ich gehofft, dass dies noch weitergehen und in Kürze jeder Landkreis eine solche Stelle besetzt haben würde. Die Notwendigkeit, diesen Weg einzuschlagen, lag auf der Hand. Ich hatte mich sehr geirrt. Im ganzen Land sind wir nur wenige, eine Handvoll, und dort, wo die PiS die Macht übernimmt, wird diese Funktion abgeschafft.

## Coming-out

Mein erstes Coming-out hatte ich, wie gesagt, im Alter von 23 Jahren vor einer Kommilitonin. Seitdem hat mich das Coming-out mein ganzes Leben lang begleitet. Ich habe mich immer wieder geoutet oder darüber nachgedacht, ob ich mich outen soll, ob ich es muss. Das Problem ist vielschichtig, komplex und nicht selbstverständlich.

Bei der Arbeit, im Alltag, in Beziehungen zu Fremden denke ich nicht darüber nach, dass ich lesbisch bin. Wir leben auf der gleichen Erde, wir atmen die gleiche Luft, wir müssen trinken und essen, um zu überleben, aber wir müssen auch Geld verdienen, Sozialversicherungsbeiträge zahlen und daran denken, wann die Autoversicherung ausläuft. Alltägliche, oberflächliche Beziehungen erfordern es nicht, dass ich mich oute oder mir Gedanken über meine eigenen Reaktionen oder darüber mache, wie andere mich wahrnehmen. Ich bin wie ich bin. Meine Orientierung ist meine Sache. Wenn ich zum Zahnarzt gehe, ist meine Orientierung meine Sache. Wenn ich zum Frauenarzt/zu der Frauenärztin gehe, sollte ich ihm/ihr sagen, dass ich keine Kinder geboren habe, aber auch, dass ich nicht mit einem

**16** Izabela Jaruga-Nowacka - linke Politikerin und Feministin, in den Jahren 2001–2004 erste Gleichstellungsbeauftragte der Regierung (ein Amt, das im Rahmen der EU-Beitrittsverhandlungen eingerichtet wurde), in den Jahren 2004–2005 Ministerin für Sozialpolitik, starb 2010 beim Absturz eines Regierungsflugzeugs in der Nähe von Smolensk.

Mann schlafe und um Vorsicht bei der Untersuchung bitte. Ich muss mich auf meine Orientierung beziehen, auch wenn es nicht angenehm ist.

Wenn ich Beziehungen außerhalb der Arbeit eingehe, frage ich mich irgendwann, ob ich mich outen sollte. Das hängt vom jeweiligen Kontext ab. In der Redaktion, in der ich 27 Jahre lang gearbeitet habe, hat man schnell gemerkt, dass ich lesbisch bin. Das lag an meiner Unbesonnenheit. Ich hatte zwei Disketten verwechselt und meinem Chef nicht die Diskette mit den aktuellen Texten für die Zeitung, sondern die mit meinen Erzählungen für das «Magazin für Andersliebende» gegeben. Meine Orientierung als Journalistin war kein Problem, denn ich war eine wahre Goldgrube. Meine Chefs und gleichzeitig meine Kollegen sorgten schnell dafür, dass die Neuigkeit über meine Orientierung alle Bekannten erreichte. Dann verbreitete sie sich in Windeseile. Man könnte sagen, dass in meiner Stadt jeder, der es wissen wollte, es auch tat.

Wenn ich jemanden kennenlerne, besteht immer die Möglichkeit, dass das Gespräch irgendwann auf das Thema: «Hast du eine Familie, Kinder, bist du mit jemandem zusammen?» kommt. Es ist kindisch, so zu tun, als sei man mit einem Mann liiert und einen männlichen Namen anstelle des echten Namens der Partnerin zu nennen. Solche Spielchen kann man machen, wenn man zwanzig ist. Später geht man entweder nicht mehr darauf ein, oder man nimmt an, dass die Person vertrauenswürdig und reif ist, und man sagt die Wahrheit. Es kommt ganz darauf an, was das für eine Beziehung sein soll und mit wem. Wenn ich entscheide (manchmal brauche ich nur sehr kurze Zeit, um das zu beurteilen), dass die Person der Wahrheit würdig ist, handle ich «gnadenlos». Ich sage, dass ich eine Partnerin habe, und warte auf die Reaktion. In der Regel bin ich sehr daran interessiert, was die Person mit diesem Wissen anfangen wird. Wie sie reagieren wird. Manche Menschen müssen sich erst daran gewöhnen, das dauert eine Weile. Es gibt Menschen, die zugeben, noch nie in ihrem Leben eine Lesbe oder einen Schwulen gekannt zu haben. Heute kommt das natürlich immer seltener vor. Ich hatte Bekannte gehabt, denen es imponierte, dass sie vor anderen Leuten damit prahlen konnten, meine guten Freunde zu sein. Ich denke, dass sie auf diese Weise der Welt ihre Offenheit und ihre moderne Einstellung zum Leben demonstrieren wollten.

2009 geschah jedoch etwas, das über mein weiteres Leben entschied. Nach meinem kritischen und wahrscheinlich recht boshafte Zeitungsartikel über die städtischen Behörden reagierte ein Stadtratsmitglied von der Bürgerplattform, der stellvertretende Stadtratsvorsitzende. Ein Alkoholiker, der nachts, wenn er viel getrunken hatte, seinen Computer öffnete und Texte verschickte. Er schrieb, dass ich die Behörden bekämpfen würde, weil ich als Lesbe selbst nie in der Lage sein würde, nach der Macht zu greifen. Niemand würde mich wählen, nicht einmal zur Stadträtin. Schließlich fügte er hinzu: Man müsse mit dem Kopf denken, nicht mit den Eierstöcken. Die ganze Stadt hatte den Text des Stadtrats aufmerksam gelesen. Meine Chefs zuckten mit den Schultern: Es ist ein Wunder, dass man dir das erst jetzt antut.

Es war ein Freitag. Wir waren auf dem Weg zu einer Redaktionsparty. Bevor ich etwas trank und anfang zu feiern, rief ich Ania Laszuk an. Ania sagte nur: «Warte,

das ist ein Thema, aber nicht für morgen, sondern für Montag.» Am Montag berichtete der Sender TOK FM als erstes über den Stadtrat, der die sexuelle Orientierung einer Lokaljournalistin preisgegeben hatte. Danach drängten regionale und nationale Medien in die Stadt. Der Stadtrat, bleich wie eine Wand, wurde vor laufenden Kameras befragt und versuchte, überheblich und verworren irgendetwas zu erklären. Die Bürgerplattform warf ihn aus der Partei, aber seine Kollegen und Kumpel behielten ihn als stellvertretenden Stadtratsvorsitzenden. Um 22.30 Uhr schaltete ich dann mein Telefon aus, denn nach der Nachrichtensendung auf TVP 2 riefen Freunde aus ganz Polen an, um mir ihre Unterstützung zuzusagen, aber ich musste nach einem so emotionalen Tag erst einmal runterkommen.

Am besten erinnere ich mich an den Anruf eines Vorstandsvorsitzenden, der ein gemeinsamer Bekannter von mir und diesem Stadtrat war. Ich glaube, er war zu diesem Zeitpunkt auch betrunken. Zunächst brachte er sein Mitgefühl zum Ausdruck. Er erzählte mir, wie gemein dieser Stadtrat sei, wie sehr er vom Wodka beherrscht werde. Am Ende bat er mich, mich nicht an ihm zu rächen. Alles in allem sei der ein armes Suchtopfer, das eine Familie zu versorgen habe. So funktioniert Männersolidarität. Bei den Frauen ist das leider nicht der Fall.

Ich weiß nicht mehr, ob es an jenem denkwürdigen Montag oder am Tag danach war, dass einer der vormittäglichen *Kommentar*-Blöcke beim Sender TOK FM «meinem» Fall gewidmet war. Ich erinnere mich, dass Ania um Kommentare von Politikern bat, darunter auch den damaligen Abgeordneten der Bürgerplattform, Janusz Palikot<sup>17</sup>. Ich wusste vorher, dass das Thema zu einer bestimmten Zeit im Radio kommen würde und lud meine Eltern zu mir ein. Wir hörten uns die Sendung gemeinsam an. So fand mein Coming-out vor meinen Eltern statt. Ich war 49 Jahre alt. Meine Eltern waren froh, dass ich siegreich aus der Sache herausgekommen war. Sie gratulierten mir zu meiner Zähigkeit.

Die Pointe dieses Vorfalles erwies sich als tragisch. Im Jahr darauf fanden erneut Kommunalwahlen statt. Der Stadtrat kandidierte wie üblich für sein Amt. Das Gemetzel, das er mir angetan hatte, hatte den Wählern nicht gefallen. Nur eine sehr geringe Anzahl von Menschen wählte ihn. Er gewann den Sitz nicht. Er brach zusammen. Berichten zufolge trank er viel. Er starb am Zaun seines Hauses im Zustand einer Alkoholvergiftung. Die Kollegen versuchten immer noch, ihm ein Fußballturnier oder eine andere städtische Sportveranstaltung zu widmen. Das wurde erfolgreich blockiert. Die Atmosphäre ist heute so, dass sie vielleicht noch ein Denkmal für ihn stiften oder eine Straße nach ihm benennen wollen. Das könnte die Rache derjenigen in meiner Stadt sein, die immer noch nicht akzeptieren können, dass eine Lesbe lange Zeit das Gewissen dieser Gemeinschaft gewesen war.

Ich habe diese Ereignisse ziemlich detailliert beschrieben, auch wenn ich mich nur ungern an sie erinnere. Es macht mir Angst zu wissen, dass es Menschen gibt,

**17** Janusz Palikot – Unternehmer, Verleger und Politiker. Nach jahrelanger Tätigkeit in der liberal-konservativen Bürgerplattform gründete er vor den Parlamentswahlen 2011 eine Partei mit linksliberalem Profil, die unerwartet bis zu 10 Prozent der Stimmen erhielt und mit Anna Grodzka die erste Transgender-Parlamentarierin in der Geschichte Polens und mit Robert Biedroń einen schwulen Aktivisten ins Parlament brachte.

denen es völlig gleichgültig ist, wie sehr sie jemanden verletzen und eine Tragödie herbeiführen können. Wenn ich einen anderen Charakter und einen anderen Erfahrungsschatz gehabt hätte, wäre ich nach dem Übergriff des Stadtrats vielleicht zusammengebrochen, einer Sucht verfallen oder hätte mir das Leben genommen. Er und diejenigen, die ihm zugejubelt haben, hatten nicht reflektiert, dass er die privateste Lebenssphäre berührt und damit nicht nur mich, sondern auch meine Angehörigen verletzt und mich der Gefahr von Angriffen ausgesetzt hatte, dass ich meinen Arbeitsplatz hätte verlieren können und so weiter. Es gab so einen Vorfall: Kurz nach diesem Ereignis begann ein Freund des Stadtratsmitglieds, ein lokaler Dreckskerl, sich für die Arbeit von A. an der Schule zu interessieren, ob sie vielleicht die Schülerinnen nicht missbrauchen würde. Glücklicherweise haben mehrere Personen, darunter die Schulleiterin, schnell und angemessen reagiert. Die Sache geriet schließlich in Vergessenheit.

## Politik

Die Worte des Stadtrats brachten mich zum Nachdenken und führten dazu, dass nur wenig gefehlt hat und ich die erste lesbische Bürgermeisterin in der Geschichte dieses Landes geworden wäre. Aber der Reihe nach.

Im Lyzeum, Ende der 1970er Jahre, versuchte man, die Oberstufenschüler für die Polnische Vereinigte Arbeiterpartei zu werben, aber das fanden wir peinlich, ebenso wie die russische Sprache. Geschichte wird immer je nach dem aktuellen politischen Bedarf gelehrt. Ich habe bereits geschrieben, dass mich dieses Fach überhaupt nicht interessierte. Damals interessierte ich mich weder für Geschichte noch für das zeitgenössische Bild des Landes. Als Teenager interessiert man sich vor allem für sich selbst und die Entdeckung seiner selbst vor dem Hintergrund der Welt. Mit 17 Jahren erlebte ich einen Schock, als meine Mutter und ich (es war einer der wenigen Kinobesuche, die wir gemeinsam unternahmen) in einem fast leeren Kinosaal den Film «Der Mann aus Marmor»<sup>18</sup> sahen. Abgesehen davon, dass ich nach dem Verlassen des Kinos beschloss, dem Beispiel der von Krystyna Janda<sup>19</sup> gespielten Agnieszka zu folgen und mich nur noch von trockenen Brötchen zu ernähren, begann ich zu begreifen, wo ich lebte und wie sich die Machtmechanismen auf das Schicksal der einfachen Menschen auswirkten. Damals, es war 1977, war ich jedoch mehr von Jandas Interpretation des Liedes «Kaugummi» fasziniert als von der Geschichte und dem späteren Schicksal des Landes.

Während meines Studiums erlebte ich die heiße Zeit der Entstehung der *Solidarność* und danach das Kriegsrecht. Ich trat dem Unabhängigen Studentenverband NZS bei, beteiligte mich aber nicht an dessen Aktivitäten, weil mich, wie es noch

---

18 «Der Mann aus Marmor» – polnischer Spielfilm aus dem Jahr 1976, in dem Andrzej Wajda mit dem Stalinismus abrechnet; er schildert das Schicksal eines Arbeiters und Helden der Arbeit, der von den kommunistischen Behörden missbraucht wird.

19 Krystyna Janda – eine der bekanntesten polnischen Schauspielerinnen. Ihr Debüt und ihre Popularität verdankt sie ihrer Rolle in «Der Mann aus Marmor». 1977 sang sie das von der Autorin erwähnte Lied auf dem Liederfestival in Opole.

oft in der Zukunft sein sollte, der Opportunismus der Aktivisten, die Diskrepanz zwischen dem, was sie sagten, und dem, was sie taten, gegen sie und ihre Tätigkeit einnahm. Dennoch habe ich kurz vor der Einführung des Kriegsrechts an einem Studentenstreik teilgenommen, und ich glaube, ich habe drei Wochen lang in einem Schlafsack auf dem Boden des Hörsaals der Universität geschlafen. Das Kriegsrecht hat nicht nur mir die Flügel gestutzt, es hat mir auch meine Illusionen genommen. Ich war damals zu unreif, um mich auf Untergrundaktivitäten einzulassen. Wir wurden zum Lernen getrieben, und unsere Rebellion äußerte sich darin, dass wir an jedem 13. des Monats schwarze Rollkragenpullover trugen. Es war auch die Zeit der Bücher, die in Rucksäcken aus Frankreich und England geschmuggelt wurden. Auf ganz schlechtem Papier gedruckte illegale Schriften, die Texte in Nonpareille-Schrift gesetzt: Orwell, Gombrowicz, Mrozek, Miłosz, aber auch die katholische Wochenzeitung *Tygodnik Powszechny*<sup>20</sup>, mit markierten zensierten Texten.

Als ich anfangs, für eine städtische und später für eine Landkreiszeitung zu arbeiten, musste ich mich zwangsläufig für Politik interessieren. Ich war und bin immer noch der Meinung, dass man auf lokaler Ebene keine Politiker braucht, um eine Gemeinde oder eine Stadt gut zu verwalten, sondern gute Manager. Leider verrete ich einen eher seltenen Standpunkt. Während ich jahrelang bei einer privaten, unabhängigen Zeitung gearbeitet hatte, konnte ich den langsamen Verfall der politischen Kultur und der ethischen Standards bei den Menschen beobachten, die es geschafft haben, an die Macht zu kommen. Bevor wir gelernt haben, was Zivilgesellschaft ist, taten die lokalen Entscheidungsträger ihr Bestes, um zu verhindern, dass das gesellschaftliche Kapital über den Nullpunkt hinaufstieg. In meinen ersten Jahren als Journalistin glaubte ich, dass wir uns noch in einem Transformationsprozess befänden und dass sich die Qualität der kommunalen Stadtverwaltung von Amtszeit zu Amtszeit verbessern würde, weil die Menschen sich einfach Wissen und die entsprechenden Mechanismen aneignen würden. Die Zeit hat gezeigt, dass ich mich da sehr geirrt habe.

Während ich für die Zeitung schrieb, erlebte ich in meiner Stadt sieben Bürgermeister. Über einige von ihnen könnte ich ein Buch schreiben, aber um es kurz zu machen: Sie sind es nicht wert, auf den Seiten meiner sehr persönlichen Erinnerungen zu erscheinen. Es genügt zu sagen, dass meine Stadt Pech mit ihrer Exekutive und ihren Stadtvätern hatte. Der ekelhafte Text des Stadtrats brachte mich jedoch auf eine Idee. Warum konnte ich nicht selbst Ratsmitglied werden? Als Journalistin konnte ich mir nicht vorstellen, diese beiden Funktionen miteinander zu verbinden, aber schließlich musste ich doch nicht mein ganzes Leben lang Journalistin bleiben. Ein einzelnes Stadtratsmitglied kann selbst nichts tun und bedeutet sehr wenig. Wenn man etwas bewirken will, muss man aufs Ganze gehen. Man muss Bürgermeisterin werden.

Dies war sicherlich die schwierigste Entscheidung, die ich je in meinem Leben getroffen habe. Und anfangs dachte ich sogar daran, man müsse eine jüngere,

---

**20** *Tygodnik Powszechny* ist eine katholische Wochenzeitung, die in Krakau erscheint und im kommunistischen Polen eine relative Autonomie genoss.

energische, gebildete Frau finden, die ich über die Zeitung bewerben würde. Am Ende wurde ich davon überzeugt, dass ich die am besten erkennbare Frau der Stadt war. Ich habe ein Jahr gebraucht, um mein eigenes unabhängiges Wahlkampfteam aufzubauen. Ich war bekannt. Ich kannte die Probleme und das Leben in der Stadt. Ich war gesellschaftlich aktiv und organisierte die lokalen Frauenkongresse. Ich hatte nie einer Partei angehört. Und niemand hatte gegen mich etwas in der Hand. Ich konnte nicht erpresst werden, weil meine Kinder, mein Ehemann oder andere Familienmitglieder in den untergeordneten Einrichtungen der Stadtverwaltung beschäftigt gewesen wären. Das ist eine gängige Praxis in kleinen Gemeinschaften. Ich hatte dort niemanden. Die einzige Waffe – meine Orientierung – war meinen Gegnern aus den Händen geschlagen worden. Alle hatten bereits von mir erfahren und dabei gelernt, dass man – zumindest laut – nicht darüber sprechen sollte, weil es böse enden könnte. Und so beschloss ich, wenn schon, dann vom hohen Ross herunterzufallen. Im Jahr 2014 kandidierte ich bei den Kommunalwahlen für das Amt der Bürgermeisterin. Ich war 54 Jahre alt.

Ich war die einzige weibliche Kandidatin unter den Bewerbern. In der ersten Phase des Wahlkampfes wurde ich nicht ernst genommen. Die alten Hasen von den Parteien waren überzeugt, dass eine lesbische Journalistin keine Chance hätte. Ich werde hier nicht die Einzelheiten des Wahlkampfes beschreiben, die Arbeit, die notwendig ist, wenn man weder Geld noch Strukturen hinter sich hat, sondern nur die Unterstützung einer Handvoll Menschen, ihren Enthusiasmus und ihren Glauben, dass man es schaffen und eine normale Stadt aufbauen könnte. Als ich in die zweite Runde der Bürgermeisterwahlen kam und mich dabei gegen vier Kandidaten durchgesetzt hatte, darunter den seit acht Jahren amtierenden Bürgermeister, änderte sich die Situation grundlegend. Mein Gegenkandidat war ein damaliger Abgeordneter der PiS. Er hatte Angst vor einer Debatte mit mir. Sie fand also nicht statt. Aber die zwei Wochen zwischen den Abstimmungen waren ein Alptraum. Für ihn wäre eine Niederlage gegen eine lokale Lesbe das Ende seiner politischen Karriere bei der PiS gewesen. Also wurden alle möglichen Kräfte und Mittel gegen mich eingesetzt, um mich zu besiegen. Es gab PiS-Agitatoren, die von Haus zu Haus gingen und den Leuten erklärten, dass eine Lesbe nicht Bürgermeisterin werden könne. An der Wahlveranstaltung des PiS-Kandidaten nahm Jarosław Kaczyński teil, der mir angeblich zwei Sätze in seiner Rede widmete, in denen er von meinen «besonderen Neigungen» sprach. Der Sponsor des Gegenkandidaten bezahlte für ein Konzert von Alicja Majewska und Włodzimierz Korcz<sup>21</sup> in der Kirche. «Lieber Enkel, ich würde vielleicht für diese Frau stimmen, aber der Pfarrer hat mir gesagt, dass er nicht zu meiner Beerdigung kommen würde, wenn ich für sie stimme», erzählte mir eine Bekannte von den Geheimnissen der Negativkampagne gegen meine Person. Am Wahlsonntag gab es in den Kirchen, zumindest in einigen, deutliche Worte darüber, wen man wählen soll, und es wurde versucht, den Leuten mit meiner Person einen Schrecken einzujagen. Ich verlor sehr knapp, verlor aber trotzdem. Dagegen

21 Alicja Majewska und Włodzimierz Korcz – polnische Musiker und Bühnenkünstler, die bis heute bekannt sind und deren Popularität in den 1970er und 1980er Jahren ihren Höhepunkt erreichte.

gewann Robert Biedroń<sup>22</sup> das Rennen in Słupsk, aber es war für ihn leichter, weil sein Gegenkandidat von der Bürgerplattform war, die Kirche in der Stadt von ihm abgelassen hatte und man damals noch keine Angst wegen LGBT verbreitete.

Vom Niveau des neuen Bürgermeisters meiner Stadt zeugte die Tatsache, dass er mich nicht zu seiner Vereidigung eingeladen hatte. Ich kehrte zu meinem journalistischen Alltag zurück. Es tat mir nicht leid, verloren zu haben. Es tat mir nur leid für meine Stadt, dass sie die Chance vergeben hatte, kostenlos für sich zu werben und zu einer kleinen Gruppe progressiver Städte zu stoßen, Ämter von den Parteien loszulösen und die in meinem Wahlprogramm genannten strategischen Ziele umzusetzen. Und am meisten taten mir die Schüler leid, die nun keine Chance auf eine moderne, verlässliche Ausbildung hatten. Mein Vater, der drei Tage nach der Wahl an Krebs verstarb, war froh, dass ich verloren hatte. Er wusste, dass ich in diesem Job aufgegangen wäre und dafür mit meiner Gesundheit bezahlt hätte.

Ein Jahr später fanden Parlamentswahlen statt. Man bot mir an, daran teilzunehmen, und ich sagte aus einem Impuls heraus zu. Ich bekam den ersten Platz auf der Parteiliste der «Nowoczesna»<sup>23</sup>. Das war ein Fehler meinerseits, denn eine politische Partei ist kein Umfeld, in dem ich mich wohlfühlen kann. Politiker sind unfähig, nicht zu lügen, und als Journalistin musste ich mein ganzes Leben lang jeden Satz abwägen, denn das Schreiben von Unwahrheit wird gerichtlich mit einer Strafe geahndet. Ich verlor wieder. In meinem Wahlkreis ist Antoni Macierewicz<sup>24</sup> eine Machtperson. Er gewinnt mit seiner Liste schon seit Jahren.

Die Popularität, die mir zuerst das Schreiben und dann die Teilnahme an den Wahlen einbrachte, belastete meine Chefs. Die Leute auf der Straße brachten den Titel der Zeitung mit meinem Namen in Verbindung, und die Namen der Zeitungseigentümer sagten ihnen nichts. Das war für beide Herren unerträglich. Außerdem gab es noch etwas anderes. In der Redaktion wussten die Kollegen, dass ich mich von A. getrennt hatte und eine neue Partnerin hatte. Beide Chefs waren geschieden, einer sogar zweimal. Das war für niemanden ein Problem. Ich mit meiner anderen Orientierung wurde toleriert, aber eine Lesbe, die ihre Partnerin wechselt? Oh, das

---

**22** Robert Biedroń – erster Vorsitzender der 2001 gegründeten Kampagne gegen Homophobie, einer der wichtigsten NGO, die sich für LGBTQIA+ Menschen in Polen einsetzt. Im Jahr 2011 wurde er als erster schwuler Aktivist in das polnische Parlament gewählt, und im Jahr 2014 – auf das sich die Autorin hier bezieht – wurde er nach einem erfolgreichen Wahlkampf zum Bürgermeister der 90.000 Einwohner zählenden Stadt Słupsk gewählt. Nach dieser Erfolgsserie gründete Biedroń die linke Partei Wiosna und wurde in das Europäische Parlament gewählt. 2020 war er der Hauptkandidat der vereinigten Parteien der Linken für das Präsidentenamt (im ersten Wahlgang erhielt er nur 2 Prozent der Stimmen).

**23** Nowoczesna – eine 2015 gegründete liberale Partei, die bei den Wahlen im selben Jahr 8 Prozent der Stimmen erhielt.

**24** Antoni Macierewicz – ein extrem rechter PiS-Politiker, vor 1989 antikommunistischer Oppositioneller, nach 1990 wurde er als Aufspürer kommunistischer Agenten in den polnischen Behörden und Geheimdiensten bekannt. Seit 2010 leitet er ein von der PiS eingesetztes Team, das entgegen den Erkenntnissen von Experten die These vertritt, der Absturz des Präsidentenflugzeugs bei Smolensk im Jahr 2010 sei durch ein russisches Attentat verursacht worden.

war zu viel. Für diesen Schritt wurde ich von meinem Umfeld ausgegrenzt. Natürlich nicht von allen, aber so fühlte es sich an.

In der Redaktion war kein Platz mehr für mich. Die Zeitungseigentümer wollten, dass ich mich ihnen völlig unterordne. Sie wollten mich zähmen und demütigen. Das war für mich inakzeptabel. In all den Jahren unserer Zusammenarbeit hatte ich völlige Freiheit bezüglich dessen, was ich schrieb und wie ich schrieb, genossen. Ich konnte mir den Journalismus gar nicht anders vorstellen. Ich habe mich krankschreiben lassen. Dann beantragte ich Rehabilitationsbeihilfe. In der Zeit versuchte ich, ein eigenes Informationsportal für den Landkreis aufzubauen. Aber ich hatte kein Herz mehr für meine Stadt, und wenn man kein Herz mehr für etwas hat, kann man auch keinen Erfolg haben. Außerdem wohnte ich bereits 50 km entfernt.

Ich habe mich schließlich von meiner Stadt getrennt. Ich lebe in einer zehn Mal größeren Stadt. Einerseits sehe ich keinen Unterschied in der Art und Weise, wie das tägliche Leben abläuft. Andererseits habe ich den Komfort, dass meine Orientierung niemanden erregt, niemanden interessiert, es erkennen mich nicht alle auf der Straße, was mir in dieser Lebensphase und der Situation in Polen gelegen kommt.

Als ich noch in einer Kreisstadt lebte, engagierte ich mich gerne in die Aktivitäten des Frauenkongresses, aber irgendwie sah ich mich nicht in der Rolle einer Aktivistin des Vereins Lambda oder der Kampagne gegen Homophobie. Ich wäre wahrscheinlich die Einzige in meiner Stadt gewesen. Es machte also keinen Sinn. Seit vielen Jahren (vielleicht sind es zehn?) trage ich ein Regenbogen-Silikonarmband an meinem Handgelenk als Zeichen der Solidarität mit der Community. Ich stecke eine Regenbogenflagge ans Revers meines Jacketts. Mein Beitrag zur LGBT-Community war auch der Kampf um das Bürgermeisteramt. Auch meine Kunst war es. Ebenso zum Beispiel meine Teilnahme an der «Lebendigen Bibliothek» als «Buch». Ich halte diese Bibliothek für etwas sehr Nützliches. Vor allem bestätigt mir jeder Tag meines Lebens, dass ich die gleichen Rechte wie die anderen 95 Prozent der Gesellschaft habe. Ich werde nicht zulassen, dass man sie mir wegnimmt. Mein ganzes Leben ist ein Zeugnis für den Kampf um Würde und Respekt gegenüber dem, was ich tue und wie ich lebe. Ich habe es geschafft, mein Leben nach meinen eigenen Regeln zu leben und mich als freier Mensch zu fühlen, oder besser gesagt – weil Mensch ein abstrakter Begriff ist – als freie Frau.

Es ist an der Zeit, dieses Tagebuch abzuschließen. Ich würde gerne weiterarbeiten können. Als künftige Rentnerin habe ich auch Pläne für ein eigenes Unternehmen, damit ich bei meiner geringen Altersrente nicht verhungere. Politik macht furchtbar süchtig, aber ich weiß jetzt schon, dass ich mich von ihr fernhalten werde. Falls ich mich aber doch hinreißen ließe, wird meine Partnerin mich zurückhalten. Ich weiß nicht, wie es mit meinem gesellschaftlichen Engagement wird. Die Situation in Polen gibt keinen Anlass, mein bisheriges Leben mit Freude und Zufriedenheit Revue passieren zu lassen. Die Jahre der PiS-Regierung, insbesondere das letzte Jahr, sind ein Beweis für das Scheitern der Freiheitsparolen und der Vision eines toleranten und offenen Landes. Drei Jahrzehnte Arbeit sind vergeudet worden. Ich meine hier auch mein persönliches Engagement und meine Kämpfe, während meiner Arbeit bei der Zeitung, als ich unsere Leser und Leserinnen fortbildete.

Die Menschen wollen nicht besser und klüger werden, sie wollen nicht verstehen oder ihre Freiheit genießen. Die ungezügelte menschliche Gier zerstört alles. Und sie brauchen immer noch einen Feind, dem sie sich überlegen fühlen können, auch wenn das Gegenteil der Fall ist. Schwule und Lesben passen perfekt in dieses Feindbild, denn sie sind nicht nur anders, sondern auch unfähig, mit Stöcken und Steinen zu kämpfen. Wenn wir im Jahr 2020 einen solchen Zustand erreicht haben, bedeutet dies, dass Polen auf dem Weg zur Demokratie und zu einem modernen europäischen Land eine Niederlage erlitten hat. Wahrscheinlich wird sich die Situation eines Tages ändern, doch nun ohne mein Engagement oder vielleicht sogar ohne mich.

# TOSIA

[Geboren 1976 in Cieszyn. Transfrau, lesbisch. Lebt in Wisła.]

## kToś(ka)<sup>1</sup>

Mein Name ist Piotr (obwohl ich diesen Namen nicht mag, schon gar nicht in seinen Koseformen). Bevor ich geboren wurde, sollte ich angeblich ein Mädchen werden – schade, dass es nicht schon damals geklappt hat. Ich bin an einem Mittwoch auf die Welt gekommen. Eine halbe Stunde nachdem «Zwölf-Uhr-Mittags» vorbei war, wie in dem bekannten Western. Vielleicht war das auch gut so, so gab es zumindest keine Leiche. Peng-peng. Und diese trockenen Grasbüschel, die über die Straße rollten. Obwohl mir seit einiger Zeit schon die pränante Filmmusik vor dem Duell in den Ohren erklingt (angeblich kommt das vom Stress, dass es in meinen Ohren pfeift). Ich wurde in Steißlage geboren – eine solche Geburt wird bis heute als die riskanteste angesehen. Nun, niemand hat behauptet, dass das Leben auf Rosen gebettet sei, und das Essen von Brötchen verhilft einer Frau nicht zu einer leichten Geburt. Außerdem habe ich unmittelbar nach der Geburt eine Krankenschwester angepinkelt. Nach Ansicht des medizinischen Personals hatte ich damit meine Einstellung zur Welt markiert: dass mir alles scheißegal wäre und ich auf alles pfeifen würde. Nun, eine weitere nicht wahr gewordene Prophezeiung und das allgegenwärtige Gekicher des Schicksals.

Heute bin ich 44 Jahre alt und arbeite (noch – wir werden sehen, was nach den Wahlen passiert)<sup>2</sup> seit über 17 Jahren in einer Bibliothek. Ich bin verheiratet und habe eine wunderbare 11-jährige Tochter, die eine Art Kopie von mir ist, mein wahres Ich (sie sagt z.B.: «Papa, warum hast du deine Augen nicht geschminkt, wenn wir zusammen einkaufen gehen?», oder in der femininen Form im Polnischen: «Papa, hast du das gesehen?»). Ich habe ein Pädagogikstudium mit der Spezialisierung philosophisch-soziale Bildung abgeschlossen. Mein vier Jahre älterer Bruder und ich wurden von meiner Mutter erzogen. Mein Vater war Unteroffizier

- 1 Ein Wortspiel mit dem Namen Tośka: indem vorn ein «K» hinzugefügt wird, ändert das Wort seine Bedeutung zu «Jemand».
- 2 «Wir werden sehen, was nach der Wahlen passiert» – die Autorin bezieht sich auf die Präsidentschaftswahlen im Sommer 2020, bei denen Präsident Andrzej Duda, der eine Wiederwahl anstrebte, den Kampf gegen die «LGBT-Ideologie» zur treibenden Kraft seiner Kampagne machte und die Beibehaltung und Ausweitung der Diskriminierung von LGBTQ+-Personen ankündigte (siehe Einleitung).

bei der Bürgermiliz und beging leider Selbstmord (er erschoss sich zu Hause mit seiner Dienstwaffe), als ich sieben Jahre alt war. Ich erwähne das nur, weil mein Bruder sich keine Gedanken über seine geschlechtliche Identität zu machen scheint – das heißt, ich kann die Behauptung wagen, dass er für einen «gewissen» Teil der Gesellschaft normal ist. Zumindest haben wir diese Frage bis jetzt nicht angesprochen.

Seit meiner Kindheit (der Grundschule) fühlte ich mich in Kleidern wohl, die für das andere als mein «vorgefundenes» Geschlecht bestimmt waren. Man könnte sagen, dass ich mich in Frauenkleidern so wohl fühle wie in meiner «eigenen Haut» – wobei ich mich in dieser Haut doch nicht wohl fühle. Deshalb möchte ich schreiben, dass ich mich in dieser Kleidung natürlich fühle.

Meine Schulfreunde haben manchmal meine Andersartigkeit (?) im Verhalten bemerkt und gesagt, dass ich wie ein Fräulein sitzen oder wie ein Rehlein laufen würde. Nur dass es für mich eine natürliche Art zu sitzen war und ich es nicht als etwas Unangebrachtes empfand. Und sie kritisierten es nicht, sondern stellten es einfach mit einem Lächeln fest. Meine «naive» – wie es vom Leben brutal bewiesen wurde – Romantik will ich lieber gar nicht erst erwähnen. Schließlich handelt es sich um ein universelles, also eine Art Unisex-«Leiden». Meine Mutter sagte immer, wenn sie nicht gewusst hatte, wo ich gerade war, brauchte sie nur eine Gruppe von Mädchen zu finden und sie konnte sich sicher sein, dass ich mich unter ihnen befand. Aber es waren nicht nur Mädchen, mit denen ich gerne meine Zeit verbrachte, ich hatte auch Jungs als Freunde. Ich spielte mit Soldaten-Figuren, Kuschtieren usw. Zu den Mädchen hatte ich jedoch ein besseres Verhältnis. Ich habe mit niemandem darüber gesprochen, dass ich lieber Frauenkleider trage und mich darin wohl fühle. Wenn es die Umstände erlaubten, trug ich zu Hause entweder Kleider oder Röcke. Einmal hat mich meine Mutter dabei «erwischt», wie ich in Strumpfhosen herumlief, aber sie hat nicht mit mir geschimpft.

Nach außen hin habe ich es nicht zur Schau gestellt, abgesehen davon, dass ich mir die Haare hellblond gebleicht habe. Jetzt lasse ich meine Haare wieder wachsen – bevor ich eine Glatze bekomme, ach, die Geheimratsecken kommen auf mich zu –, weil es immer mein Traum gewesen ist (lange Haare, keine Geheimratsecken, meine ich). Aber immer stand mir jemand im Weg und sagte, dass ich mit hochgestecktem Haar wie ein Dealer aussehe. Mehr als einmal bekam ich dafür – weil ich lange Haare hatte – in der Berufsschule das sprichwörtliche «Geschenk», das die Marsmenschen in dem populären Witz von den Polen erhalten haben sollen, also eine Tracht Prügel. Einmal brachte mich mein Bruder, der meine langen Haare nicht ertragen konnte, zu einem renommierten Friseur. Du kannst Dir den Gesichtsausdruck meines Bruders vorstellen, als er sah, dass der Friseur mir keinen Männerhaarschnitt, sondern eine Art längeren «Bob» verpasste, dessen Pony mit einem Glätteisen geglättet worden war. Ich sah aus wie ein rassiges blondes weibliches Fotomodell. Ich bin von schlanker Statur – könnte hier und da etwas Fett vertragen –, habe recht lange und wohlgeformte Beine (was meine Arbeitskolleginnen nervt), bin 173 cm groß, obwohl in meinem Ausweis ursprünglich 176 cm angegeben waren, habe einen kleinen Hintern und

flache Brüste – letzteres versuche ich zu kaschieren, indem ich manchmal Brustprothesen trage. Meine Kenntnis von Prothesen erwies sich irgendwann leider als sehr nützlich, als eine mir sehr nahestehende Arbeitskollegin an Brustkrebs erkrankte und sich einer Mastektomie unterziehen musste. Gemeinsam stöberten wir BHs und Prothesen durch.

Vor ein paar Jahren hatte ich ein «Coming-out» bei der Arbeit – die Reaktionen meiner Kolleginnen waren nicht negativ. Ich würde sagen, sie haben es auf eine diplomatische Weise akzeptiert. Manchmal helfen sie mir beim Schminken oder mit den Haaren (Zöpfe flechten). Und als im Laufe der Zeit das Interesse an mir in den sozialen Medien gestiegen war, erzählten sie, ich hätte es ihnen zu verdanken, dass ich als Tosia zu mir selbst gefunden habe. Und ja, eine meiner Arbeitskolleginnen «taufte» mich auf den Namen Tosia. Sie fand, dass er zu mir passt, und so blieb es dann. Manchmal nennen sie mich Tocha – wenn sich mein eigenartig «fieser» (?) Charakter offenbart – und manchmal, wenn sie etwas von mir wollen, nennen sie mich Antoinette, was für sie irgendwie «mondän» klingt. Tja, manchmal sagen sie, dass ich als Tocha eine typische Bitch sei (meine Schwägerin benutzte den Ausdruck: typische «Büroschnepfe»). Die Kolleginnen haben auch festgestellt, dass ich nur hochhackige Schuhe oder einen Rock zu tragen bräuchte, und schon sehe man, dass ich glücklich und fröhlich bin.

Bei der Arbeit ist es angeblich schwierig, am Telefon mein biologisches Geschlecht zu erkennen, und die Leser sprechen mich als Frau an, wenn ich mit ihnen rede. Ich freue mich darüber und das führt manchmal zu amüsanten Vorfällen. Ein Beispiel: Eine Leserin, die gerade mit mir telefoniert hat, kommt herein, um Bücher abzuholen. Sie wird von einer Kollegin von mir empfangen, und die Frau sagt, sie habe mit einer Dame gesprochen, und es sollten Bücher für sie zurückgelegt worden sein. Später läuft die Kollegin durch die Bibliothek und fragt, mit wem die Leserin gesprochen habe. Erst am Ende erkennt sie, dass ich es war. Aber bei den Lesern bin ich auf keine negativen Reaktionen gestoßen – zumindest nicht, soweit mir das offiziell bekannt ist. Bei der Arbeit habe ich positive Reaktionen erlebt. Angefangen von der Verlegenheit einer Leserin, dass ich diejenige war, die lackierte Nägel hatte, während sie «so eine alte Frau» war, die ihre Nägel nicht lackieren ließ; sie meinte, sich ihre Nägel gleich lackieren zu wollen, sobald sie nach Hause käme. Es ist auch mal vorgekommen, dass eine Leserin, als sie wieder ging, nachdem ich sie bedient hatte, zurückkam und meiner Kollegin sagte, dass ich ganz schönen Mut haben müsse, mir die Nägel zu lackieren, und dass sie immer davon geträumt habe, sich die Haare zu färben, aber immer Angst davor hatte, «was die Leute sagen würden». Einmal verkündete eine Leserin fröhlich: «Oh, wir haben die gleiche Nagellackfarbe». Allerdings habe ich auch einmal eine Rüge von einer Leserin erhalten. Sie fragte, warum ich meine Nägel nicht lackiert hätte? Tatsächlich hatte ich es damals nicht – aber heudet schon: roter UV-Lack, die Wimpern laminiert und die Augenbrauen gemacht, und morgen lasse ich mir die Fußnägel mit UV-Lack lackieren. Ja, das Thema Nägel ist nach wie vor aktuell, weil sie bei der Bedienung der Leserinnen und Leser auffallen – denn meistens arbeite ich in der Abteilung für Erfassung und Bearbeitung des Bücherbestandes.

Was die Kleidung betrifft, so habe ich leider noch nicht den Mut, so locker gekleidet «auszugehen». Im Herbst und Winter kann ich es mir leisten, Absatzschuhe und Röcke zu tragen, weil ich einen längeren Pullover drüberziehen kann und die Absätze im Schnee versinken. Einmal bin ich schicker gekleidet und mit offenem Haar zur Arbeit gegangen, und – oh Schreck, lass nach! – die Autofahrer haben mich angehupt (ich meine, weil sie mich nur von hinten sehen konnten). Ich frage mich, welche Gesichter sie gemacht haben mussten, als sie sich nach mir umgesehen haben. Einmal bin ich in High Heels vom Bus nach Hause gelaufen. Ich habe über eine Stunde für die 2,5 km gebraucht, von einem Fuß auf den anderen, mit dem Hintern wackelnd.

Vor zwei Jahren hatte ich einen schmerzhaften Arbeitsunfall. Ich erlitt einen schweren Anfall von Tetanie – eine Folge von Mikronährstoffmangel, geringer Flüssigkeitszufuhr und zu viel Coca-Cola, die ich seit meiner Kindheit leidenschaftlich gerne trank. Das Getränk war für mich wie Wasser. Ich konnte problemlos Coca-Cola oder Pepsi trinken und sofort schlafen gehen. Seit dem Vorfall habe ich das Getränk nicht mehr angerührt. Und ja, nach einem Kaffee fange ich auch automatisch an zu gähnen. Heute trinke ich ebenfalls keinen mehr. Um es kurz zu machen: Während des Schmerzanfalls, als ich mich in Gedanken von allen verabschiedet hatte, fiel ich wie «tot» um. Ich wachte auf, als sie mich in den Krankenwagen brachten, wo ich nach einem Hyperventilationsanfall zum zweiten Mal «tot» umfiel. Dann wachte ich in der Notaufnahme auf. Die Ärzte wussten nicht, was es war, schlossen aber einen epileptischen Anfall aus. Eine CT-Untersuchung des Kopfes ergab eine kleine Subarachnoidalzyste. Ich hatte Konsultationen bei einem Neurologen und einem Kardiologen – die Blutbefunde, der Urinbefund waren für mein Alter vorbildlich. Es gab nur einige Veränderungen in meiner Lunge, die von einer beidseitigen, nicht fiebrigen Lungenentzündung in der Kindheit herrührten. Dann fragte mich der Kardiologe, ob ich «hin und wieder rauchen» würde – er untersuchte dabei meine Lunge mit einem Ultraschallgerät. Ich sagte nein. Aber es ließ mir keine Ruhe, und so fragte ich den Arzt, ob etwas mit meiner Lunge nicht in Ordnung sei. Und es stellte sich heraus, dass der Arzt mich vom Hörensagen kannte und meinte, dass ich eine Künstlerseele sei, und Künstler würden eben gerne rauchen. Seit diesem Arbeitsunfall habe ich eine Angstneurose vor einem weiteren Anfall entwickelt, aber es wird von Tag zu Tag besser. Man könnte sagen: viel besser.

Ich habe meiner Mutter von all meinen Überlegungen erzählt, von der Situation zu Hause – meine Frau akzeptiert mein wahres Ich (die man auch als die «innere Spaltung» bezeichnen könnte) nicht. Und dass es besser wäre, wenn ich tatsächlich eine Frau wäre, denn so fühle ich mich. Meine Mutter akzeptierte das. Wahrscheinlich war das für sie nicht einfach. Nach dem Unfall war ich entsetzt darüber, was gewesen wäre, wenn die Sanitäter oder die Leute im Krankenhaus gesehen hätten, dass ich lackierte Nägel habe und Frauenkleider trage, sowie, Gott behüte, meine Brüste. Ich habe danach den größten Teil meiner Garderobe verschenkt und weggeworfen (übrig blieben zwei Paar Stöckelschuhe – meine Tochter mochte sie – und ein paar Röcke). Ich beschloss, ein «Piotrowicz» zu werden, sonst würden, falls mir wieder so etwas passieren sollte, alle über den

«Freak» lachen. Sogar bei meiner Arbeit haben wir den Abschied von Tosia mit Kuchen gefeiert.

Aber nach einer Weile, die gar nicht so lang war, fing ich wieder an, mich wie Tosia zu kleiden. Ich sage ja nicht, dass das stärker als ich ist, aber ich sagte mir einfach: Warum sollte ich das, was ich fühle und worin ich mich wohl fühle, unterdrücken? Schließlich weiß ich doch nicht, wie lange ich noch leben werde – das waren meine Überlegungen nach dem Unfall. Ich habe immer das getan, was andere von mir verlangten, weil es sich so gehörte. Endlich ist es an der Zeit, man selbst zu sein und keine Angst davor zu haben, das zu zeigen. Schließlich tue ich nichts, um jemanden zu ärgern oder um ihm Leid zuzufügen. Ja, es gab einen Begrüßungskuchen. «Man kann sich drehen und wenden wie man will, der Arsch bleibt immer hinten» – um den Klassiker zu zitieren<sup>3</sup>.

Ich warte nun auf die Ausstellung der transCARD<sup>4</sup> – meinen nächsten Meilenstein zur «Normalität».

Ich habe wieder angefangen, meine Nägel zu lackieren, aber ich verstecke meine Finger nicht mehr vor den Augen der anderen. Bei der Arbeit laufe ich in Stöckelschuhen, Tuniken und Röcken herum, wenn mir danach ist. Ich schminke mir die Augen. Aber wie ich bereits erwähnt habe, akzeptiert mich meine Frau leider nicht so, wie ich bin, und ich denke, es ist doch wichtig, was für ein Mensch ich bin, und nicht wie ich aussehe? Sie unterstützt mich nicht dabei, wenn ich etwas in Richtung Geschlechtsanpassung unternehmen würde. Sie glaubt, ich hätte sie angelogen, weil ich ihr nicht gesagt habe, wie ich bin. Wenn das so einfach wäre und ich damals den Mut und die Unterstützung gehabt hätte! Ach, hätte ich damals so einen persönlichen Dämon Luci wie im Märchenfilm «Disenchantment» gehabt, der mir das vor mehr als einem Jahrzehnt gesagt hätte: «Tu es, tu es» – dann hätte ich mich auch nicht auf eine Beziehung mit ihr eingelassen. Und ich will endlich ich selbst sein.

Aber wer bin ich eigentlich? Ich lese schon seit langem Literatur zum Thema Geschlechtsidentität, habe aus Neugierde einen Test und Psychotests und Brain Gender Tests gemacht (es kam heraus, dass ich dominante weibliche Züge habe). Ich habe in verschiedenen Internet-Foren gelesen. Ich habe mich gefragt, ob es bei mir vielleicht um fetischistischen Transvestismus geht? Aber ich ziehe mich nicht aus sexuellen Gründen so an. Ich ziehe die Sachen an, weil ich mich in ihnen wohlfühle. Doch, ich mag Frauen, aber man sollte den Begriff der Geschlechtsidentität angeblich nicht mit sexuellen Präferenzen vermischen.

---

3 «Man kann sich drehen und wenden wie man will, der Arsch bleibt immer hinten» – der Klassiker ist Qczaj, ein beliebter Vlogger und Fitnesstrainer, der Anfang 2020 in Polen für mediale Aufmerksamkeit sorgte, indem er sich outete und gleichzeitig öffentlich über seine Erfahrungen mit sexuellem Missbrauch in der Kindheit sprach.

4 transCard – ein informeller Ersatzausweis, der es Transgender-Personen erleichtern soll, sich in behördlichen Situationen vorzustellen. Er wurde von der Trans-Fuzja-Stiftung erstellt, die sich seit 2008 für die Rechte von Transgender-Personen in Polen einsetzt. Die erste Vorsitzende der Stiftung war Anna Grodzka, die erste Transgender-Parlamentarierin in Polen (von 2011 bis 2015).

Wie wäre es, wenn ich mich zusammenreißen und es lassen würde mit dem – ich weiß nicht, wie ich es nennen soll – «sich verkleiden»? Und wenn es tatsächlich Hoffnung gibt, dass meine Gefühle wirklich echt sind und nicht das Produkt eines kranken Geistes, hat es dann in meinem Alter überhaupt noch einen Sinn?

Meine Frau sagte, ich solle mit einem Arzt sprechen. Denn sie sieht, dass ich mich quäle und dass sie sich quält.

Es wäre nur toll, wenn sie mich so akzeptieren würde, wie ich bin. Und falls es sich herausstellen sollte, dass ich mein Geschlecht korrigieren kann, dann müsste ich von zu Hause weggehen (und wie soll ich eine Trennung von meiner Tochter überleben, wir haben ein sehr gutes Verhältnis – dank mir weiß sie zumindest, dass es in Ordnung ist, Make-up zu benutzen und Röcke zu tragen – meine Frau schminkt sich nicht gern). Nach 13 Jahren «Beobachtung» stelle ich fest, dass meine Frau sich zum Single und darüber hinaus noch als typischer Mann eignen würde.

Bis heute sagt sie mir, sie würde mich nicht richtig kennen und zum Beispiel nicht wissen, was sie mir schenken soll.

Oder sollte ich vielleicht «meine Pobacken zusammenkneifen», ohne meine bisherigen «Vorlieben» aufzugeben, und mit der Scheidung warten, bis unsere Tochter volljährig ist, und ausziehen, sobald es mir meine finanziellen Verhältnisse erlauben (ich lebe zu Hause bei meinen Schwiegereltern)? Es ist eine harte Nuss.

Also schrieb ich an die Psychologin von der Website «Transfusion.org» mit der Frage, ob man aus meinem verwirrten Brief schließen könne, was für ein Mensch ich sei? Denn im Moment sei ich, um es umgangssprachlich auszudrücken, «weder Fisch noch Fleisch»? Ich weiß nicht einmal, ob ich als «er» oder «sie» schreiben soll, um korrekt zu sein. Offiziell er, also Piotr, und inoffiziell, aber in Wahrheit, Tosia, also sie.

Und weißt Du was, ich habe eine Antwort bekommen. Jetzt habe ich dieses Verb in der polnischen Deklination in der weiblichen Form geschrieben, als sie. Es ist nur ein kleines Lächeln in deine Richtung, wenn du das liest. Seitdem ich den Brief der Psychologin gelesen habe, laufe ich fast immer mit einem Lächeln im Gesicht herum, was dazu führt, dass mich ein Teil meiner Familie misstrauisch beäugt – erinnerst du dich an die Szene in dem Film «Nigdy w życiu» («Nie im Leben!»)<sup>5</sup>, als Judyta nach schönem Sex zur Arbeit kommt? Genauso einen Gesichtsausdruck habe ich jetzt auch. Meine Arbeitskolleginnen sagen mir, dass ich wie aufgedreht herumlaufe. Es lohnt sich, einer Psychologin zu schreiben, um ihr zu sagen, was einem auf dem Herzen liegt. Falls Du es noch nicht getan hast, worauf wartest Du dann noch? Piotr hat das so viele Jahre lang hinausgezögert. Sei nicht wie Piotr. Verschwende keinen Augenblick deines Lebens.

Ich möchte Dir schreiben, dass mit mir alles in Ordnung ist und ich normal bin. Sagen wir, normal nach meinem Empfinden, denn die Tatsache, dass mein Körper nicht synchron mit meiner Seele ist, ist «normalerweise» nicht normal. Aber so etwas kommt vor.

5 Nigdy w życiu (Nie im Leben) – polnische romantische Komödie aus dem Jahr 2004, Regie: Ryszard Zatorski.

Nach der Lektüre des Briefes der Psychologin vermuten wir bei mir entweder Transsexualität oder das Zweite, das als Transvestismus des Doppelrollentyps bezeichnet wird. Ich musste erst einmal googeln, was Doppelrollen-Transvestismus ist – so etwas kannte ich gar nicht. Ich weiß, ich weiß, ich könnte sagen – ich bin halt ein Blondchen (meine Frau erzählte mir vorwurfsvoll, dass ein Bekannter sie mal gefragt hat: «Wie geht es deinem Blondchen?»; das heißt ihrem, nicht meinem).

Zurück zur Analyse des Briefes. Wikipedia erwähnt mit Hilfe eines Buches von Stanisław Pużyński mit dem Titel «Klassifikation psychischer Störungen und psychiatrischer Erkrankungen in ICD-10. Diagnostische Forschungskriterien», dass es sich um «eine Verhaltensstörung aus der Gruppe der Geschlechtsidentitätsstörungen handelt, die durch Anziehen von Kleidung des anderen Geschlechts ohne sexuelle Motivation gekennzeichnet ist».

Schließt diese Definition alle Frauen ein, die z.B. Hosen tragen (ein vermeintlich männliches Kleidungsstück)? Meine Kolleginnen tragen zum Beispiel lieber Hosen und waren überrascht, dass ich es vorzog, die Leser letzten Freitag in einem Rock zu bedienen. Und wie war es mit den Schauspielern des antiken Theaters? War mit ihnen auch etwas «nicht in Ordnung»? – und damit meine ich nicht die Tatsache, dass sie schon tot sind.

Wie soll ich mich mit diesen beiden Klassifizierungen identifizieren – gibt es keine anderen freundlicheren Begriffe für den Laien? Die Menschen lieben es richtig, alles zu klassifizieren und allen möglichen Dingen einen Namen zu geben. Dann haben sie das Gefühl, dass sie die Sache «im Griff» haben. So ähnlich wie mit dem Namen eines Dämons. Wenn du seinen Namen kennst, dann hast du die Herrschaft über ihm. Tatsache ist, dass es manchmal hilft.

Aber alles in allem, darüber werde ich morgen nachdenken, wie Scarlett O'Hara zu sagen pflegte. Denkt denn ein Kamel – dieses Tier wird noch einmal in meinem Text vorkommen – darüber nach, ob jemand es als Paarhufer-Säugetier klassifiziert, oder denkt es überhaupt darüber nach?

Das bezweifle ich – wie meine Tochter in sehr jungem Alter zu sagen pflegte. Das Kamel ist einfach es selbst. Dieses Problem verschiebe ich auf die Zeit, in der eine «Live»-Diagnose möglich sein wird. Im Moment ist es anders – jetzt gibt es das Coronavirus.

Oh ja, es ist sehr schwierig, in einer fremden Haut zu leben. Man leidet fast 24 Stunden am Tag (abzüglich der Schlafenszeit). Du schaust in den Spiegel und hast genug von dir. Eine Person, die diese Erfahrung gemacht hat oder über ein hohes Maß an Empathie verfügt, ist in der Lage, einen anderen solchen Menschen zu verstehen. Wenn ich in den Spiegel schaue, ist es von unten bis zum Hals – mit Kleidung – nicht so schlimm; schlimmer ist es, wenn ich auf meinen Kopf schaue, der äußerlich überhaupt nicht zum Ganzen passt. Meine Arbeitskolleginnen witzeln, sie würden an einem gespaltenen Ego leiden und psychologische Betreuung benötigen. Denn wenn sie mich ansehen – eben von unten und von hinten – sähe ich wie eine Frau aus. Wenn sie auf meinen Kopf schauen, dann nicht mehr.

Der erwähnte «Arbeitsunfall» hatte mir klar gemacht, dass mein Leben jeden Moment zu Ende gehen kann. Vielleicht nicht heute, vielleicht nicht morgen.

Aber ich bin nicht unsterblich und warum sollte ich in meinem Leben nicht glücklich sein. Wegen welcher Sünden? Nun, es sei denn, ich würde aufgrund dieses Leidens eine Heilige werden. Kannst du dir das vorstellen? Die Heilige Antoinette. Diejenige, die ihr Leben geopfert hat, um es anderen recht zu machen – obwohl ich nichts dagegen habe, es jemandem recht zu machen –, aber man sollte auch sich selbst nicht vergessen.

Es könnte scheinen, dass mein «Coming-out» so rucki-zucki geht, setzen Sie sich bitte – danke, ich stehe lieber, es ist mir leicht gefallen. Ach, für dieses Coming-out hat man immer mit Nerven bezahlt und tut es noch immer, mit schlaflosen Nächten, Stress (wenn man bedenkt, dass ich einen Bart habe). Andererseits stimmt es aber auch, dass es immer weniger Nerven kostet (eine Frage des Selbstbewusstseins und des Selbstwertgefühls) und ich meinen Bart jede Woche kürze, Tag für Tag; dabei hatte ich einen ganz ansehnlichen Bart. Hah, ich war sogar Botschafter für eine Bartkosmetikfirma und habe Bartwettbewerbe gewonnen. Weißt Du, Bärte passen nicht wirklich zu High Heels. Aber wer kann einem Bartträger schon was verbieten.

Wenn ich den nicht hätte, wäre es ein bisschen leichter (Make-up wirkt eben Wunder). Aber vorerst habe ich ihn noch, weil meine Tochter mich gebeten hat, ihn wachsen zu lassen, damit ich wie der Weihnachtsmann aussehe und sie dadurch mehr Geschenke bekommt. Außerdem sagt sie, dass ich ohne Bart schrecklich aussehe.

Wahrscheinlich ist da was dran – ich könnte etwas mehr Körperfettanteil gebrauchen als meine 7,6 Prozent... Brrr, wie ich bereits erwähnt habe, habe ich einen schlanken Körperbau – nicht zuletzt, weil ich nicht nach Essen verrückt bin. In diesem Punkt stimmen meine Frau und ich überein: Sie glaubt, dass es Sex gar nicht geben müsste, und ich bin derselben Meinung bezüglich des Essens. Da ich mich mit Ahnenforschung beschäftige, habe ich eine Genuntersuchung machen lassen, bei der herausgefunden wurde (abgesehen von den für die Ahnenforschung nützlichen Fragen – dass ich eine Westslawin bin – ha ha, oh man, kannst Du Dir vorstellen, dass ich wie die Sängerin Cleo im Musikvideo «Wir Slawen»<sup>6</sup> aussehen würde? Die ganze Welt läge mir zu Füßen), dass ich unter anderem eine erhöhte Resistenz gegen Drogensucht habe, ein paar gute Langlebigkeitsgene oder die Tatsache, dass ich schwerer zu hypnotisieren bin – ach, ich verabschiede mich von der Möglichkeit, die Frage der Reinkarnation kennen zu lernen – und dass ich genetisch den Körperbau von Langstreckenläufern habe.

Weißt du, ich möchte Dir noch etwas gestehen, es gibt nämlich jemanden, der an mich glaubt, dass ich es schaffen kann mit der Transition, und mein Traum wäre es, die gesamte Geschlechtsumwandlung zu durchlaufen und als Frau zu funktionieren. Und zwar unabhängig davon, wie die Beziehung zu meiner Frau wird – obwohl ich mir Mühe gebe, dass sie in Ordnung bleibt. Obwohl die

6 «My Słowianie» («Wir Slawen») – ein Musikhit von Donatan und Cleo, die das Lied beim Eurovision Song Contest 2004 präsentierten; ein wichtiger Teil des Images der Band waren Tänzerinnen in knappen Outfits, die sich auf slawische Folklore bezogen.

Tatsache, dass ich ihr darüber früher nichts gesagt habe, wahrscheinlich nicht mehr «in Ordnung» ist. Ich möchte mich einer Hormonbehandlung unterziehen. Ich habe Angst vor einer Operation – und kann sie mir vermutlich auch nicht leisten. Ich war nur ein einziges Mal als Patientin und ein Dutzend Mal als Besucherin im Krankenhaus (brr – der Anblick der Leichenhalle am Abend ist zum Beispiel nicht sehr angenehm).

Soweit ich weiß, sind für eine legale Geschlechtsangleichung in Polen eine GA-OP (Geschlechtsangleichende Operation) und eine Klage gegen die Eltern erforderlich. Wie zum Teufel ist jemand auf die Idee gekommen, die Eltern zu verklagen? Das ist doch absurd.

Als ob sie irgendeinen Einfluss auf die Wahl des Geschlechts ihres ungeborenen Kindes hätten.

Wie wäre es, den «Schöpfer» als Zeugen vorzuladen? Das wäre doch mal was. Aber das würde in Polen nicht funktionieren. Die Tatsache, dass ich meine Mutter vor Gericht verklagen müsste, kommt mir im Moment nicht in den Sinn. Sie hat es in ihrem Leben auch nicht leicht gehabt, und dann sollte ich ihr noch so etwas antun? Es sei denn, sie würde es als, nun ja, als eine Frage der Formalität betrachten. «This could work», wie Tom Hanks in dem Film «Cast Away» sagte.

Mit meinem Vater gibt es aus den eingangs erwähnten Gründen kein «Problem», während der Stiefvater nicht berücksichtigt wird. Jetzt muss ich einen Sexualtherapeuten finden, der sich meiner Diagnose annimmt. Ich werde mich nach einer Person umsehen, die freundlich, professionell und so empathisch ist wie (wie ich vermute) die Psychologin, die ich angeschrieben habe. Ob es so jemanden in meiner Gegend gibt? Ach ja, und wie ist das mit Arztbesuchen während einer erklärten Pandemie?

Stell Dir vor, ich habe mir erlaubt, meinen Brief und die Antwort der Psychologin auszudrucken und ihn meiner Mutter vorzulegen (auch meine Arbeitskollegen haben den Inhalt kennengelernt – alles in allem habe ich mich vor meinen Nächsten bloßgestellt. Ah, dieses Leben am Rande... Meiner Frau habe ich gesagt, dass ich von der Psychologin eine Antwort auf mein Schreiben erhalten hatte. Es war offensichtlich, dass die Nachricht sie erreicht hatte. Nach ein paar Tagen fragte ich sie, ob sie nicht neugierig sei, wie die Antwort lautet, und dass ich es für sie ausgedruckt hätte, damit sie es selbst lesen könne. Tatsächlich war sie doch die Initialzündung dafür gewesen, dass ich mich endlich aufraffte, die Psychologin anzuschreiben. Sie sagte, dass sie sich das schon denken könne, denn was könnte eine «Psychologin» schon sagen. Sicherlich würde sie mich drängen, mich zu outen und dass ich ihr nicht damit auf den Wecker gehen sollte, weil sie andere wichtige Dinge zu tun habe. Und dass eine Psychologin immer nur die eine Seite sehe und dass sie sowieso nicht wisse, was ich in dem Brief geschrieben hätte. Ich sagte, das sei kein Problem, ich würde ihr meinen Brief zu lesen geben. Naja, und damit war das Gespräch zu Ende – beide ausgedruckten Briefe liegen ungelesen da. Sieht so aus, dass es, wenn sie kein Problem sehen will, auch keines gibt.

Für mein psychologisches Wohlbefinden habe ich mich vor einigen Wochen an die Firma Amoena (Hersteller von Brustprothesen) mit der Bitte gewandt, für

mich das richtige Modell und die richtige Brustgröße zu finden. Ich habe erklärt, worum es geht, dass es für mich bestimmt sei und in welcher Situation ich mich befinde. Ich erhielt eine professionelle und nette Antwort, die zu einem weiteren Schriftwechsel und der Bestellung neuer Brüste für Tosia führte. Ich werde die perfekte Busengröße 80C haben (schade, dass es kein natürlicher Busen sein wird, ich werde wohl Soja in Tomatensauce bestellen). Die Brüste sollen nächste Woche zusammen mit einem BH eintreffen. Ich warte wie auf ein paar neue Schuhe... (Oh, das ist ein guter Spruch – denn ich laufe gerne auf hohen Absätzen.)

Ich frage mich, wie mein Weg der Geschlechtsangleichung aussehen sollte. Was müsste ich zuerst tun, welche Schritte unternehmen. An wen sollte ich mich wenden, erfahre ich möglicherweise später, welche Untersuchungen notwendig sind? Was sollte man vorbereiten und wie sollte man sich vorbereiten? Es sei denn, mein ganzer Lebenstraum löst sich nach dem Besuch beim Sexualtherapeuten in Rauch auf? Allerdings ist derzeit sowieso noch unklar, wie sich die Situation mit dem Coronavirus entwickeln wird.

Wonach könnte ich die Psychologin noch fragen? Sie hat mir empfohlen, nach Selbsthilfegruppen zu suchen. Und was macht man bei solchen Selbsthilfegruppen? Handelt es sich dabei um eine Art Internetforum? Meiner Frau würde es wahrscheinlich gut tun, an einer Selbsthilfegruppe für Angehörige teilzunehmen – aber ich wette, sie würde sich nicht darauf einlassen.

Hoffen wir, dass ich falsch liege. Als in der Lokalzeitung ein Artikel über mich und meine Leidenschaft (die Fotografie, um genau zu sein, meine Buchcover-Fotos) erschien, sprachen meine Frau und meine Schwiegermutter deswegen mehrere Tage nicht mit mir. Nur mein Schwiegervater betrat freudig das Haus mit der Zeitung in der Hand und verkündete triumphierend, ich würde in der Zeitung stehen. Kürzlich war ich wieder im Radio und in der Zeitung, weil ich einen nationalen Fotowettbewerb zum Thema «Bibliothekare anders, als man denkt» gewonnen habe – nur dass sie kein Radio hören, und soweit ich sehen kann, lesen sie auch diese Zeitung nicht mehr.

Ich werde sehen, wie sich die Beziehung zu meiner Frau weiterentwickelt – über unsere Beziehung könnte man sowohl lange als auch kurz erzählen. Obwohl ich manchmal sehe, dass es leider Zeitverschwendung ist, darüber zu sprechen. Wie oft hatte und habe ich Lust, dieses Haus zu verlassen und nicht mehr zurückzukommen? Nur wegen meiner Tochter habe ich es noch nicht getan.

Ich frage mich, wie ich mit meiner Tochter über diese Dinge sprechen soll. Denn die Tatsache, dass ich meine Nägel lackiere und Tosia genannt werde, empfindet sie nicht als etwas «Unerwünschtes». Aber wie soll ich ihr sagen, dass mir in diesem Körper unwohl ist und ich mich als Frau fühle? Könnte es so kindisch einfach sein, dass es genügt, ihr einfach direkt die Wahrheit über meine Gefühle zu sagen? Obwohl wahrscheinlich jeder meine Behauptung in Frage stellen könnte, denn woher soll ich eigentlich wissen, wie «Frauen sich fühlen», wenn ich biologisch in einem Männerkörper stecke? Es sei denn, die Kernaussage lautet: «Ich fühle mich», aber dann könnte man mich diplomatisch in die Klapsmühle

schicken. Doch die Frage ob Mann oder Frau lässt sich nicht nur auf den Körper reduzieren, sondern es geht auch um die Seele. Was meinst Du?

Übrigens, um auf den «Weg der Entfaltung» zurückzukommen: Die Gerichte in Polen verlangen so etwas wie die GA-OP, um einen Menschen als vollberechtigte Frau oder vollberechtigten Mann anzuerkennen. Doch, ich gebe zu, dieses «etwas in normaler Größe unten zwischen den Beinen» stört mich dabei, enge Kleider zu tragen, denn es muss plattgedrückt werden. Aber ist das nicht ein noch drastischerer Eingriff in den Körper als eine Hormontherapie? Was ist, wenn etwas schief geht, ich habe auch von so vielen unglücklichen Frauen gehört, deren Körper nach der Geburt so schlimm zusammengenäht wurde, dass es beängstigend und traurig ist... .

Kürzlich wurde berichtet, dass sich ein Milliardär einer Penisvergrößerungsoperation unterzogen hatte und daran starb. Was denkst Du, ob das wahr ist, dass man nach einem genitalkorrigierenden Eingriff entweder häufig Sex haben sollte oder mit einer Art Spreize zwischen den Beinen schlafen muss? Und was wäre dann mit mir? Da ich mich zu Frauen hingezogen fühle, wäre es für mich sinnvoller, das Glied dazulassen. Nur dass sie einen mit einem Penis nicht akzeptieren, ha ha, vor Gericht werden sie mich rechtlich nicht als Frau anerkennen (ich schätze, das gibt es nur in Polen?). Sie haben wahrscheinlich Angst, dass Frauen einen Größeren haben werden als sie selbst. Aber manchmal haben wir immer noch «dickere Eier» als die Kerle. Auf der Arbeit sagen meine Kolleginnen zum Beispiel, wenn ich mich als Frau fühle, müsste ich aufs Ganze gehen, die GA-OP mit eingeschlossen. Andernfalls sehen sie es so, dass ich eine echte Herausforderung für den Psychotherapeuten wäre und mein Fall der Psychologin große Kopfschmerzen bereiten würde (Dein Schmerz ist besser als meiner)<sup>7</sup>, als #hotchallenge2020<sup>8</sup> betrachtet wird, und ein Grund für die Psychologin sein könnte, ihren Arbeitsplatz zu wechseln. Anders können sie es sich nicht vorstellen.

Die Frage meines Penis... Ist er mir gleichgültig? Natürlich würde ich ihn lieber nicht haben, aber ich habe Angst, dass etwas schief geht, ich habe Angst vor Schmerzen und Operationen. Hinzu kommt die finanzielle Frage (im Moment ist es für mich

---

7 «Twój ból jest lepszy niż mój» («Dein Schmerz ist besser als meiner») – ein Lied des seit Jahrzehnten beliebten Rocksängers und Autors Kazik Staszewski, das im Frühjahr 2020 in Polen sehr bekannt wurde. Darin prangert Kazik die Situation vom 10. April 2020 an, als der Vorsitzende der Regierungspartei, Jarosław Kaczyński, während der auf diesen Tag fallenden Osterfeiertage Blumen am Grab seiner Eltern niederlegen durfte (und dies mit dem Jahrestag des Flugzeugabsturzes bei Smolensk im Jahr 2010 begründete, bei dem Jarosławs Bruder, der in Krakau begrabene Präsident Polens, Lech Kaczyński, starb), während es anderen Menschen in Polen aufgrund der Covid-19-Vorschriften verboten war, die Friedhöfe zu betreten. Das Lied erlangte noch größere Bekanntheit und wurde zu einer Art Symbol, als bekannt wurde, dass die Behörden des der Regierungspartei unterstellten öffentlich-rechtlichen Rundfunksenders «Trójka» versuchten, das Ergebnis einer Hörerabstimmung zu manipulieren, nach der das Lied am 15. Mai auf Platz 1 der Hitparade des Senders stand.

8 Hot Challenge 2020 – eigentlich #Hot16Challenge, eine populäre Internetkampagne in Polen, die von Hip-Hop-Künstlern initiiert wurde und in der mit kurzen Musikstücken zur Unterstützung des Gesundheitswesens aufgerufen wurde.

nicht machbar – und ich gehe dabei von den Kosten für ein paar Jahre aus). Ist es zum Beispiel möglich, ins Ausland zu gehen und dort rechtlich als Frau anerkannt zu werden, ohne sich einer GA-OP zu unterziehen? Oder vielleicht ist die Angst vor Schmerzen wie die Angst vor einer Tätowierung. Du hast Angst vor den Schmerzen, aber bist «aufgeregt» und lässt sie Dir doch machen, und ich habe einige.

Ach was, ob mit oder ohne Penis fühle ich mich sowieso innerlich als Frau. Und was die rechtlichen Fragen angeht – siehe die Kamelfrage. Habe ich nicht gesagt, dass dieses Tier mit der Schlüsselrolle noch einmal erwähnt werden würde?

Na schau doch, jetzt habe ich es bemerkt. Es ist das ideale Tier für mich. Im polnischen Wort für Kamel – «wielBŁĄD» steckt das Wort «błąd», also «Fehler» – so etwas wie ich. Der Fehler der Natur.

Dass sind meine Überlegungen, und ich bin sicher, dass es noch Dinge gibt, von denen ich nichts weiß. Aber ich bin guter Hoffnung – und die Hoffnung stirbt angeblich zuletzt und ist die Mutter aller Narren. Aber immer noch die Mutter.

*Skoczów, 23. Juni 2020*

Tosia

P.S. Es ist schon eine Weile her, dass ich meinen Beitrag geschrieben habe. Ich hoffe, dass es Dir gut geht. Ich bin klüger geworden. Weißt Du, ich habe mit einer anderen Psychologin vom Verein «Rainbow» korrespondiert. Ich habe sie sogar persönlich getroffen. Wir haben über drei Stunden geredet. Sie hält mich für ganz normal. Sie sagte mir, ich solle zuerst zu einem Sexualtherapeuten gehen, der mich bei der Transition begleiten würde. Zunächst einmal bräuchte ich ein Gutachten. Dieses Gutachten dauere manchmal sogar ein halbes Jahr, obwohl es einige «Fachleute» gebe, die innerhalb von 15 Minuten ein Gutachten erstellen und Dir sofort Hormone verschreiben. Das nennt man Professionalität. Ich möchte jedoch, dass das Gutachten in aller Ruhe ausgestellt wird, da ich nicht «auf Teufel komm raus» Hormone benötige. Doch, sie werden mir sehr helfen, aber ich will nichts überstürzen, weil ich mir selbst nicht schaden will. Wie man so schön sagt: Blinder Eifer schadet nur. Der einzige Nachteil ist, dass ein guter Sexualtherapeut viele Kilometer von mir entfernt ist und ich nicht besonders mobil bin. Außerdem gibt es weiterhin Corona, so dass sich herausstellen könnte, dass mich der Sexualtherapeut nicht persönlich, sondern per «Telefonsprechstunde» empfangen wird. Ich ziehe es vor, mich unter vier Augen zu treffen. Ich habe herausgefunden, dass eine GA-OP nicht erforderlich ist. Sie ist sogar vor der rechtlichen Geschlechtsangleichung verboten. Darüber hinaus sollen demnächst noch überarbeitete Vorschriften erlassen werden, nach denen auch bei einer rechtlichen Geschlechtsanerkennung keine Behandlung erforderlich ist. Es reichen ärztliche Gutachten aus, die wahrscheinlich gründlich sein müssen. Es wird dann nicht einmal notwendig sein, den unglückseligen Penis zu entfernen, sondern nur die Hoden, wegen der Gefahr von Krebsentstehung während der Hormontherapie.

Das Problem mit meiner Frau hat sich nicht wesentlich geändert. Sie entschied, dass ich «selbstsüchtig» sei und nur an mich denken würde – da ich mit Psychologen gesprochen habe – und sagte, dass sie für sich einen Termin bei einem Psychologen in Bielsko-Biała machen würde. Ich fragte sie, was sie sich von diesem Termin erhoffe. Sie sagte, sie wisse es nicht, ich hätte es doch auch nicht gewusst. Und was passiert, wenn der Psychologe ihr sagt, dass ich immer noch in Ordnung bin? Meine Frau erwartet sicherlich, dass der Psychologe mich von meinen eigenen Gefühlen «abbringen» wird. Gestern warf sie mir vor, ich würde so viel Sexualität ausstrahlen (die Art, wie ich mein Haar zurückstreichen, mich verhalten und bewegen würde). Und wenn ich mit einem Lächeln im Gesicht herumlaufe, wird sie sofort misstrauisch.

Die Lage in Polen ist seit den letzten Präsidentschaftswahlen nicht gerade rosig. Ich beobachte die «Hexenjagd» auf LGBT+-Menschen, die in einem erschreckenden Tempo zunimmt. Beschimpfungen, Verspottung, körperliche Angriffe und die Verdrehung von Tatsachen werden zum Alltag. Und das alles mit der Zustimmung unserer derzeitigen Regierenden. Hinzu kommen die Selbstmorde der Verfolgten, die von den «echten familienfreundlichen Polen» zu Tode gehetzt werden. Etwas ist faul im Staate Dänemark. Aber ich möchte weiterhin endlich ich selbst sein und ein normales Leben führen. Wird mir das und anderen gegeben sein? Denn nichts ist schöner, als mit sich selbst in Harmonie zu leben. Dann hast Du das Gefühl, Berge versetzen zu können. Ach so, ich arbeite immer noch in der Bibliothek. Und das schon seit 18 Jahren.

*Skoczów, 5. Oktober 2020*

# ALEKSANDRA PUCIŁOWSKA

*[Mein Name ist Aleksandra Puciłowska. Ich bin Ende der 1980er Jahre geboren, komme aus Stargard, lebe aber schon seit vielen Jahren in Berlin, wo ich bei einem Start-up arbeite. Privat bin ich eine Katzenmama und Liebhaberin des geschriebenen Wortes. Autorin des Buches *Mów mi Charlie* (Nenn mich Charlie) mit lesbischer Liebe in der Hauptrolle.]*

Es war meine erste Pride Parade in Polen. Wir reisten mit dem Zug aus Berlin an, um dann zu Fuß zur Grenze und über die Oder zu gehen.

Als ich die Brücke zwischen Frankfurt und Ślubice überquerte, hatte ich gemischte Gefühle. Auf der polnischen Seite wurden wir von bis an die Zähne bewaffneten Polizisten empfangen. Einen Moment später standen wir einer Gruppe von Menschen gegenüber, die ein Transparent mit der Aufschrift «Lasst unsere Kinder in Ruhe» trugen. Die Polizei bildete eine Absperrkette und wies uns einen anderen Weg. Wir bogen also links ab und mischten uns unter die bunte Menschenmenge, die zum Plac Bohaterów zog, wo der Marsch beginnen sollte. Einen Moment später sah ich links von mir einen Mann mit einer Fahne in der rechten Hand. Es war die polnische Flagge. In der anderen Hand hielt er eine Hundeleine, an der sein Pitbull war. Er lief mit dem Hund an unseren Reihen entlang, schrie, fluchte und spuckte in unsere Richtung. Die Polizei ging zu ihm und zog ihn etwas weiter von uns weg. Ich sah ihn später noch mehrmals während des Marsches.

Auf dem Plac Bohaterów sahen wir eine große Menschenmenge. Es waren viel mehr von uns gekommen, als wir erwartet hatten. Auch die Organisatoren schienen überrascht – sie hatten eine Demonstration mit 150 Personen angemeldet, es kamen aber fast eintausend. Wir standen um den Brunnen herum, durch ein Megaphon ertönten Appelle, alle Anweisungen zu befolgen, man erinnerte an das Tragen von Gesichtsmasken, Abstandhalten zwischen den Teilnehmenden; man appellierte, sich nicht provozieren zu lassen, die Grünanlage nicht zu zertrampeln. Man wisse nie, welcher Grund sich als ausreichend erweisen könnte, um eine Demonstration aufzulösen. Es wurde auch gesagt, wie wir die Ehrenamtler erkennen, die helfen können, falls die Situation eskalieren sollte. Hinter einer weiteren Polizeisperre entdeckte ich den berüchtigten homophoben Lieferwagen.<sup>1</sup> Meine Schwester ging in dessen Richtung, um ihn zu fotografieren. Ich schaute ihr etwas besorgt hinterher,

1 Der berüchtigte homophobe Lieferwagen – 2019 fuhr auf den Straßen polnischer Städte Lieferwagen mit homo- und transfeindlichen Slogans, ausgestattet mit Lautsprechern, über die eine Botschaft verbreitet wurde, die eine Verbindung zwischen Homosexualität und Pädophilie suggerierte (siehe Einleitung).

weil ich Angst hatte, wie die Leute auf sie reagieren würden. Sie starrten auf die Regenbogenfahne, die aus ihrem Rucksack ragte, und ich beobachtete nervös die Situation, bereit, ihr jeden Moment zu Hilfe zu eilen.

Wir gingen in zwei Gruppen los und versuchten, den vorgeschriebenen Abstand von 1,5 Metern zu anderen Teilnehmenden einzuhalten. Auf dem Weg zur deutschen Grenze liefen die Polizisten – bewaffnet mit Schlagstöcken, Handschellen, Pistolen und in Kampfwesten – den ganzen Weg neben uns her. Sie hatten die Aufgabe, uns zu beschützen, aber ich fühlte mich im Herzen eher unruhig, als ich ihre Blicke auf uns gerichtet sah. Einige von ihnen waren in Zivil gekleidet, sie hielten Kameras in der Hand, mit denen sie den gesamten Verlauf des Marsches aufzeichneten; über unseren Köpfen flogen Polizeidrohnen.

Hinter ihnen war eine Menge Schaulustiger zu sehen, von denen viele uns freundlich zuwinkten, und wir grüßten sie mit kräftigem Applaus, von ihnen durch schwarze Polizeiuniformen getrennt. Wir riefen: «Kommt mit uns!» Auf den Balkons konnte man ganze Familien sehen, die die unsere Marschstrecke verfolgten. Man grüßte uns und lächelte uns zu.

Plötzlich wurde die fröhliche Musik, die aus unseren Lautsprechern schallte, offenbar durch etwas gestört. Ich blickte nach links, wo die Polizeiabsperrung deutlich dichter zu sein schien, und entdeckte die gleiche Gruppe von Menschen, an der wir eine Stunde zuvor schon vorbeigekommen waren. Sie sprachen durch ein Megaphon das *Vaterunser*, und auf ihren Transparenten stand unter anderem: *Polens Schulen genderfrei, Polen für die Zivilisation des Lebens, Ja zur Treue, Ja zur Keuschheit*.

Ich fühlte mich seltsam. Meine Schwester und ich gingen näher heran. Ich wollte ihnen in die Augen schauen, Kontakt aufnehmen – so einen normalen, zwischenmenschlichen Kontakt. Ich fragte mich: Wogegen protestieren sie? Gegen die Liebe? Wenn sie mir in die Augen schauen, werden sie darin wirklich eine Bedrohung für ihre Familie, für ihre Kinder sehen? Schaffe ich es, sie davon zu überzeugen, dass es ganz anders ist? ... Ich konnte nicht nah genug herangehen – die Polizei lockerte ihre Reihen nicht. Ein Herr, der auf dem Balkon über den betenden Menschen stand, winkte uns freundlich zu, auch ich lächelte ihn an. Einen Augenblick später gingen wir weiter.

Beim Überqueren der Brücke auf die deutsche Seite erhoben alle stolz ihre bunten Fahnen und ließen sie im Wind flattern. Es war wunderschön, ein wenig magisch. Ein Gefühl von Gemeinschaft, Solidarität und gegenseitiger Unterstützung, Sicherheit und Verständnis. Und vor allem ein Hauch von Freiheit – als ob eine sanfte Brise vom westlichen Oderufer herüberwehen würde, die ankündigte, dass wir uns gleich in einer ganz anderen Welt befinden würden...

Jenseits der Brücke, auf der deutschen Seite, wurden wir von einer ganz anderen Realität begrüßt. Deutsche Polizisten, die keine Kampfuniformen trugen, blockierten den Verkehr, damit wir in Ruhe durchgehen konnten. Einer der Polizisten half einer älteren Dame, die Straße zu überqueren. Die schwer bewaffneten polnischen Polizisten, die uns zuvor auf Schritt und Tritt begleitet hatten, waren plötzlich verschwunden. Zufällige Passanten lächelten uns an, einige schlossen

sich uns spontan an. Es war kein Problem mehr, mit ihnen Kontakt aufzunehmen, ein Gespräch zu beginnen, wir konnten uns in die Augen sehen. Es stellte sich heraus, dass keiner einem Leid zufügen wollte.

Wenige Augenblicke später kam an einer der Haltestellen nach sehr emotionalen Reden eine spontane Party in Gang. Die Dragqueens machten eine wundervolle Tanzaufführung, der sich die anderen Teilnehmenden dann spontan anschlossen. Die Musik spielte laut, alle sangen, hüpfen fröhlich, und die bunten Fahnen wehten über unseren Köpfen und zogen immer mehr Passanten an. Die Polizei stand irgendwo abseits, keiner bemerkte sie.

Ein wenig später bewegten wir uns auf die Ziellinie des Marsches zu, wo das Konzert der Band *Brokatowe Damy*<sup>2</sup> stattfinden sollte. Die tanzende Menge folgte der von den Organisatoren vorgegebenen Richtung. Eine der Frauen, die vor mir gingen, drehte sich zu mir um und reichte mir ein Silikonarmband. Ich nahm es in die Hand und las «Liebe tut der Seele gut. Evangelische Kirche Berlin» darauf. Ich musste innerlich lachen – und obwohl ich mich mit keiner Religion identifiziere, legte ich das Armband um mein Handgelenk und bedankte mich.

Einen kurzen Moment später hörte ich, wie irgendeine Frau durch ein Mikro, das sie einem der Organisatoren abgenommen hatte, rief: «Leute bekehrt euch, ihr müsst euch bekehren! [...]» Jemand dankte ihr sarkastisch für diese Worte, und wir begannen zu applaudieren. Ich überlegte, ob ich sie suchen und ihr dieses Armband schenken sollte. Sie brauchte es eindeutig dringlicher als ich.

Am Ende der Demonstration gab es Reden und ein Konzert. *Brokatowe Damy* sangen «Du fragst, wie es bei uns ist, bei uns ist es ähnlich». Und ich bedauerte, dass die Leute, die vorhin gebetet hatten, der Herr mit der polnischen Fahne und dem Pitbull an der Leine und die Dame, die uns bekehren wollte, nicht unter uns waren. Ich wollte mit ihnen tanzen, lachen und mich mit ihnen unterhalten können. Ich wollte ihnen zeigen, dass sie keine Angst zu haben brauchten. Ich wollte, dass sie sehen, dass wir genau solche Menschen wie sie sind. Dass niemand ihnen etwas zuleide tun will, dass niemand sie oder ihre Kinder bedroht.

Aber sie waren nicht da. Vielleicht haben sie noch gebetet. Vielleicht zur Jungfrau Maria, die (wie ein Spruchband auf einem der berüchtigten Lieferwagen verkündete) *Polen vor der Regenbogenpest schützen* soll.

Als ich mit dem Zug zurück nach Berlin fuhr, begann es zu regnen. Ein paar Minuten später erschien ein Regenbogen am Himmel. Ich glaubte ganz fest daran, dass er auch in Słubice sehr gut zu sehen war. Ich fühlte mich seltsam... Einerseits war ich froh, wieder nach Berlin zurückzufahren – in diese Welt, in der ich keine Angst haben muss, wenn ich die Hand meiner Freundin halte. In diese Realität, in der ich sowohl privat als auch bei der Arbeit oder im öffentlichen Raum ich selbst sein kann. In ein Land, in dem ich mir nicht anhören muss, dass ich eine Bedrohung für irgendjemanden darstelle, dass ich das Vaterland zerstöre, dass ich

2 «Brokatowe Damy» («Die Brokatdamen») – eine queere Gruppe von nicht-binären Menschen, die sich für die Rechte von LGBT+ engagieren und bei Pride-Paraden in verschiedenen polnischen Städten auftreten.

*eine Pest* bin. Andererseits hatte ich, als ich in Richtung Grenze zurückschaute, die sich immer mehr entfernte, das Gefühl, dass mein Platz vielleicht genau dort war? Sollte ich nicht zurückgehen und dafür kämpfen, dass es in meinem eigenen Land keine Einteilung der Bürger in bessere und schlechtere Kategorien gibt?

Habe ich das Recht, diese Freiheit zu genießen, die ich in Berlin habe, wenn ich weiß, dass eine Stunde Zugfahrt von hier entfernt der Präsident des Landes einen Teil der Bevölkerung entmenschlicht, und dass immer mehr Tragödien, deren Quelle die wachsende Homophobie ist, nur einige wenige Menschen zu bewegen scheinen? ...

Diese Dissonanz zwischen Polen und Deutschland, die ich auf der Frankfurt-Słubice-Pride in so kondensierter Form erlebt habe, wird mich sicher noch viele Nächte nicht ruhig schlafen lassen. Vorerst weiß ich nur, dass ich mich heute Abend an meine Freundin kuscheln und ihre Wärme spüren möchte. Ich bin so froh, dass sie in Sicherheit ist – dass sie mit mir in Berlin ist.

Ich werde wahrscheinlich noch so manches Mal nach Polen zurückkehren. Und ich habe nicht vor, mich zu verstecken – wenn sie mich anspucken wollen, sollen sie mich anspucken. Wenn sie mich verprügeln, dann ist das eben so. Wenn ich wieder höre, dass ich eine Laune der Natur bin, dann soll es so sein.

Ich werde alles tun, damit ich bald wieder über die Frankfurter Brücke gehen kann, ohne darüber besorgt zu sein, was mir auf der anderen Seite der Oder passieren könnte. Dieser Weg ist vermutlich noch sehr lang. Aber ich glaube, dass es mir gelingen wird, ihn zu schaffen. Eines Tages werde ich ihn mit meiner Freundin gehen, und wir werden unsere Hände nicht mehr loslassen, wenn wir uns den Grenzposten mit dem polnischen Adler nähern. Wir werden es ohne Angst und Furcht tun. Eines weiß ich ganz sicher: Polen ist ein wunderschönes Land voller wunderbarer Menschen. Diese dunklen Jahre werden vorübergehen. Das müssen sie.

Polen wird noch in allen Farben des Regenbogens leuchten. Auf der Rückfahrt mit dem Zug nach Berlin habe ich das ganz deutlich am Himmel gesehen.

# MAX PIEKART

[Homosexueller Cis-Mann, geboren 1993 in Siedlce, lebt in Warschau.]

## Wenn Mama das gewusst hätte – Einführung

Die Essaysammlung *Gdyby Mama wiedziata* («Wenn Mama das gewusst hätte») entstand vor einigen Jahren, als meine Mutter und ich wieder einmal unbequeme, aber notwendige Gespräche darüber begannen, was sie über die Jahre nicht von mir gehört hatte. Am Anfang war es meine Methode, meine Wut über das Fehlen einer *normalen* Kindheit zum Ausdruck zu bringen, aber es entwickelte sich schnell zu einem queeren Manifest, das als Textsammlung für Eltern von LGBTQ+ Menschen geplant war. Wie soll man denn mit seinen Eltern reden, wenn sie denken, dass man nur dank ihrer erfolgreichen Fürsorge bis zum heutigen Tag am Leben geblieben ist, ich ihnen aber erzähle, dass ich jahrelang meinem Leben ein Ende setzen wollte, dass ich mich nie von ihnen geliebt gefühlt habe, dass ich *ihretwegen* auf einen anderen Kontinent geflohen bin, nur um sie eine Zeit lang nicht zu sehen?

Nein, über solche Dinge kann man nicht sprechen. Ebenso schwierig ist es, darüber zu schreiben.

Das Schreiben dieser Arbeit wurde sehr schnell zu langen, ungeplanten Selbsttherapie-Sitzungen, vor denen ich manchmal bewusst und manchmal unbewusst flüchtete, wie ein echter Prokrastinator, der ich ja bin. Es gab immer etwas Interessanteres zu tun, Hauptsache, ich musste den verdammten Laptop nicht aufklappen.

Viele Jahre habe ich es meiner Mutter übelgenommen, dass sie das alles, was mit mir passierte, nicht gesehen hat. Sie sah nicht, dass ich weinte, sie sah nicht meine Flucht und systematischen Rückzug aus dem Familienleben. Dass so viel von meiner Persönlichkeit auf die Pubertät zurückgeführt wurde und nicht auf eine Depression, die sich über Jahre hinzog.

Mein Pädagogikstudium bewirkte das Gegenteil von dem, was man hätte erwarten können – statt Verständnis gab ich meiner Mutter ein Meer von Verbitterung. Mein Leben hätte ganz anders aussehen können, wenn nur jemand meinen Eltern von all dem erzählt hätte. Aber niemand hat es getan, oder sie haben nicht zugehört. Meine Studienjahre waren die eigentlichen Jahre der Rebellion – einer so tiefen Zwietracht, dass ich kein einziges Gespräch überstehen konnte, ohne meinen Eltern vorzuwerfen, dass dies oder jenes ihre Schuld sei. Wut. Ach, so viel Wut.

Das Tagebuch ist mein Zufluchtsort, wo ich aufschreibe, was ich denke und wie ich darüber denke. Ich schätze, ich habe etwa acht Jahre gebraucht, um

Selbstsicherheit in meiner eigenen Stimme zu entwickeln. Am Anfang schrieb ich Dinge in der heimlichen Hoffnung, dass ich – wenn ich sterbe – veröffentlicht und zu einem weiteren Weltwunder erklärt werde. Dass mich jemand entdeckt und es eine nationale Trauer geben wird, weil wir ein solches Talent ignoriert haben!

Im Laufe der Zeit stellte ich fest, dass nicht nur niemand meine Texte lesen wollte, sondern dass sogar ich selbst kaum eine oder zwei Zeilen davon lesen konnte. Ich füllte immer weitere Hefte und warf sie dann einfach weg (anfangs habe ich das Schreiben romantisiert, und natürlich hatten meine Hefte ihr eigenes goldenes Podest im Bücherregal, denn schließlich war ich ja ein großer Künstler). Das Schreiben von «Wenn Mama das gewusst hätte» begann in einem dieser Notizbücher und entwickelte sich schnell zu einer regelrechten Besessenheit, Menschen zu finden, die für meine zahlreichen Unzulänglichkeiten und Probleme verantwortlich waren. Ich muss zähneknirschend zugeben, dass es mir Freude bereitet hat, einer konkreten Person eine ganz konkrete Schuld zuzuweisen und dass diese Schuld in einer entsprechenden Zeit und am entsprechenden Ort platziert wurde. Ich konnte wieder atmen. Alles hatte eine Ursache und eine Wirkung.

Die Welt ist natürlich nicht ganz so einfach (schade!), was ich leider erst nach jahrelanger Erfahrung als Pädagoge und Lehrer verstehe. Alles ist die Folge von allem, und es ist unmöglich, das eine vom anderen zu trennen, keine Stecknadel hat einen bestimmten Platz, die Schuld ist nie 100-prozentig vollständig. Also gab ich das Schreiben auf und spürte sogar Erleichterung, denn wie lange kann man an seiner Vergangenheit herumkramen? Sehr lange. Das ist meine Antwort, nachdem ich diese Texte geschrieben habe. Sehr lang und sehr umfangreich.

## Das Problem irrelevanter Geschichten

Aus meiner Sicht war meine Kindheit leicht traumatisch, obwohl ich kein Opfer aus mir machen will. Je mehr wir heranwachsen, desto häufiger öffnen sich uns Menschen mit ihren Geschichten, die sich leider deutlich von der *normalen Familie* unterscheiden.

Wir haben eine Etappe erreicht, in der psychische oder physische Gewalt uns keine Augenbraue heben lässt, während Vergewaltigung, Rausschmiss von zu Hause oder sogar Einweisung in «Konversionstherapiecamps» zugegebenermaßen schockierend sind, aber schockiert uns irgendetwas in der Welt *wirklich noch*? Ist etwas wirklich so unmöglich, dass wir nicht weiter zur Arbeit gehen, einkaufen oder Katzen auf YouTube anschauen können?

Wenn Geschichten in wichtig und unwichtig eingeteilt werden, und das genau tun die Medien, zieht nur der Nervenkitzel des Neuen oder die Dimension einer unfassbaren Grausamkeit weitere Zuschauer an. Wie sollen sich also diejenigen fühlen, die von einer Tragödie betroffen sind, die aber nicht tragisch genug ist, um auf der Titelseite der Zeitung zu stehen? Schlimmer noch: Wie kann man sich darüber ärgern, nicht auf dem Titelbild zu sein, wenn es da draußen eine Geschichte über eine Person gibt, der auf zwölf größere und viel traumatischere Arten Unrecht getan wurde? Was hat das schon für eine Bedeutung, wenn ich gelegentlich geschlagen

wurde, verglichen mit jemandem, dem ein Verrückter den Arm abgehackt hat oder dem Säure ins Gesicht geschüttet wurde?

Wie kann man sich versuchen, sein Leben zu beschreiben, wenn man weiß, dass die eigene Geschichte weder neu noch schockierend ist, sondern nur *erzählt* und daran angepasst wird, sie weiter zu geben? Ist das ein Ausdruck von Größenwahn? Ist es der Narzissmus des 21. Jahrhunderts?

Die Armen sind erstaunt über die Sorgen der Reichen. Die Kranken über die Krankheiten der Gesunden. Wir sind erstaunt, dass ein schöner Mensch heute sagen kann, dass er/sie *heute wie eine Pastete aussieht*. Wir sind schockiert, wenn ein Sportler darüber spricht, dass er zugenommen hat und abnehmen *muss*.

Wir verstehen die Probleme des anderen Menschen nicht. Warum sprechen Musikstars von Traurigkeit, wenn sie doch eigentlich *dieses* Leben führen sollten, das für uns die Erfüllung eines Traums ist? Warum hat uns die erträumte Beförderung nicht den erhofften Trost gebracht?

Ich weiß nicht, ob meine Situation als extrem bezeichnet werden kann. Gab es körperliche Gewalt? Ja, es gab sie. Gab es psychische Gewalt? Doch, auch diese. Aber hatte ich nicht ein Dach über dem Kopf? Hatte ich etwa kein Taschengeld und bin ich nicht jedes Jahr in den Sommerferien verreist? Ich hatte immer Kleidung, ein Handy, das alle zwei Jahre ausgetauscht wurde, einen eigenen Computer und jede Menge Zeit, die mir meine Eltern nicht mit vierstündigem Klavierunterricht ausgefüllt hatten. Man bezahlte mir den Nachhilfeunterricht in Mathe und Englisch (von der Grundschule bis zum Ende des Lyzeums). Ich nahm Töpfer-, Schauspiel- und Klavierunterricht. Ich bin auch in der Grundschule zu einem Psychologen gegangen, als die psychische Situation nicht so gut war.

Man könnte also sagen: Es war gar nicht so schlimm. Woher kommt also die Frechheit, diesen Text schreiben zu wollen?

Früher war ich am Familiengericht tätig und habe mir daher genug über menschliche Tragödien angehört. Ich weiß, was *tatsächlich* eine Tragödie ist, was Menschen, Beziehungen und Familien zerstört. Ist meine Geschichte geeignet, neben diesen zu bestehen? Macht irgendetwas, abgesehen von der bloßen Tatsache, dass ich sie aufgeschrieben habe, sie wertvoller, damit sie weitergegeben wird? Wie viele Geschichten, die vollständiger, weitläufiger und ehrlicher sind, warten darauf, aufgeschrieben zu werden?

Dieser emotionale Mix begleitet mich, seit ich zum ersten Mal versucht habe, diese Texte in Angriff zu nehmen. Ich habe das ständige Gefühl, dass meine Geschichte nicht wichtig genug ist. Dass es angesichts der internationalen Situation (ich schreibe dies im Jahr 2020, als COVID-19 sich gerade rasant entwickelt) oder sogar der Lage in Polen (hier die Situation mit Margot, die Bezeichnung von LGBTQ+ Menschen als Ideologie, das inadäquate Justizsystem, usw. usw.) wichtigere Dinge zu besprechen gibt als meine weitschweifigen Überlegungen darüber, wie ein Junge mich in der Grundschule behandelt hat.

Ich höre nicht einmal eine Sekunde lang auf, darüber nachzudenken, wie irrelevant es ist, das zu beschreiben, worauf ich bereits so viele Stunden verwendet habe.

Und gleichzeitig weiß ich sehr wohl, wie wichtig das Genre der Biografie ist; ich selbst habe mich und mein Leben nach der Lektüre solcher Werke oft neu entdeckt. Ich erfuhr, wie mein Leben hätte sein können, oder was es – dem Himmel sei Dank – nicht geworden ist. Ich wurde in der Überzeugung bestärkt, dass ich es wert bin, hier zu stehen und diesen Raum einzunehmen. Waren es nicht die berühmten Podcasts «*Tu Okuniewska*» («*Hier ist die Okuniewska*») und «*Ja i moje przyjaciółki idiotki*» («*Ich und meine Freundinnen, die Idiotinnen*»)<sup>1</sup>, die mich meine Beziehung zu mir selbst, meine Depression und meine Liebhaber verstehen ließen? War es nicht die Biografie *Hunger* von Roxanne Gay (der Name ist nur allzu passend), die mir geholfen hat, meine Beziehung zu meinem eigenen Körper zu verstehen? Waren es nicht die Videos auf Instagram oder YouTube, von meinen Lieblingsautoren wie Erin Morgenstern, Leigh Bardugo oder V.E. Schwab erstellt, die mir geholfen haben zu verstehen, dass jeder Schriftsteller seine Geschichte für eine alberne Absurdität hält, für eine Laune des weißen Mannes?

Ich schreibe also nicht um des Preises willen, nicht um des Ruhmes willen, sondern für all die Menschen, die denken, dass ihre Geschichten nicht wichtig sind. Vielleicht sind unsere Geschichten tatsächlich unwichtig und niemand wird sie je lesen, oder schlimmer noch, jemand liest sie und vergisst sie einfach. Aber sollte uns das davon abhalten zu sagen, dass sie *für uns* wichtig sind? Dass sie für uns *erzählenswert* sind?

Ich schreibe mit der Ausrede, dass ich detailorientiert sein muss; mit dem Argument, dass ich mich nicht für mich selbst, sondern für die Forschung analysieren muss. So ehrlich, wie ich nur kann.

## Familie

Wir wohnten in einem Haus am Rande von Warschau. Da waren ich, mein zwei Jahre älterer Bruder, mein Vater und meine Mutter. Jeder hatte sein eigenes Zimmer und seinen eigenen Computer, was der Distanzierung der einzelnen Mitglieder voneinander sehr förderlich war. Es gab aber das Prinzip, dass an normalen Wochentagen gemeinsam Mittag gegessen und an den Wochenenden *alle* Mahlzeiten gemeinsam eingenommen wurden, so dass wir uns nicht völlig voneinander isolierten.

Meine Mutter hatte alle Pflichten wie Kochen, Wäsche waschen, Bügeln und Kinderbetreuung aufgebürdet bekommen. Vater kümmerte sich um sehr wenige Dinge. Im Grunde genommen trank er hauptsächlich und spielte Computer. Der große Abwesende in meiner Erziehung. Es war meine Mutter, die mich zu fast allen außerschulischen Aktivitäten, Veranstaltungen und allem, worauf ich Lust hatte, fuhr. Ich weiß nicht, wie sie das mit ihrem Vollzeitjob in unserer Firma vereinbaren konnte. Ich weiß nicht, wie irgendeine Frau das schaffen kann.

1 «*Tu Okuniewska*» («*Hier ist die Okuniewska*») und «*Ja i moje przyjaciółki idiotki*» («*Ich und meine Freundinnen, die Idiotinnen*») – in den Jahren 2018–2020 sehr beliebte Podcasts von Joanna Okuniewska, die in Island lebt.

Mein Bruder ist 2012, also im Alter von 20 Jahren ausgezogen, ich 2013 im Alter von 19 Jahren. Bald danach ließen sich meine Eltern scheiden. Meine Mutter zog allein nach Warschau, mein Vater blieb in unserem alten Haus.

## Mit Vater

Ich werde sofort darüber schreiben, weil der Aspekt der Beziehung zu *meinem ersten Mann* für Forscher wichtig sein wird. Lassen Sie mich damit beginnen, dass mein Vater und ich erwartungsgemäß sehr weit voneinander entfernt sind. Wir ähneln uns unglaublich, deshalb hat es zwischen uns so geknirscht. Wir sehen die Fehler des anderen, wir sind uns gegenseitig der Spiegel. Und so wie Menschen, die Probleme mit ihrem Körper haben, nicht in den Badezimmerspiegel schauen können, so können wir uns auch nicht gegenseitig ansehen. Hinzu kommen die Kälte und die toxische Männlichkeit, auf die wir, ob wir wollen oder nicht, kulturell konditioniert wurden.

Wann wussten meine Eltern, dass ich schwul bin? Da ich jemand bin, der äußerst neugierig ist und seine eigenen Hefte vollschreibt, war ich von den Tagebüchern anderer Leute schon immer fasziniert. Was schreiben sie? Wie schreiben sie es? Über wen schreiben sie? Wie wählen sie ihre Themen aus? Als ich also das Tagebuch meiner Mutter sah, da dachte mein jugendliches Gehirn natürlich nicht zu lange nach. Ich las, dass sie auf meinem Computer-Desktop einige Pornobilder von Männern gefunden hatte. Und dass sie meinem Vater davon erzählt hat. Dieses filmische Gefühl, den Boden unter den Füßen zu verlieren.

Einerseits verstehe ich das. Sie wollte mit ihrem Mann über ihren Sohn sprechen. Schwulsein war ja damals ein Tabu, keiner wusste, wie man damit umgeht oder was man da machen kann. Tja! Das hätte sogar eine Filmgeschichte werden können – der homophobe Vater entdeckt, dass er einen schwulen Sohn hat und wird plötzlich Leiter einer Organisation, die andere Schwule unterstützt. Aber nein, kam es nicht.

Die Geschichte wird für einige Jahre unterbrochen, weil niemand etwas gesagt hat. Wie das bei vielen Themen in diesem Haus der Fall war.

Generell genommen weiß ich nicht, was ich fühlen soll, wenn es darum geht. Keiner von uns war zu einem solchen Gespräch bereit, dann ist es vielleicht gut, dass es nicht dazu gekommen ist? Ich will nicht über die Entscheidung meiner Eltern urteilen, denn alles lässt sich rechtfertigen und auch in Frage stellen. Ich wäre gerne in einem Haus geboren worden, in dem offen miteinander geredet wird und in dem sich jeder um den anderen kümmert, aber so war mein Zuhause nicht. Es wäre unfair zu verlangen, dass es in dieser Situation zu einem solchen wird.

Viele Jahre später (ca. 2017/2018) traf ich mich mit meinem Vater und versuchte, dieses Kapitel abzuschließen. Eine Erklärung dafür zu finden, warum er tat, was er tat. Ich konnte keine Worte hervorbringen, und die Tränen liefen und liefen mir über die Wangen. Aus dieser «Konfrontation» erfuhr ich, dass mein Vater darauf gewartet hatte, ich würde das Thema ansprechen. Darauf, dass *ich* derjenige wäre, der zu reden anfing. Es kam heraus, dass er ein sonnenverwöhnter Hafen

mit einer karibischen Brise war und dass er bereit war, das Thema aufzugreifen, sobald ich irgendwann mal dazu bereit sein sollte. Wie schnell verflüchtigen sich die Postkarten von menschlicher Gewalt aus dem Kopf, wie schnell glaubte ich ihm, dass tatsächlich *ich* es war, der den ersten Schritt hätte machen sollen.

Aber wie soll man ein Gespräch über sein Schwulsein beginnen, wenn zu Hause nur von «Schwuchteln» gesprochen wird und die schlimmste Beleidigung «tuntig» ist?

Liebe Eltern – so funktioniert das nicht. Man kann kein toxisches Umfeld voller Hass, Angst und Unverständnis schaffen und dann dem Opfer solcher Gewalt vorwerfen, dass es das Thema nicht angesprochen hat. Das Argument «Du hättest das Thema aufgreifen sollen» gilt nur, wenn der einzige begrenzende Faktor der Widerstand der Person ist, die etwas gestehen soll. Sie gilt nicht, wenn wir das trotz Angst vor einem körperlichen Angriff oder systemischen Konsequenzen tun müssen (in dem Fall z.B. die Einschränkung der Computerzeit oder der Möglichkeit, das Haus zu verlassen). Nein. Ich nenne es beim Namen – der Täter schiebt die Verantwortung auf das Opfer. Es ist ein manipulatives und abwertendes Verhalten. Es hat auch eine professionelle Bezeichnung – Gaslighting.

Mein Vater und ich konnten uns wohl in keiner Hinsicht verständigen. Meine ganze Kindheit lang habe ich versucht, ihn irgendwie zufrieden zu stellen, aber mit der Zeit habe ich begriffen, dass ich, egal was ich tat, immer eine Enttäuschung für ihn sein würde. Angeblich wollte er es vor einigen Jahren noch einmal versuchen und Kontakt mit mir aufnehmen. Für mich war es jedoch bereits zu spät. Ich hatte es schon geschafft, ihn aus meinem Leben zu streichen, so dass weitere Gesprächsversuche wie eine weitere Manipulation aussahen, sein nächstes Spiel. Ich weiß es nicht. Hatte er gespürt, dass er verloren hatte? Geschieden. Ohne einen Sohn. Mit dem anderen ging es gerade so. Er ist nicht mehr jung, vielleicht hatte er also eine Art Krise?

Seine Ex-Freundin schrieb mir. Lange Briefe, in denen sie mich bat, ihm zu schreiben; er würde sich nach Kontakt mit mir sehnen. Sie hörte sich wie meine Mutter kurz nach der Scheidung an – auch sie wollte, dass ich trotz allem Kontakt zu ihm habe. Beide hatten ihre Erinnerungen an Gewalt gelöscht, die Erinnerungen daran, dass er ihnen gesagt hatte, sie seien seiner nicht würdig, sie seien dumme Kühe. Ja, das sind Zitate.

Es erstaunt mich, wie schnell wir solche Dinge vergessen können. Wie sehr wir danach lechzen, anderen Menschen zu vergeben. Seine Ex-Freundin schickte mir noch Monate nach ihrer Trennung lange E-Mails. Sie schrieb, dass sie ihn vermisste und wie gut er sei, und im nächsten Absatz, dass er ihr gesagt habe, sie nie geliebt zu haben, und dass sie zu dumm sei, um mit einem so klugen Menschen wie ihm zusammen zu sein.

Ich antworte weder auf E-Mails noch auf Textnachrichten. Ich habe ihn blockiert. Ich versuche, ihn aus meinem Leben zu streichen. Manchmal brauche ich einen Moment Zeit, um mich daran zu erinnern, dass ich einen Vater hatte. Dass ich einen Vater *habe*.

## Der Bruder

Mein Bruder war und ist für mich ein Fremder. Wir leben scheinbar auf der gleichen Erde, aber ich habe das Gefühl, dass wir uns irgendwie nie in der gleichen Realität begegnet sind. Der Schlaukopf, er hat mir immer imponiert. Englisch fiel ihm so leicht, Mathe war für ihn ein Kinderspiel. Er las viele Bücher, spielte aber auch sensationell viele Computerspiele (wir sollten hier festlegen, dass dies der wahre Gradmesser für Coolness ist). Ihm schien alles leicht zu fallen, zumindest *leichter* als mir, während ich mich ständig abmühte und nach diesen ganzen schweißtreibenden Mühen nichts vorzuweisen hatte. Natürlich äußerte sich meine Besessenheit von meinem Bruder in Form von Eifersucht und Neid, der ungesunden Besessenheit, ihn nachzuahmen, aber auch *alles*, was er tat, aktiv zu leugnen.

Ich weiß nicht, ob ich ihn als meinen Retter oder meinen Beschützer betrachtete. Wir verkehrten in verschiedenen Welten – Interessen, hatten aber auch verschiedene Arten von Bekanntschaften und Freundespersönlichkeiten. Abgesehen von der dünnen Wand zwischen unseren Zimmern und ein paar Witzen über Spiele oder Zeichentrickfilme verspürte ich keine besonderen Bindungen zu ihm. Er *war* einfach da. Und ich *war* auch einfach gerade dort.

Ich erinnere mich, wie er das Buch *Ten obcy (Dieser Fremde)*<sup>2</sup> gelesen hatte. Ich meine, ich weiß nicht, ob er es gelesen hat, oder ob es einfach bei ihm im Regal stand. Das wird sich jetzt komisch anhören, aber damals dachte ich, dass dieser *Fremde* eben mein Bruder sei. Irgendwie hat es einfach gepasst. Jakob stand mir nicht nahe, er war eben *dieser Fremde*. Ich gebe zu, das Buch nicht gelesen zu haben, daher weiß ich nicht, ob wir diese Metapher weiterverfolgen können. Irgendjemand? Irgendwas?

Er war kein Vertrauter. Er war auch nicht mein Problemlöser. Ich weiß, dass ich ihn sehr irritiert habe. Ich hatte kaum ein eigenes Leben, und meine introvertierte Natur erlaubte es mir nicht, allzu viele Leute kennenzulernen. Also saß ich in seinem Zimmer und kommentierte *alles*, was er tat. Wir prügeln uns um alles, was in 10 Meter Entfernung auftauchte. Manchmal hatte ich sogar während dieser Duelle diesen Flashback, dass ich nicht wusste, wofür ich kämpfte und wozu eigentlich. Ich betrachtete das als Sport, weil ihm an irgendetwas lag. Vielleicht brauchte ich nur *jemanden*, der mir Aufmerksamkeit schenkte? So wichtig zu sein, dass jemand mit mir um etwas kämpfen muss? Eine Konfliktseite zu sein? Dann würde man mich nicht übergehen.

Heute verstehe ich seine Verärgerung über mich, und ich bin ein wenig beeindruckt von seiner Fähigkeit, sich selbst zu beherrschen. Ich würde mich selbst aus jener Zeit hassen.

Wenn du das liest, dann möchte ich mich aufrichtig entschuldigen. Dein Bruder war ein sehr, sehr einsamer Junge.

---

2 *Ten obcy (Dieser Fremde)* – ein Jugendroman von Irena Jurgielewiczowa aus dem Jahr 1961, der viele Jahre lang Schullektüre war.

## Mutter

Meine Mutter bleibt eine unvollendete Gleichung, denn sie ist die einzige, zu der ich noch eine Beziehung habe. Gleichzeitig bin ich dankbar für die Jahre, in denen sie mir Fürsorge und Liebe entgegenbrachte, auch wenn ich diese Liebe viele Jahre lang nicht verstanden habe. Andererseits bin ich mit dem, was sie sagt und tut, oft nicht einverstanden. Ich weiß nicht, ob ich, wenn wir uns fremd wären, sie als Freundin haben wollte. Oh Shit, wie schwer ist es, solche Worte zu schreiben. Und dazu noch dafür, dass sie von anderen gelesen werden. Aber das ist die Wahrheit. Zumindest meine Wahrheit.

Beim Aufwachsen habe ich gesehen, auf wie wenig man sich in dieser Welt verlassen kann. Alles ändert sich, Freunde wandern aus, Beziehungen zerbrechen, die Regierungen enttäuschen uns, und Kriege brechen aus. Ich habe jedoch das ganz besondere Glück, dass meine Mutter wie immer bereit ist, mir zu helfen. Und ich übertreibe wirklich nicht, wenn ich *immer* sage.

Sie wird jede verrückte Idee unterstützen. Bei jeder Entscheidung wird sie ihre Meinung sagen, und selbst wenn wir nicht einer Meinung sind, wird sie sie trotzdem unterstützen. Sie wird einen Kontinent durchqueren, um mir bei einem weiteren meiner Zusammenbrüche zu helfen. Sie wird sich kümmern und mir nicht mitten in einer Pandemie vorwerfen, dass wir wieder zusammenwohnen und ich die Hälfte ihrer Wohnung belege. Wenn ich sie weinend, am Boden liegend anrufe und sage, dass das Leben mich wieder überfordert, schickt sie mich sofort zur Therapie und schreibt mir regelmäßig und fragt, ob alles in Ordnung sei. Das ist die Art von Mutter, die ich habe.

Und gleichzeitig muss ich ganz ehrlich sagen, dass ich mich während meiner gesamten Kindheit und im frühen Erwachsenenalter nicht geliebt gefühlt habe. Aber ich weiß nicht, ob es nicht daran lag, dass ich emotional nicht so weit entwickelt war? Man kümmerte sich um mich, das steht fest, aber ich fühlte mich nicht geliebt und verstanden. Vielleicht lag es an der Tatsache, dass wir unterschiedliche Liebessprachen haben?

Es mussten Jahre vergehen, bis ich ihre Fürsorge zu schätzen begann, die ich auch jetzt noch oft erst im Nachhinein verstehe.

## Die Schule – Bist du ein Homosapiens oder ein Heterosapiens?

Es ist lustig, wie viele Erinnerungen beim Schreiben dieses Textes auftauchen. In der Grundschule kamen Michał und Paweł in einer Pause zwischen den Mathe-Stunden kichernd auf dem Flur auf mich zu. Sie fragten mich, ob ich ein Homo oder Hetero sei? Diese Worte waren mir schon einmal zu Ohren gekommen, aber ich war noch ein Grundschulkind – ich konzentrierte mich nur auf Legosteine und Zeichentrickfilme auf Fox Kids.

Ich wollte nicht antworten, weil ich unbewusst wusste, dass das eine Fangfrage war. Ich hatte das Gefühl, dass jede Antwort als falsch empfunden werden

würde, aber inzwischen wartete ein Grüppchen von Leuten aus meiner Klasse auf meine Antwort.

Ich kannte Homosapiens aus dem Naturunterricht, also sage ich, ich bin ein Homo.

Alle brachen in Gelächter aus und zeigten mit dem Finger auf mich. Keiner konnte mir erklären, warum sie so sehr lachten, und erst nach einer Weile sagte mir jemand, dass Homos Leute sind, die, du weißt schon, mit anderen Typen zusammen sind.

Ich fing sofort an zu schreien: Nein! Ich bin normal, ich bin kein Homo! Ich bin normal!

### Naturprüfung<sup>3</sup>

Im Rahmen des integrierten Unterrichts<sup>4</sup> (wer hat sich diesen Namen ausgedacht?) in der Grundschule habe ich von der Naturprüfung gehört. Dass es sich um eine sehr wichtige Prüfung handelte und dass man sie gut bestehen musste, um in Zukunft einen guten Job zu bekommen. Panik. Kalte, haarige Panik.

Sie werden es wissen. Schließlich handelt es sich um eine Naturprüfung, um eine Prüfung der Natur. Sie werden erfahren, dass ich mich nicht für Mädchen interessiere. Man wird es mir ansehen. Ich bin nicht natürlich!

Ich habe das Thema gemieden. Ich hatte Angst vor dieser Naturprüfung. Wie viel Zeit bleibt mir noch, bevor alle davon erfahren? Nein, ich will nicht darüber nachdenken. Sobald jemand über diese Prüfung sprach, verließ ich sofort das Gespräch (körperlich oder mental) und versteckte mich.

Es musste viel Zeit vergehen, bis ich mitbekam, dass es sich um die Abiturprüfung handelte. Dass es nur eine weitere Wissensprüfung war. Diese Erleichterung. Diese Entspannung. Keiner wird es erfahren.

### Die Buchmesse

Im letzten Jahr der Grundschule (es war noch die sechsjährige) hatten wir im Polnischunterricht ein cooles Ereignis: Die Lehrerin erlaubte uns, selbst das Buch auszusuchen, das wir als Nächstes besprechen würden. Jeder musste eine kurze Präsentation über sein Lieblingsbuch vorbereiten, und dann sollten wir auf der

---

3 «Naturprüfung» («egzamin naturalny») – eine verdrehte Bezeichnung für die «Maturaprüfung» (also die Abiturprüfung – egzamin maturalny), eine Reihe von Prüfungen am Ende der polnischen Sekundarschule. Ihr Ergebnis ist wichtig, da es von der erreichten Punktzahl abhängt, bei welchen Studiengängen an öffentlichen Universitäten man sich bewerben kann.

4 Integrierter Unterricht – der Begriff «integrierter Unterricht» bezeichnet die Form des Unterrichts in den ersten drei Klassen der Grundschule in Polen (für Kinder im Alter von 7 bis 10 Jahren): Anstelle von streng getrennten Fächern werden die Themen miteinander kombiniert, außerdem werden die Kinder im Allgemeinen von einer Person unterrichtet und nicht von mehreren Fachlehrern.

Grundlage einer anonymen Mehrheitsabstimmung das Buch auswählen, das wir alle lesen würden.

Manchmal denke ich gern darüber nach, welche Gedankenprozesse in unseren Köpfen stattfanden.

Es war eine Privatschule und wir waren nur 13 Schüler in der Klasse. Ich würde meine Hand nicht dafür ins Feuer legen, aber ich glaube, das Verhältnis zwischen Mädchen und Jungen war ungefähr gleich.

Wie auch immer – der Tag unserer Buchmesse war gekommen und eine der Schülerinnen, Marta, stellte ihr Buch *Dziewczyny się zakochują* (*Verliebte Girls*)<sup>5</sup> vor (ich weiß nicht, ob ich je ein so hässliches Cover gesehen hatte). Eine Position, die als ein Buch für Mädchen über Mädchen beworben wurde. Und natürlich über die Liebe.

Angesichts anderer hochtrabender Bücher haben die meisten Jungs, sei es als Scherz oder vielleicht auch nur in einer natürlichen Anwandlung von Neugierde oder Grenzüberschreitung, für dieses Buch gestimmt.

Was habe ich mir dabei gedacht? Ich wollte sehen, was es mit dieser Liebe auf sich hat. Wie Mädchen leben. Ich wollte dieses Buch und diese Welt kennenlernen, und eine bessere Gelegenheit würde sich doch schließlich nie bieten! Wenn mich jemand bei der Lektüre von *Dziewczyny się zakochują* erwischen würde, hätte er mich für sonderbar und verweichlicht gehalten, aber jetzt hatte ich ein schlagendes Argument – ich *musste* es lesen. Ein Argument, das ich in der Buchhandlung zehn Mal wiederholte, um sicher zu gehen, dass die Dame *ganz sicher weiß*, dass ich ein *normaler* Junge bin.

Ich war so froh, dass ich das Buch lesen konnte, ohne um das Urteil der anderen fürchten zu müssen. Ich habe mich in meinem Zimmer eingeschlossen und die ganze Geschichte aufgesogen wie niemals zuvor. Ich war kein besonders buchaffiner Typ, deshalb war es für mich tatsächlich ein Schock. Ich habe es so schnell ausgelesen, dass Marta, als ich am Tag der Buchbesprechung in die Schule kam, mich fragte:

«Und wie fandst du das Ende?»

«Großartig!», antwortete ich wahrscheinlich mehr aus Reflex, als dass ich darüber nachgedacht hätte. Endlich hatte ich ein Buch über *wahre* Liebe gefunden, und ich konnte mein Erstaunen darüber nicht verbergen, dass die Autorin noch keinen Nobelpreis gewonnen hatte. Es war der brillianteste Roman dieses Jahrhunderts! So sensationell, dass das Ende für mich etwas unverständlich war.

«Und hat dir das Motiv gefallen?»

Welches Motiv? Sie meinte wohl das Liebesmotiv, aber das ganze Buch handelte doch davon, also... was meinte sie wohl? Dann kam eine andere Freundin vorbei und piepste:

5 «Verliebte Girls» – im Original «Girls in Love», ein Buch für Teenager von Jacqueline Nelson aus dem Jahr 1997.

«Oh Gott, ja! Das Motiv, dass er schwul ist!»

DASS WAS? DASS WIE?! DASS WHAT?!

War da ein Schwuler?!

Und ich? *ICH* habe ihn nicht bemerkt?

Ich schlage das Buch auf und überprüfe das zusammen mit Marta. Tatsache. Tatsächlich entpuppt sich das Hauptobjekt der Begierde am Ende als schwul. Zwar wird das nur sehr dezent erwähnt, weil sie nur Händchen gehalten haben, aber immerhin. Das war es. Da ist es. Es steht *auf dem Papier*.

Wie auf glühenden Kohlen sitzend wartete ich, bis wir das Buch besprechen und auf diesen Punkt zu sprechen kommen würden. Bis zum letzten Tropfen, bis zur letzten Sekunde wartete ich darauf, bis die Polnischlehrerin zu diesem Punkt kommt. Sie kommt zur abschließenden Zusammenfassung, und ich kriege kein Wort heraus. Wir haben es noch nicht erwähnt! Keiner hatte ein Wort über den EINZIGEN wichtigen Moment gesagt. Für mich war er auch wichtig, und es war der erste Moment, in dem ich Schwulen in der Literatur begegnet bin!

Heute bin vielleicht auch ich nicht mehr darüber überrascht. War es zu kontrovers für jene Zeit? Oder hatte die Lehrerin das Buch vielleicht gar nicht gelesen und wusste es deshalb nicht? Trotzdem finde ich es interessant, dass selbst an einer Privatschule, die viel Geld kostete, das Thema nie zur Sprache kam. Und wenn selbst eine solche softe Version wie «Händchenhalten» für die Lehrerin unbequem war, welche wäre dann die richtige gewesen?

### «Zakaz pedałowania» («Rumschwulen verboten»)

Das war das Ereignis, das mein Leben ein wenig auf den Kopf gestellt hatte. Es war in der dritten oder zweiten Mittelschulklasse. Eine Mittelschule der Salesianer, geleitet von Priestern. Hier begann ich zum ersten Mal, Gott in Frage zu stellen.

Es gab dort den einzigen Sportlehrer, der dafür sorgte, dass ich den Unterricht nicht hasste. Ich weiß nicht, ob er die Minderwertigkeitskomplexe bewusst wahrgenommen hat, mit denen ein beliebter Junge in der Pubertät zu kämpfen hat, aber er hat sie gesehen und verstanden. Er war der einzige Sportlehrer, der mich nicht motivierte, indem er mir sagte, wie dick ich sei und dass Frauen Muskelpakete bevorzugten. Er ließ mich um das Spielfeld laufen, während andere Fußball spielten. Ein absolut phantastischer Mensch. Meine Oscar-Nominierung für Lehrer.

Fußball kam mir immer zu brutal und aggressiv vor. Zu männlich. Als langsam bewusster werdender Schwuler wusste ich auch, dass ich mich *nicht dafür interessieren sollte*, also habe ich es auch nicht versucht.

Lustigerweise habe ich, vielleicht war das auch vorhersehbar, einen besonderen Fetisch für Fußballspieler entwickelt. Bis heute kommen sie mir in ihren Outfits und ihren seltsamen Fußballerschuh extrem männlich vor. Seit Jahren versuche ich, diesen Blick zu verlernen. Aber zurück zur Schule.

Eines Tages war an der Innenseite unserer Garderobentür ein Aufkleber angebracht. Es war so ein «klassischer» Aufkleber mit «*Zakaz pedałowania*»

(«Rumschwulen verboten»). Ich erinnere mich, dass ich sehr überrascht war. Ich wusste nicht so recht, was mit «pedałowanie»<sup>6</sup> gemeint war, und es sah nicht ganz wie Fahrradfahren aus. Irgendwie spürte ich unterbewusst, dass das Wort das bedeutete, was ich dachte, aber so lange *dieses* Wort nicht ausgesprochen wurde, war ich nicht überzeugt. Mein Körper erstarrte. Schwul.

Ich habe mich nicht als Teil der Schule gefühlt, aber ich wurde auch nirgendwo ausgeschlossen. Dann wurde mir klar, dass meine Sexualität für andere Menschen ein konkretes Problem darstellen könnte.

Ich selbst hatte keine feste Einstellung zu meiner Sexualität. Oder zumindest hatte ich das bis zu diesem Moment nicht.

Die Jungs applaudierten und lachten, oh nein, sie wollten hier keine Schwuchteln haben!

Es mag albern klingen, wenn ich sage, dass ich mich genau daran erinnere, was damals in mir vorging. Aber bestimmte Gefühle vergisst man einfach nicht. Ich faltete mich in meinem Inneren zusammen, wie ein Origami, ich faltete mich zusammen, wurde kleiner. Ich verschwand.

Und dann nahm ich überhaupt keinen Raum mehr ein. Ich war kein Körper in der Umkleidekabine. Physisch spürte ich die Geburt von etwas Neuem in meinem Körper. Etwas, das den Platz nicht mit etwas anderem teilen wollte. In diesem Moment lernte ich die Angst kennen.

Früher hatte ich Angst vor meinen Eltern oder dem gruseligen Monster im Film. Aber jetzt hatte ich das Gefühl, dass dieses Monster keinen körperlichen Rahmen hatte. Es war allumfassend, körperlos. Und das Schlimmste war..., dass es das *wusste*. Es wusste, dass es mir ins Gesicht geschrieben stand, und es *wusste* das.

Als Herr O. (der Sportlehrer) den Aufkleber sah, wurde er so rot, wie ich ihn noch nie in meinem Leben gesehen hatte. Er war so wütend, wie es nur Menschen werden, die *nie* wütend werden. Er brüllte wie ein Löwe. Er kochte vor Empörung. Wenn es möglich gewesen wäre, hätte es wahrscheinlich aus seinen Ohren geraucht.

«WER HAT DAS GETAN?»

Wir schwiegen, und tief in meinem Innern dankte ich der Welt, dass jemand mir nicht verbietet, zu existieren.

Als er hinausgegangen war, kicherten die Jungs, dass er wahrscheinlich auch schwul sei. Nein. Dass er eine *Schwuchtel* sei.

Bis ich angefangen habe, diesen Teil zu schreiben, war mir nicht bewusst, wie wichtig diese Erfahrung für mich war. Wie wichtig das Verhalten von Herrn O. für mich war. Aufgrund meiner *uncoolen* Situation zu Hause sah ich die Schule nicht als ein weiteres Schlachtfeld an. Die Schule war langweilig und schwierig, aber sie war nicht bedrohlich.

Nun begriff ich, dass das Schlimmste, was einem passieren konnte, schwul zu sein war.

6 «Rumschwulen verboten»/«Pedalverbot» – siehe Fußnote 1 in «Marcins Tagebuch».

## Jesus hatte auch lange Haare

Wir sind wieder an der Salesianer-Mittelschule, einem Ort, der wirklich von Gott verlassen war. Ein Korridor ist frisch gestrichen, weil jemand nachts eingebrochen ist und eine beleidigende Inschrift aufgesprüht hat. «Wie lautet die Aufschrift?» frage ich mehrere Leute. Ich brauche einen halben Tag, um dahinterzukommen.

Den Priestern gefiel es nicht, dass einige Schüler lange Haare hatten. Natürlich nur die *männlichen* Schüler, denn wie jeder weiß, darf ein *echter Mann* keine langen Haare tragen. Daher wurde eine offizielle Aufforderung an die Eltern gerichtet, dass alle Jungen ihr Haar kurz zu tragen hätten, wie es sich für einen Mann gehöre. Die Schrift an der Wand lautete «Jesus hatte auch lange Haare».

## Das Innere und die Kultur – Das Zelt

Das erste Mal, dass ich spürte, dass etwas «nicht stimmt», war zu Beginn der Grundschulzeit. Ein neuer Junge zog in unsere Wohnsiedlung ein, und mit ihm kam eine Aura von Geheimnis und Aufregung. Denn wie konnte man ein Leben außerhalb des Lebens haben, das ich hier hatte? In dieser kleinen Siedlung, wo es buchstäblich nur zwei Kinder gab – mich und meinen Bruder.

Ich erinnere mich noch, dass mir damals der Gedanke kam, dass er hübsch war. Dieses Gesicht, dieses Haar, ach. Das hatte ich noch nie für einen echten Menschen empfunden. In der Regel waren es Zeichentrickfiguren oder Bücherhelden.

Wir hatten ein Zelt vor unserem Haus aufgebaut, eine dieser kindischen Kreationen in unsinnigen Neonfarben. Eine schwache Röhrenkonstruktion, die mit Steinen an den Rändern beschwert werden musste, damit sie nicht wegflieg. In jener Zeit war es mein Unterhaltungszentrum, also wollte ich zeigen, *wie wir hier spielen*. Wir passten kaum sitzend hinein, dabei waren wir gerade mal 8–9 Jahre alt.

Denn die Heteronorm ist natürlich das Rollenspiel. Na ja, und ich wünschte mir sehr, dass er den Vater spielt, während ich, *Hahaha Hihihhi, wie lustig*, die Mutter spielen würde. Du weißt schon, so *ironisch* und *um des Späßes willen*.

Ich begründete meine Entscheidung oft mit Feststellungen wie «Ha ha ha, es gibt ja keine andere Wahl». Ich war auf der Suche nach einer systemischen Lösung für mein Bedürfnis, zum weiblichen Teil der Heteronorm zu gehören. Oder vielleicht nur zum nicht-männlichen Teil der Heteronorm?

Er hatte sich erschrocken. Ich weiß nicht, ob ich übertrieben hatte oder so? Ich erinnere mich, dass ich ihn küssen wollte, von ihm geküsst werden wollte. Ich wollte, dass es nur dieses Zelt und uns gibt. Für immer.

## Kein-Mann-Sein

Ich habe nie ein Gefühl der Erfüllung im männlichen Teil der Hetero-Gleichung verspürt. Es mag ein bisschen extrem klingen, aber in meiner Pubertät gab es keinen Moment, in dem ich auch nur eine Sekunde lang mich wie ein Mann fühlte, den meine Kultur und Gesellschaft kreierte.

Ich habe immer eine Dissonanz während der Begegnung mit der Hetero-Kultur gespürt, aber ebenso, was für mich überraschend war, wenn ich mit der Homo-Kultur in Berührung kam. Ich werde es sofort erklären.

## Anime – Seme und Uke

Einen großen Einfluss hatten auf mich japanischen Animes und Mangas, in denen Homo-/Trans-Themen freier diskutiert wurden, obwohl sie immer noch unter dem wachsamen Auge des Patriarchats und der konservativen Rollenverteilung standen. Tatsächlich war es für mich eines der wenigen, wenn nicht sogar das einzige Fenster in die Welt der Schwulen. Die Pornografie zähle ich nicht mit – ich spreche generell von Geschichten, in denen eingeschlechtliche Paare ohne sexuellen Kontext auftraten. In japanischen Schwulengeschichten gibt es eine dichotome Trennung zwischen *Seme* und *Uke*.

**Seme** ist eine klassische Kopie unseres wohlbekannten Heterosexuellen. Meistens ist er sich noch gar nicht bewusst, dass er sich von Männern angezogen fühlt. Er ist (immer) muskulös, (immer) groß, (immer) reich, (immer) gutaussehend und – was für meine Überlegungen am wichtigsten ist – IMMER TOXISCH.

Ich habe schwule Anime (Yaoi – also mit Sex, Shounen-ai – ohne Sex) in mich aufgesogen, und leider waren gerade diese Vorbilder bis zum Lyzeum mein einziger Kontakt mit der Homo-Kultur. Meine Definition eines maskulinen Mannes beinhaltete also nur toxische Definitionen – Kälte, Distanz, Ablehnung von Gefühlen, eine ständig geile Sexmaschine sein, dominante Persönlichkeit, die immer bekam, was sie wollte, Vergegenständlichung, der Kult des muskulösen Körpers. Kurz gesagt – ich bekam die Heteronorm auf einem Teller serviert.

**Uke** ist der passive Teil des schwulen Duos (weil natürlich die einzig mögliche Beziehung dominant/unterwürfig ist). Er ist ein zarter kleiner Junge mit einer künstlerischen Begabung, einem flaumweichen Bauchnabel, ein Gänseblümchen mit perfekter Gesichtshaut und einem Funkeln in den Augen. Wenn wir noch eine traumatische Vergangenheit hinzufügen, ist unser Uke fertig. Um seine Offensichtlichkeit zu vervollständigen, muss er sich nur noch, *ohne jeglichen Grund*, in den Seme, der ihm begegnet, verlieben.

Vielleicht wäre das alles nicht so schlimm, wenn die Beziehungen, die dort kreiert werden, nicht so toxisch wären. Kein einvernehmlicher Sex, emotionale Manipulation, Untreue (weil Seme als echter Mann natürlich eine Frau/Freundin hat), mangelnde Dialogfähigkeit, Lösung von Problemen durch Sex oder Gewalt statt durch Gespräche. Die allgemeine Zugänglichkeit einer solchen Botschaft führte dazu, dass mein kleines Gehirn diese Absurditäten nicht nur als normal, sondern als wünschenswert wahrnahm. Also wurde ich ignoriert und wie ein Sexspielzeug behandelt. Ich glaubte, dass ich mich (ught!) einem Mann hingeben musste, damit er mich so akzeptiert, wie ich war. Ich ging davon aus, dass Sex beim ersten Date nichts Ungewöhnliches ist und dass Sex erst beim zweiten oder dritten Date etwas Unnatürliches ist. Ich war in der Lage, Demütigung, Ignoranz, Anschreien und Manipulation nicht nur zu akzeptieren, sondern zu suchen.

Das Einzige, was ich nicht in der Lage war zu akzeptieren, war die Achtung meiner Bedürfnisse und Grenzen. Dann verließ ich sie aus Langeweile.

Ich konnte mich weder mit Seme noch mit Uke identifizieren. Sie waren beide zu perfekt, jeder hatte meistens auch eine traumatische Vergangenheit (Vergewaltigung, Schläge und Selbstmordversuche waren Konstruktionspfeiler jeder Figur). Bei mir war es nicht gerade rosig gewesen, aber zu solchen Ereignissen war es nicht gekommen. Ich war nicht traumatisiert genug, um mich mit diesen Figuren zu identifizieren, und die schönen Körper auf der Leinwand passten nicht zu meinem Übergewicht; Ukes künstlerische Fähigkeiten passten nicht zu meinen Kritzeleien an den Hefträndern. Ich fühlte mich als Schwuler nicht schwul.

Denn wenn das die Definition von schwul ist und ich nicht in diese Definition passe, was bin ich dann?

## Nichtsein

Meine Mutter sagte mir einmal, sie sei sehr stolz darauf, dass ich nicht tunte sei. Das war offensichtlich als Kompliment gemeint, und in jener Phase des Aufwachens war es das auch, obwohl es sehr beunruhigend ist, dass es selbst inmitten von LGBTQ+ eine Menge Vorurteile und sofortige Bewertungen gibt. Man sollte meinen, dass dies einer der sicheren Schutzräume sein sollte.

Es gibt eine Art Stolz in der schwulen Kultur, wenn man als heterosexuell gilt. Oder anders ausgedrückt – wenn man als jemand angesehen wird, der nicht schwul aussieht. Unbewusst überzeugen wir uns wahrscheinlich ständig gegenseitig davon, dass Schwulsein etwas ist, das versteckt werden sollte. Wie oft war ich selbst froh, nicht für schwul gehalten zu werden – sei es beruflich (schließlich habe ich in der Kindererziehung gearbeitet, und da gibt es Unmengen von Beweisen für die Abneigung der Gesellschaft gegen solche Dinge), semiprofessionell (meine Chefin sagte, sie schäme sich nicht, mich vorzustellen), weil ich nicht wie *ein kleiner Schwuler* aussehe), oder auch privat (wenn ich durch die Stadt gehe, verspüre ich ein geringeres Risiko, dass ich von einem betrunkenen Proll im Jogginganzug angegriffen werde).

Ohne Stolz muss ich zugeben, dass mir das Nichtentdecktwerden zwar etwas Lebenskomfort und die Möglichkeit gibt, nicht durch das Prisma gesellschaftlicher Erwartungen wahrgenommen zu werden, aber wenn ich als Schwuler entdeckt werde, habe ich das Gefühl, das Spiel schlecht gespielt zu haben. Es wird so viel über Selbstliebe, Akzeptanz und Toleranz geredet, und ich zerbreche mir abends den Kopf darüber, was ich hätte anders sagen können, damit man mir *das* nicht ansieht? Manche Leute haben das starke Bedürfnis, sich damit zu brüsten, sie hätten es *von Anfang an gewusst*, dass ich schwul bin, und ich weiß nie, ob ich das als Prahlerei oder als Herausforderung auffassen soll. Vielleicht geht es nicht um den Inhalt selbst, sondern um die Art und Weise, wie sie es sagen. Es ist, als ob sie sich überlegen fühlen, weil ich sie mit meinem Verhalten nicht getäuscht habe (was wahrscheinlich stimmt, denn unterbewusst will ich mein Schwulsein 24 Stunden/7 Tage verbergen).

Ich glaube, ich verliere hier den Faden. Es ärgert mich, dass ich mich verstecke, aber kann das jemand verstehen, dass ich mich verstecke? Gibt es einen guten Ausweg aus dieser Situation?

Ich mochte Frauensachen, oder zumindest sah ich sie mir gerne an. Sie haben mich neugierig gemacht. Mein Unterbewusstsein hat mich jedoch gelehrt, meine Neugierde von meinem Körper zu trennen – ich bewunderte sie, hatte aber das Gefühl, dass sie nichts für mich sind. Ich war neugierig, aber ich akzeptierte die Fensterscheibe, die die Kultur mir hinstellte. Ich selbst passte auch sehr auf, dass diese Fensterscheibe sich, Gott bewahre, nicht bewegte. Ich liebe es weiterhin, Frauen anzuschauen und ihre Kleidung zu schätzen, aber ich erlaube mir zum Beispiel nicht, Frauenkleidung zu tragen. Ich weiß nicht, wie viel davon auf meinen Sinn für Ästhetik zurückzuführen ist und wie viel auf die Angst, gesehen zu werden, auf die Angst, schwul zu sein.

Viele Jahre stießen mich Transsexuelle und Menschen, die *Gender-Bending* betrieben, ab, aber jetzt weiß ich, dass es der Neid auf ihre Stärke und ihren Mut war. Ich wäre nicht in der Lage gewesen, mich in etwas so Aufsehererregendes zu kleiden, ohne in Grund und Boden zu versinken. Sie aber hatten sich trotz all dieser Gefahren entschieden, sie selbst zu sein. Wenn das kein echter Mut ist, dann weiß ich nicht, was das sein sollte.

### **So einer? Also was für einer?**

Wenn also nicht dieser Rahmen, welcher dann? Der Eintritt von LGBTQ+ in den Mainstream hat es ermöglicht, dass neue Versionen von Schwulsein auf Netflix oder Youtube (jetzt auch auf Tik-Tok) auftauchen. Dennoch liegt es auf der Hand, dass die Darstellung unserer Community in den Medien sehr weit von der Realität entfernt ist. Dass schwule Männer von der Mode fasziniert sind, ist eine Tatsache, wenn auch nur selektiv und einschränkend. Genau wie normale Menschen haben wir LGBTQ+-Vertreter in jeder Branche, auf jeder Karrierestufe, mit jedem Körperbau, jedem Alter und jedem Pass.

Ich habe spät erkannt, dass schwule Männer nicht nur schöne Männer zwischen 20 und 30 sind (natürlich die Passiven, fein gebauten und kleinen, und die Aktiven, großen, muskulösen), sondern buchstäblich *jeder*, den man am Flughafen, im Einkaufszentrum oder im Späti um die Ecke sieht. Wie denn sonst?

Wir sprechen oft über den Gaydar, die fiktive Maschine in unserem Gehirn, die uns sagt, wer homosexuell ist und wer nicht. Und mein Gaydar war absolut brillant geschult, ich konnte einen Schwulen in 0,5 Sekunden erkennen, aber nur nach dem Rezept, das die Mainstream-Medien lieferten. Wenn jemand kein Mode-Schwuler ist, dann kann er meiner Meinung nach auch nicht schwul sein. Ein schwuler Sportler? Unmöglich. Ein schwuler Mann, der nicht in Clubs geht? Eine Abstraktion!

Ein paar Jahre auf Dating-Apps haben mir die klare Antwort gegeben, dass Schwule überall sind. Es ist der CEO eines Unternehmens, es ist der Landwirt, der Tanzlehrer, der Programmierer, der Priester (wer es weiß, der weiß es), es ist der LKW-Fahrer, aber auch unser bunter Mainstream-Gay-Fashionista.

Chimamanda Ngozi Adichie erklärte in ihrem Vortrag *The Danger of a Single Story*: «Das Problem mit Stereotypen besteht nicht darin, dass sie unwahr sind, sondern dass sie unvollständig sind. Sie machen aus einer Geschichte die einzige Geschichte». Der Vortrag bezog sich zwar auf rassistische Vorurteile und Narrative, aber es ist schwer, ihn nicht auf unsere schwule Kultur zu übertragen.

Ich bin der festen Überzeugung, dass das Problem, das es zu bekämpfen gilt, die Vorstellung ist, dass es nur eine Art des Schwulen gibt – den vegetarischen Radfahrer aus Warschau. Aus offensichtlichen Gründen wurde nur er uns vorgestellt, aber ich denke, jetzt könnten wir etwas dagegen tun. Jeder weitere Schwule, der sich seinen heterosexuellen Freunden zeigt, ist ein Überbau für die einzige Geschichte, die wir über schwule Menschen haben. Jedes Coming-out ist wichtig. Sie alle bauen auf den Mythos des Radfahrers etwas Weiteres auf.

Wir haben Facebook, Tumblr, Tik-Tok, Instagram, Snapchat, und es wird immer einfacher, über Sexualität zu sprechen. Es ist ein wundervolles Gefühl, wenn ich auf Youtube gehe und sehe, dass meine Liste der vorgeschlagenen Videos voll von Autoren ist, die LGBTQ+-Themen frei in ihren Content einbauen. Vielleicht werde ich noch in diesem Leben die volle Akzeptanz erleben? Oder ist es vielleicht nur meine Bubble aus meinem Bekanntenkreis? Vielleicht ist diese Bubble gar nicht so groß, wie ich denke?

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass viele Roman- und Drehbuchautoren immer noch nicht begriffen haben, dass queere Liebe nicht als Märtyrerliebe dargestellt werden muss. Und obwohl es stimmt, dass diese Liebe sehr oft anders und schwierig ist, habe ich nach Jahren eine Ein-Mann-Revolution gegen das Martyrium angezettelt.

## Öffentliche Akzeptanz der qualvollen Liebe

Viele haben bereits darüber geschrieben, dass unsere Gesellschaft es liebt, gequälte Künstler, missverstandene Genies und aufopferungsvolle Liebe zu idealisieren. Und vor ein paar Jahren hätte ich sagen können, dass die schwule Liebe tatsächlich so aussieht. Dass wir von überall her von einem Mangel an sozialem Verständnis umgeben sind. Dass Filme wie *Brokeback Mountain* eine Meisterleistung in der Darstellung komplizierter Liebe waren, dass diese Filme notwendig waren, um die vielen Probleme zu veranschaulichen, die es gab. Gleichzeitig verspürte ich aber immer einen Widerspruch, weil es **keine Filme mit Schwulen in der Hauptrolle und mit einem Happy End** gab.

Nun verstehe ich nicht, warum die klassische Rollenaufteilung in *Seme* und *Uke*, wie in den Filmen *Call Me by Your Name* oder *Płynące wieżowce* (*Schwimmende Wolkenkratzer*)<sup>7</sup>, immer noch so lebendig ist. Überall gibt es nur diese verdammten Tragödien, zerbrechenden Beziehungen, Selbstmorde. *Płynące wieżowce* hat mich

7 *Płynące wieżowce* (Schwimmende Wolkenkratzer) – polnischer Spielfilm von Tomasz Wasilewski aus dem Jahr 2003, der die schwierige Beziehung eines verliebten Schwimmers zu seiner Mutter und seiner Verlobten thematisiert.

sehr wütend gemacht, weil es einer der wenigen Filme über Schwule war, die in die Kinos kamen und mit dem tragischen (ein Schock!) Tod (rate mal, von wem) eines Schwulen endeten.

Sind das nicht die Realitäten von LGBTQ+-Menschen? Das sind sie schon. Aber meine Frage lautet: Warum sind das unsere *einzig*en Realitäten?

Der Wandel vollzieht sich langsam, weil sich die positiven Geschichten langsam anhäufen: *Modern Family* macht (zu ⅓) eine Serie über eine Schwulenbeziehung, *Grace & Frankie* ist eine Produktion, die als Handlungsachse den Moment gewählt hat, in dem zwei Ehemänner ihre Frauen verlassen, um ein offiziell gleichgeschlechtliches Paar zu werden. Wichtig ist auch einer der wenigen Kinofilme – *Love, Simon* – mit der Hauptfigur eines Teenagers, der seine Sexualität zu entdecken beginnt (obwohl hier natürlich die Dramatik ihren Höhepunkt erreicht, wenn sein Objekt der Zuneigung Angst hat, sich vor der Schule zu outen).

Ich warte auch immer noch auf die erste LGBTQ+-Figur in einem Film von Disney, Dreamworks oder Pixar. Natürlich gibt es Nebenfiguren, die (in nur einem Satz) ihre Orientierung andeuten, aber in vielen Ländern (darunter in Polen) werden diese Passagen zensiert oder entfernt, bevor sie in die Kinos kommen. Es ist also irgendwie noch nicht da.

LGBTQ+ haben nur ein Anrecht auf kleine Kurzfilme – *Out* oder *In a Heartbeat*, was deutlich macht, dass es weiterhin ein Nischenthema ist. Wir werden noch lange auf den ersten Zeichentrickfilm mit einer LGBTQ+-Hauptfigur warten müssen.

Ganz zu schweigen von der komplizierten Beziehung, die Filmemacher zur Queer-Kultur haben – nicht-heteronormative Züge werden schon seit Jahren nur den Antagonisten zugeschrieben. Ein berühmtes Beispiel ist die Verwendung einer Drag Queen als Modell für die böse Hexe in *Die kleine Meerjungfrau*. Disney (und seinesgleichen) haben nicht nur im Laufe der Jahre negative Blicke über queere Menschen entwickelt, sondern haben nun auch Angst, dies in irgendeiner Weise zu verhindern.

Disneys erste Berührung mit offen lebenden LGBTQ+-Menschen beginnt 2014 in *Meine Schwester Charlie*, einer Live-Action-Serie, bei der in der vorletzten Folge zwei Mütter mit ihrem Kind gezeigt werden (weil man sich erst am Ende trauen kann). Natürlich nur für eine Sekunde, nur als Hintergrund, damit die Hauptfiguren unangetastet bleiben.

Der erste schwule Kuss in Disney-Zeichentrickfilmen erschien im Zeichentrickfilm (weil Live-Action wahrscheinlich ein zu großer Schritt ist) *Star vs. the Forces of Evil* im Jahr 2017. Ja. Vor 3 Jahren. Natürlich nur für eine Sekunde, nur als Hintergrund, damit die Hauptfiguren unangetastet bleiben.

Es löste aber sowieso einen Sturm im Internet aus, wo die Organisation *One Million Moms* (bekannt für den Boykott der Werbung für gleichgeschlechtliche Hochzeiten auf Hallmark) gegen die Folge protestierte, da sie die Menschen zu Sünden verleiten würde.

Ende 2017 haben wir aber auch die erste Figur der Live-Action-Teenie-Serie *Andi Mack* – einem Jungen, der entdeckt, dass er schwul ist. Es kommt jedoch zu

keinem Kuss, und die ganze Geschichte wird nach der zweiten Folge abgebrochen. Doch es ist schon ein gewisser Fortschritt.

Auf unserem lokalen Verlagsmarkt sollte das kürzlich erschienene Buch *Red, White & Royal Blue* ein Hoffnungsschimmer sein, das als lustige, mutige Geschichte zweier Söhne von Staatsoberhäuptern bedeutender Länder – der USA und Englands – beworben wurde.

In dieser Geschichte geht es um eine geschiedene Frau mit zwei Kindern, die eine nicht formalisierte Beziehung mit einem anderen Mann hat... und sie ist die Präsidentin der USA. Die Präsidentin ist die Ex-Frau eines Mexikaners (was äußerst vielsagend ist), und das alles passt perfekt in die Welt dieser Erzählung. Alles ist OK.

Bei einer solchen (machen wir uns nichts vor) Phantasie des Schriftstellers ist es ein Wunder, dass zwei schwule Männer dennoch als etwas gelten, das die Gesellschaft nicht mehr akzeptieren kann. Das führt natürlich dazu, dass die Beziehung verschleiert wird und zu einem klassischen Plot in Drehbüchern von Queer-Produktionen, d.h. *sie dürfen es nicht herausfinden*, was wiederum zu den unvermeidlichen Dramen und Missverständnissen führt.

Ich kann und will keine Zeit mit solchen Geschichten verbringen. Das ist so, als ob jemand ein Fantasy-Buch mit Drachen, Magie, Schlössern und der ganzen Infrastruktur schreiben würde, aber trotzdem noch keiner Schuhe erfunden hätte. So funktioniert das verdammt noch mal nicht.

Ich leugne die Tatsache der sozialen Unterdrückung nicht. Im Gegenteil – jeden Tag entdecke ich neue Methoden, mit denen die soziale Unterdrückung das Leben eines jeden von uns beeinflusst. Wie Scham und «es ist besser, das Schicksal nicht herauszufordern» uns lähmen, uns die Lust und die Kraft rauben können – das habe ich erlebt. Ich weiß, wie das sein kann.

Gleichzeitig verstehe ich umso weniger, warum es dieses Vakuum an glücklichen Geschichten gibt. Wohin entkommen den Autoren all die lustigen Momente, die wir erleben können, von denen wir wissen, dass sie vorkommen? Wenn LGBTQ+ Menschen sagen, dass Liebe in jeder Form schön ist, warum sind dann die Filme über uns nur eine Ansammlung von Tragödien und Unterdrückung?

Wo sollten wir nach den Vorbildern der Liebe suchen, die wir anstreben? Woher sollen wir wissen, wie unsere Beziehungen aussehen könnten? Wie wir nicht in die Falle der Toxizität tappen, nicht depressiv werden sollten, wie wir nach Lösungen suchen sollten, wenn unsere Protagonisten Selbstmord begehen, das andere Geschlecht heiraten, flüchten oder wenn ihre Geschichten einfach von der Haupthandlungsachse weggedrängt werden und oft ungelöst bleiben?

### **Der Moment des Outings oder dessen Fehlen: Bist du eine geoutete Person?**

Wahrscheinlich hatten viele Leute schon vorher einen Verdacht, aber das Thema wurde nicht angesprochen, und ich hatte auch nicht den Druck, etwas zu sagen. Vor meinen Nächsten – meinem Bruder und meinem Nachbarn Krzysiek –, vor ihnen wollte ich es tun, aber ich bin nicht der mutige Typ. Ich habe ihnen gegenüber erwähnt, dass ich Yaoi (schwule Anime) schaue und oft Andeutungen

über schwule Themen in Filmen gemacht, aber ich habe nie etwas direkt gesagt. Ich hatte den tiefen Wunsch, darüber zu sprechen, es jemandem zu sagen. Die Leute im Internet waren nicht genug. Ich brauchte einen echten Menschen.

Einmal, ich weiß nicht mehr genau, wann, fragte mich mein Bruder: «Bist du... ».

Diese drei Punkte bringen mich immer noch um. Irgendwie tut es immer noch weh. Keiner von uns wollte auch nur das Wort «schwul» aussprechen. Schon das Aussprechen von «schwul» war gefährlich.

Ich tat so, als hätte ich es nicht gehört. Und ich hatte es, oh mein Gott, so *sehr* gehört.

Ich habe mich oft gefragt, wie mein, oder vielleicht anders ausgedrückt, wie unser Leben verlaufen wäre, wenn einer von uns in diesem Moment etwas mutiger gewesen wäre. Wenn wir nicht so eine lähmende Angst davor gehabt hätten.

Der eigentliche Wendepunkt war das Lyzeum. Hier fand ich meine damals beste Freundin, wir redeten über Jungs und tauschten Internet-Memes aus.

Ich bin immer noch verblüfft über die Wahl der zweiten Person, der ich es gesagt habe. Warum fiel die Wahl ausgerechnet auf Zuza? Objektiv betrachtet war sie wunderschön – gute Proportionen, ein wohlherzogener Charakter, eine freundliche Einstellung. Sie war mein erster innerer Konflikt, denn wie kann eine so hübsche, nette Person wie sie denken, dass sie dumm, hässlich und arm sei? Vielleicht war es genau das? Vielleicht war sie ebenso verloren, ebenso unerwünscht wie ich?

Es war eine Party bei Gott weiß wem, Gott weiß wo. Ein Lagerhaus, das zu einem Ort für Skateboarder umgebaut worden war. Wir konnten uns beide in der Menge und der Partystimmung nicht zurechtfinden, also gingen wir in der Hektik des Abends spazieren und landeten... in einem Sushi-Laden. Zwei 16-Jährige beim Sushi-Essen im Jahr 2010: Warschau konnte manchmal ein wunderbarer Ort sein.

Und dann habe ich ihr gesagt, dass ich – bi bin.

Denn ich war nicht imstande, ihr zu sagen, dass ich schwul bin. Das war fast wie eine Beleidigung für mich selbst. Wie sehr muss man ein Niemand sein, um schwul zu sein? Wie sehr ist man kein Mann, wenn man so etwas mag?

Ich war froh, dass ich das jemandem sagen konnte. Auch wenn es immer noch eine Lüge war, so war sie doch viel näher an der Wahrheit. Es war fast wie die Wahrheit selbst.

Hier schweife ich ab, denn es ist unmöglich, nicht darüber zu sprechen. Ich war ihr *erster Bi* – ein Text, den ich in Zukunft noch oft hören werde –, dass ich *der erste Bi* von jemandem war, oder, nachdem ich mich schließlich dazu überwunden hatte, ehrlich zu mir selbst zu sein, *der erste Schwule*. Wie die Pokémon-Sammler, verdammt.

Nach Zuza kamen langsam weitere Leute hinzu – Sammler von Pokémonen und *der ersten Schwulen*, aber auch Leute, die zum Beispiel nichts sagten und irgendwie ignorierten, was ich gesagt hatte. Eine Bekannte hörte ganz auf, mir zu schreiben.

Die für mich seltsamste Reaktion fand jedoch im Bus 186 auf einer Warschauer Brücke statt. Es hat sich mir so eingeprägt, dass ich genau weiß, wo auf der Brücke es war. «*Das ist cool. Ich auch.*»

Ich erwartete Überraschung, Ablehnung, Zurückweisung. Aber was ich nicht erwartet hatte, war, dass noch jemand das gleiche «Leiden» haben könnte. Was noch schlimmer ist: die Person war nicht beeindruckt, sie klatschte nicht, sie fragte nicht, ob wir einmal zusammen einkaufen gehen würden. Nichts, worauf mich amerikanische Filme und Bücher vorbereitet hätten. Sie ging ganz normal damit um.

Im Nachhinein weiß ich, dass dies die bestmögliche Reaktion ist, aber damals war es für mich ein wenig wie ein Stich ins Herz. Mein größtes Geheimnis, mein wichtigster und verborgenster Teil, der Diamant meiner Person... war irrelevant. So etwas wie ein Verrat. So habe ich es damals empfunden.

Zum ersten Mal sah ich, dass Schwulsein etwas völlig Unfaszinierendes sein kann. Etwas Normales. Damals hat mich das sogar verletzt, heute suche ich nur noch nach solchen Reaktionen. Wenn jemand anfängt zu applaudieren oder mich nach Mode auszufragen, kann ich in meinem Kopf hören, wie ich ihn mit einer Gänsefeder dramatisch aus meinem Leben streiche.

Radikal und unnötig? Wahrscheinlich schon, aber das kommt auch aus der Erfahrung. Diese Art von Menschen behandelt mich oft wie ein Pokémon für ihre Sammlung, eine neue Art von Burger bei McDonald's – eine Kuriosität, aber eher nur einmalig.

Es ist schwieriger, über Beispiele zu sprechen, bei denen einige Leute am Arbeitsplatz, nachdem sie von meiner Orientierung erfahren hatten, aufgehört haben, mit mir privat zu sprechen und sich nur noch auf den beruflichen Bereich konzentrierten. Vielleicht ist das auch besser, als gefeuert oder verprügelt zu werden? Kann man sich darüber beschweren, wenn im Grunde nichts Schlimmes passiert? Es ist seltsam und nicht schön, mit solchen Leuten zusammen zu sein, aber es ist auch nicht so, dass ich jeden lieben würde.

## **Wem erzählst du von deiner Nicht-Heteronormativität und wem nicht?**

Ich würde gerne sagen, dass ich es jedem erzähle und dass es mir überhaupt nicht peinlich ist, aber das wäre nicht wahr. Scham ist eine stärkere Emotion, als man zugeben möchte.

Ich frage die Männer, mit denen ich ausgehe, nach ihrem Coming-out. Ich habe die (vielleicht etwas ausgrenzende) Regel, dass ich mit nicht geouteten Männern einfach nicht ausgehe. Sie antworten oft, dass sie sich nicht outen, weil «ich das nicht zur Schau stellen will. Wer es weiß, der weiß es.»

Klingt das nicht nur für mich nach verinnerlichter Homophobie?

Das ist überhaupt ein sehr interessanter Männertyp. Diejenigen, die denken, sie seien keine so klischeehaften Schwulen, sondern im Grunde genommen heterosexuell, und mit den Jungs ist das nur so ein Bisschen Rumgefummel. Sie tragen stolz die Illusion ihrer Heteronormativität. Sie glauben, sie hätten das goldene Mittel, das Geheimrezept entdeckt.

Ein paar Verabredungen mit solchen Leuten zerstreuen sofort alle Zweifel – wir werden scheinbar wie ein Paar sein, aber nur in den eigenen vier Wänden einer unserer Wohnungen. Auf der Straße sind wir Fremde. Für Fremde sind wir Kumpel,

Mitbewohner, Homies. Und für Freunde? Schrödingers Katze in echt. Auch sie werden in diese große Verschwörung hineingezogen, bei der wir an öffentlichen Orten übereinander flüstern und uns nur in einem dunklen Raum berühren dürfen. Vorzugsweise noch nach Alkohol.

Es stellt sich sofort heraus, dass dieser schöne Mann, der angeblich so aussieht, als sei er ein verantwortungsbewusster und selbstsicherer Typ, genauso viel Angst hat wie alle anderen auch. Er versteckt es nur besser – vor der Welt und vor sich selbst. Ich denke dabei sofort an Trans-Personen, die sich trotz alledem immer noch outen können. Und dabei werden sie gerade als *unmännlich* bezeichnet. Sie sind diejenigen, die wirklich Eier in der Hose haben.

Ich will damit nicht sagen, dass es mir Spaß machen würde, jemanden einen Feigling zu nennen. Es geht mir darum, dass wir wirklich sagen sollten, was hier vor sich geht – diese *maskulinen Typen* sind Leute, die von der Angst vor den Konsequenzen ihres Schwulseins gelähmt sind. Sie sind so entsetzt, dass sie sich fürchten, Angst zu haben. Sie sagen, dass sie es nicht nötig haben, ihr Schwulsein zur Schau zu stellen, dass es sie in keiner Weise definiert.

Ich glaube, das Problem ist, dass sie den Unterschied zwischen den Wörtern *zu sein* und *sich zur Schau zu stellen* nicht kennen. Sie haben keine Angst, ihr Schwulsein *zur Schau zu stellen*. Sie haben Angst, schwul zu *sein*.

Wie kann jemand überhaupt glauben, dass Schwulsein ihn überhaupt nicht definiert? Leben wir im selben Land? Ist das der Gipfel der Ignoranz und des Mangels an Reflexion oder ein goldenes Los in der Lotterie des Lebens? Ist es überhaupt möglich, nie die Konsequenzen seines Schwulseins zu erfahren?

## Besessen von der Wahrheit

Ja, es ist eine Besessenheit. Ich führe das darauf zurück, dass ich mich jahrelang in einem falschen Maxim versteckt habe. Vorgeben, jemand anderes zu sein, unbequeme Wahrheiten ignorieren, Metaphern statt konkreter Worte verwenden.

Gegen Ende der Grundschulzeit machte ich mich manisch auf die Suche nach der Wahrheit – eine Folge davon sind meine bis heute geführten Tagebücher und Journale. Schon damals wusste ich, dass mein *Ich* für die anderen ein ganz anderes *Ich* war als das, das ich in mir selbst trug.

Jeder, der schreibt, macht wahrscheinlich die Phase durch, in der seine Tagebücher nicht zu 100 Prozent mit dem übereinstimmen, was er denkt oder fühlt. Es ist ganz natürlich zu befürchten, dass jemand Unerwünschtes unsere Aufzeichnungen liest und sich über ihren Stil, die Gedanken oder die Rechtschreibung lustig macht. Jede Erzählung ist eine Art Versuch, die Kontrolle über ein Ereignis zu übernehmen – es zu erfassen und zu definieren. Eine Erzählung ist eine Version der Realität. Und ich habe es sehr lieb gewonnen, über meine eigene Realität zu entscheiden.

Ich dachte, ich würde eines Tages ein großer Künstler werden, also habe ich versucht, diesen Ton beizubehalten. Ich dachte, meine Eltern würden das eines Tages lesen, also habe ich die Überschrift «Ich rauche keine Zigaretten» sogar fett unterstrichen, weil ich beweisen wollte, dass ich so *anders*, so viel *besser* bin.

Zum Zeitpunkt des Schreibens dieser Zeilen (2020) sind insgesamt 23 Notizbücher gefüllt, von denen etwa ein Drittel durch die Brille dessen geschrieben wurde, *was die Leute sagen würden*. Das heißt, sie wurden von mir und meinem inneren Inhaltsmoderator geschrieben, der die Fakten verschleiert und verändert hat, um mich *normal* aussehen zu lassen. Ich habe Jahre gebraucht, um eine Stimme zu entwickeln, die mich selbst nicht belügt.

Heute kann ich mich nicht mehr hinsetzen und etwas im Kopf durchdenken. Dafür brauche ich einen Stift und ein Notizbuch. Diesem Prozess vertraue ich mehr als mir selbst – daher meine Wahrheitsbesessenheit. Alles muss durch ein Notizbuch gefiltert werden.

Das Ergebnis ist, dass ich sehr selten dem vertraue, was die Menschen sagen. Nachdem ich gesehen habe, wie viel Unsinn ich mir selbst einreden konnte, lebe ich mit der Überzeugung, dass auch andere Menschen sich selbst und mir viele Dinge einreden, die wenig mit der Wahrheit zu tun haben. Ein schneller Blick auf moderne Influencer bestärkt mich nur in dieser Annahme.

Ich kann also kein normales Gespräch mit Leuten führen, die sich noch nicht geoutet haben. Ich habe das Gefühl, dass es ein so wichtiger Lebensbereich ist (und zugleich so unwichtig – ein schönes Paradoxon!), dass es sich wie ein weitreichender Prozess der Selbstverleugnung anfühlt, nicht darüber zu sprechen (sei es in Form von Vermeidung des Themas oder durch Lügen).

Ich weiß, es ist ein Produkt des Privilegs, in einer Großstadt zu leben und ein weißer Mann zu sein. Das ist ein Privileg, das nicht jeder in Polen genießen kann.

Zugleich scheint es mir normal zu sein, von meinen Partnern – Reisenden aus allen Teilen der Welt oder ständigen Bewohnern unseres schönen Nabels Europas – zu erwarten, dass sie sich nicht vor ihren Nächsten verstecken. Und dass sie mich nicht verstecken. Ich erkläre gleich, warum.

## **Das Paradox des Nichtwichtigseins**

LGBTQ+ zu sein ist nichts Ungewöhnliches. Man kann damit nicht über Wände gehen, nicht einmal ein Spinnennetz lässt sich aus dem Handgelenk herausziehen. Es gibt uns nichts, aber in unserem Land nimmt es uns sehr viel weg.

Gleichzeitig ist es etwas sehr Ungewöhnliches, LGBTQ+ zu sein. Nicht ohne Grund sprechen wir von *Heteronormalität* – schließlich ist sie die Norm. Man ist also automatisch anders und systemisch fremd. Manche Menschen machen ein Feuerwerk aus sich, manche verstecken sich im Schatten. Es ist jedoch etwas, das unbestreitbar dazu zwingt, bestimmte Entscheidungen zu treffen.

Als ich etwas über die USA las, stieß ich auf die folgende Aussage: «Die USA sind ein so bedeutendes und einflussreiches Land, dass es unmöglich ist, keine Meinung über das Land zu haben. Man kann es lieben, man kann es hassen, aber man muss sich eine Meinung bilden.» Ich habe das Gefühl, dass es in der LGBTQ+-Gemeinschaft genauso ist. Man kann sich identifizieren und zu Paraden gehen, man kann sich nicht outen und es nicht *zur Schau stellen*, aber man kann nicht mit Gleichgültigkeit an die Sache herangehen. Mit dieser Entscheidung sind auch

unsere Hetero-Freunde konfrontiert, die vielleicht nicht vorhatten, sich an diesen Debatten zu beteiligen, aber aufgrund der Tatsache, dass sie die Norm sind, diese weltanschaulichen Entscheidungen treffen müssen. Zumal sie die Herrscher über unsere Rechte sind.

Und so wie wir bereits wissen, dass es ein Zeichen von weißem Privileg ist, wenn man sagt, *ich sehe die Hautfarbe nicht*, so stimmt auch etwas nicht im Falle von Schwulen, die sagen, dass *Schwulsein nichts ändert*. Wenn es für jemanden, der in Polen lebt, nichts ändert, LGBTQ+ zu sein, bedeutet das, dass er in einer Bubble lebt und den Kontakt zur Realität völlig verloren hat, dass er seine Augen und Ohren verschließt. Dies ist das Beispiel für einen privilegierten Menschen, der nicht weiter als seine Nasenspitze blicken kann.

Das Leben von LGBTQ+ ist nicht wie das Leben anderer Menschen, und die Liebe von LGBTQ+ ist nicht dasselbe wie die Liebe von Heterosexuellen.

Es handelt sich um eine Beziehung, die auf völlig anderen Grundlagen aufgebaut ist und die sich ihre Existenzberechtigung selbst erkämpfen musste. Es ist eine Liebe, die verleugnet, geschmälert, missbilligt und nicht institutionalisiert wird. Es ist eine Liebe, die rechtlich gesehen nicht existiert.

Es gab einmal eine Internetkampagne, bei der ein Röntgenbild gezeigt wurde, auf dem sich zwei Menschen küssten. Der überraschende Plot Twist war, dass es sich um zwei Frauen oder zwei Männer handelte. Und dann kam der Spruch, dass Liebe Liebe sei und es keine Unterschiede gebe.

Nun, ich erkläre allen und jedem, dass Kuss nicht gleich Kuss ist. Wenn ein heterosexuelles Paar sich küsst, küsst es sich einfach. Aber ein Kuss zwischen zwei schwulen Männern in Bialystok ist kein Kuss – er ist eine Rebellion. Eine Rebellion, die wir mit Krankenhausaufenthalt, sozialer Ausgrenzung oder sogar mit dem eigenen Leben bezahlen. Es ist ein Kuss, der dazu führen kann, dass wir unseren Job verlieren, aus unseren Familien ausgeschlossen und zum Umziehen gezwungen werden. Wie viele heterosexuelle Paare mussten schon durch dieses Tor der Erwägungen gehen, wenn sie sich küssen wollten?

Die LGBTQ+-Liebe hat nicht viel mit der systemisch anerkannten Hetero-Liebe gemein. Eine Liebe, die legalisiert werden kann, die ein Visum gewährt oder sogar die Möglichkeit bietet, ein Krankenzimmer zu betreten. Eine Liebe, die mit Kinderhaben enden kann, ohne *jemanden* um Erlaubnis zu fragen.

Unsere Liebe nimmt auf all dies Rücksicht. Sie berücksichtigt die Tatsache, dass die Leute uns hassen werden, dass wir uns an der Bushaltestelle nicht küssen können, dass wir auf dem Abschlussball nicht Händchen halten werden, dass wir die Liebe unseres Lebens nicht zur Arbeitsparty mitbringen werden. LGBTQ+-Liebe ist eine Ausschuss-, eine verzerrte Version der Hetero-Liebe. Eine Nachahmung dessen, was Hetero-Paare unreflektiert und dazu noch mit voller Unterstützung der Gesellschaft haben können. Diese Lieben versuchen, dasselbe zu sein, sind es aber nicht und werden es wahrscheinlich noch viele Jahre nicht sein. Von ihrer Gleichheit zu sprechen, ist im schönsten Fall ein *herzlicher Wunsch*, im brutalsten Fall ein *unerfüllbarer Traum*. Die Idee mag ähnlich sein, aber ihre Ausführung sind zwei verschiedene Geschichten.

Deshalb ist es so wichtig, über unsere Liebesgeschichten zu sprechen. Diejenigen, die nicht unbedingt in die Heteronorm passen und mit Haus und Kindern enden. Damit der Durchschnittsverbraucher weiß, dass es auch nicht standardisierte Hetero-Beziehungen gibt. All dies trägt dazu bei, unsere *einzig*e LGBTQ+ Liebesgeschichte zu verändern. Dann wird die queere Liebe zwar nicht zur «gleichen» Liebe wie die Hetero-Liebe, aber sie wird zu einer gleichwertigen Liebe.

Also, offen darüber zu sprechen, ob man nun LGBTQ+ ist oder nicht, sind keine leichtfertigen ausgesprochenen Worte. Es sind Worte, die Menschen in die Luft jagen können.

Deshalb ist es auch so gefährlich, darüber zu sprechen. Deshalb ist es so wichtig, darüber zu sprechen. Das ist sehr wichtig. Und gleichzeitig hat es überhaupt keine Bedeutung.

In diesem Land ist es jedoch von großer Bedeutung. So sehr, dass einige Leute gegen unsere Märsche protestieren werden. Sie werden prügeln und in Brand setzen, *LGBT-freie Zonen*<sup>8</sup> einrichten und gegen das Erscheinen *unnötiger Schwuchtelfiguren* in Filmen protestieren.

Solange dies nicht tatsächlich irrelevant wird, ist es sehr wichtig. Es muss so sehr an die große Glocke gehängt werden, dass die Menschen bereits die Nase voll bekommen von der Rechtlosigkeit. Denn wenn sie sehen, dass es ihr Arbeitskollege, ihre Chefin, ihr Bruder, ihr Friseur ist, dann werden sie zumindest mit uns in Kontakt treten und sehen, dass wir existieren.

Ich treffe immer noch Männer, die sich wehren, sich selbst zu sagen, wer sie sind, während sie sich nicht scheuen zu sagen, wer andere sind – Schwuchteln, Fotzen, Homos. Die Situation in Polen und im Ausland zeigt deutlich, dass viele der glühendsten Homophoben selbst versteckt schwul sind. Und warum?

Ich schreibe über all das, weil ich viele Jahre gebraucht habe, um einige einfache Dinge zu begreifen, die durch verschiedene Arten von Ängsten bedingt wurden. Bis ich anfang, bewusst nach anderen Geschichten zu suchen, war mir nicht klar, wie begrenzt ich selbst war. Wir wissen, dass wir nicht nur von unserer Biologie, sondern auch von unserer Umwelt geprägt werden. Warum scheuen wir uns dann so sehr, unsere Umwelt zu hinterfragen?

Ich habe selbst eine Menge Fehler gemacht und Worte gesagt, die ich am liebsten zurücknehmen würde. Dazu ist es ein bisschen spät, aber ich hoffe, es ist nicht zu spät. Ich glaube, dass es für viele Menschen inzwischen normal ist, *Fehler zu*

8 *LGBT-freie Zonen* – Beschlüsse polnischer Kommunalbehörden vom Frühjahr 2019, die sich gegen die «LGBT-Ideologie» aussprechen, als Reaktion auf die vom liberalen Warschauer Bürgermeister Rafał Trzaskowski im Jahr 2019 unterzeichnete Erklärung zur Unterstützung von LGBTQ+-Personen. Im Sommer 2019 fügte die rechtsgerichtete und regierungsnahе Tageszeitung «Gazeta Polska» in einer ihrer Ausgaben Aufkleber mit der Aufschrift «LGBT-freie Zone» bei und forderte Unternehmen auf, Geschäfte und Räumlichkeiten damit zu kennzeichnen, was die wahre Bedeutung der Erklärung der lokalen Regierung enthüllte. Die Aufkleber, die durch ein Gerichtsurteil als Aufforderung zum Hass aus dem offiziellen Vertrieb genommen wurden, waren ein auffälliges Echo und ein Verweis auf die Praxis der Aufteilung von Geschäften in christliche und jüdische Geschäfte im Polen der Zwischenkriegszeit.

*machen*, aber es kommt nicht oft vor, dass jemand über seine Fehler *spricht* und die Ursachen dafür nennt. Ich fange also an und komme jetzt vor. Ich lade auch Dich dazu ein, drei oder vier Beispiele für Dinge aufzulisten, die Du in der Vergangenheit getan hast und die Du jetzt bereust.

- Ich habe früher selbst einige Leute als *Schwuchteln* bezeichnet – das Bedürfnis, sich überlegen zu fühlen, d.h. *die Angst* vor sich selbst.
- Ich bin nicht zu Pride Parades gegangen und hielt sie für Zeitverschwendung – *Angst*, sich vor den Anderen zu bekennen + **Angst**, verprügelt zu werden.
- Ich fand, dass es zu viele unnötige Schwule in Filmen gab – aus **Angst**, nicht die einzige schwule Geschichte zu sein.
- Ich dachte, gleichgeschlechtliche Paare sollten keine Kinder adoptieren – aus **Angst**, die Normen in Frage zu stellen.
- Ich dachte, dass sich die Leute nicht in der Öffentlichkeit küssen sollten – **Angst** vor Intimität und meiner eigenen Sexualität.
- Ich verurteilte und kritisierte Menschen, die sich in auffällig und bunt kleideten – **Neid** auf Menschen, die sich nicht schämen, sie selbst zu sein, **Angst** vor dem Unbekannten.
- Ich dachte, der aktive (sexuell aktive) schwule Mann sollte Gespräche auf Dating-Portalen initiieren – aus **Angst**, zu selbstbewusst zu erscheinen.
- Ich wollte den Frauen nicht beim Heben schwerer Dinge helfen, indem ich sagte, wenn sie solche Feministen sind, warum können sie es nicht selbst heben? – **Angst**, als schwach zu gelten (nicht genügend Muskeln, um schwere Dinge zu heben), und daher **Angst**, als unmännlicher Kerl zu gelten (d.h. mit einer Frau verglichen zu werden).
- Ich dachte, ich müsste *immer* Sex wollen – **Angst** davor, kein Mann zu sein.
- Ich dachte, ich könnte nicht weinen – aus **Angst**, als Frau betrachtet zu werden.
- Ich dachte, wenn ich nicht in das Schwulenklichee passe, bin ich besser als andere – **Homophobie**.

## Meine beiden schwulen Lieblingsmänner im Auto

Es ist ein seltsames Gefühl, nicht ich selbst zu sein. Max. Als ich kürzlich mit Freunden im Auto unterwegs war, hörte ich eine Freundin vom Rücksitz aus rufen: «Ich und meine zwei Liebblingsschwule!» (das waren ich und ein Freund).

Selten sprechen mich die Leute so an. Ich bin Mann, Typ, Max, Max, Mensch, Angestellter, Sohn, Kollege, Freund, Liebhaber, eine zufällige Person, der Große, der Stille. Aber schwul?

Und bin ich nicht schwul? Ist das nicht eben eines der Worte, die mich beschreiben? Ich bin auch all das oben genannte, also warum stört mich das *Schwulsein*? Die Konnotation? Eine abwertende Konnotation, die in die soziale Matrix eingebaut ist? Die Angst vor Konsequenzen? Die Flucht vor der Wahrheit?

Sprechen wir die Leute mit *der Hetero* an? In der homosexuellen Gemeinschaft begegnet mir das, aber sagt man das auch in der übrigen Gesellschaft? Haben wir so ein Wort, das wir verwenden? Oder liegt es an meiner selektiven Sichtlinse, dass ich nicht sehe, dass sich Menschen an andere durch das Prisma ihrer Sexualität wenden?

Ich weiß es nicht. Aber diese Vereinfachung auf Schwulsein hat mich irgendwie verletzt. Versteckte Homophobie? Gut möglich.

## **Panikattacken**

Es ist unmöglich, darüber zu schreiben, was in den letzten Monaten passiert ist, aber es ist auch unmöglich, nicht darüber zu schreiben.

Das Wort «Panikattacke» kam mir immer sehr dramatisch hollywoodmäßig vor. Aber es beschreibt das, was auf dem Fußboden meiner Wohnung passiert.

Die Reaktion der Regierung auf Margots Aktionen oder der «Homofobus» sind Wendepunkte in der Geschichte der sexuellen Minderheiten in Polen, aber nicht jeder kann sein Leben als Spiel betrachten und diese Art von Ereignissen verarbeiten. Mein Körper hat keinen Mechanismus entwickelt, um auf Situationen systemischer Gewalt und sozialer Unterdrückung zu reagieren, wie wir sie im Jahr 2020 erleben. Wegen des Unbehagens, das ich in Menschenmengen empfinde, und wegen meiner panischen Angst vor Gewalt kann ich nicht an Demonstrationen teilnehmen oder vor dem Präsidentenpalast protestieren. Meine Wut und Ohnmacht finden kein Ventil.

Das endet auf meinem Fußboden, wo ich stundenlang liegen bleiben kann. Eine natürliche Konsequenz sind Überlegungen, ob man auswandern sollte. Auch hier durch das Prisma dessen, ob ich in dem jeweiligen Land ich selbst werde sein können oder ob ich mich wieder verstellen werde. Ich gebe zu, dass die Idee, nach China zu gehen (aus dieser Perspektive) sehr unglücklich war, da ich von einem Sumpf in den nächsten geriet.

Die Angriffe nehmen zu, obwohl sie für mich nicht mehr so schockierend wie früher sind. Ich glaube, selbst Angst kann jetzt langweilig werden. Was für eine Zeit!

## **Sexualität – Gott bewahre Dich vor Freunden**

All das führte zu seltsamen Situationen. Ich war kein Mädchen und war auch kein Junge. Dinge, die sehr weiblich waren (Mode, bunte Sachen, Lipgloss), waren für mich seltsam, und Dinge, die stark männlich waren (Fußball, Schießereien, Schlägereien), stießen mich ab.

Ich lebte zwischen zwei Welten, aber ich konnte mich in keiner von ihnen häuslich niederlassen. Für die Mädchen blieb ich ein Junge, und für die Jungs war ich immer der Sonderling, der, der nicht Fußball spielt und mit Frauen zusammenhält. Weder männliche noch weibliche Freundschaften führten irgendwohin, weil auch sie mir fremd waren und auch ich für sie... irgendwie nicht so richtig war.

Im Nachhinein ist es natürlich einfacher, diese Verhaltensmuster zu erkennen. Immer, wenn ich mich mit jemanden enger anfreundete und mich entschloss, etwas zu erzählen, wurde ich als komisch bezeichnet. Zu Hause habe ich aufgehört, es zu versuchen – mein Vater hatte immer Recht und mein Bruder hörte mir nicht zu. Mama war zu sehr mit Arbeit beschäftigt und damit, uns am Leben zu erhalten (Papa hatte sich nicht dazu herabgelassen), und gleichzeitig hatte sie als Opfer von körperlichem und seelischem Missbrauch einfach keinen Kopf für meine Probleme. Ich versteckte mich in mir selbst und in meinen Notizbüchern.

Erstaunlicherweise kam ich mit allem sehr gut zurecht. Die Leute dachten, ich wäre aufgeschlossen und witzig (oh, wenn der Sinn für Humor nicht wäre, würden sie uns alle Introvertierten einsperren), ich beendete eine Klasse nach der anderen, es gab keine (festgestellten) Selbstmordversuche. Auf den ersten Blick der klassische rebellische Teenager, für den nichts einen Sinn hat.

Niemand sah (und ich habe es auch niemandem gesagt), dass ich niemanden als Freund betrachtete. Nicht einmal das Internet brachte mir Freunde, obwohl ich gerne *die* Geschichte erlebt hätte, in der eine zufällige Person, die ich in einem Chatroom kennengelernt habe, zu meinem langjährigen Freund wurde. Daraus ist jedoch nichts Längeres entstanden.

Die quälende Einsamkeit endete im Lyzeum, wo ich Justyna kennenlernte. Eine Person, die ebenso verzweifelt wie ich einen besten Freund haben wollte. Wir waren perfekt füreinander – ich war toxisch und missbrauchend, sie geduldig und ertrug Demütigungen im Namen der Freundschaft. Erst beim Studium wurde mir klar, wie schlecht wir zueinander waren. Wie schlecht ich für sie war. Echte Produkte und Reproduktionen unserer eigenen Familien.

Sie war die Zeugin meiner ersten Verliebtheiten, die Mitwiserin meiner schmutzigen Geheimnisse (die leider oft weit von der Wahrheit entfernt waren). Und doch habe ich auch bei ihr die Wahrheit verändert und meine Aussagen revidiert, was ich dank jahrelanger Moderation der Erzählungen in meinen Notizbüchern geübt hatte. Ich präsentiere also zum ersten Mal die ganze Wahrheit über jenen Abend.

## Und es hätte ein perfekter Mord sein können

Eine Freundin von mir, Anna, war abends auf dem Heimweg und wollte mit mir sprechen. Sie fragte, ob sie an meiner Haltestelle aussteigen könne und ich sie nach Hause begleiten würde. Zumindest habe ich das so meinen Eltern erzählt.

Ich schwöre, ich weiß immer noch nicht, wie sie mir das glauben konnten, denn es war doch sonnenklar, wann ich log. Vielleicht waren sie froh, dass überhaupt endlich jemand Zeit mit mir verbringen wollte? Oder vielleicht war es ihnen einfach egal. Auf jeden Fall haben sie keine Fragen gestellt.

Ich duschte ausgiebig und wusch mich mit den wohlriechendsten Gels der Welt. Ich sprühte mich von Kopf bis Fuß mit Deo ein (wie es jeder auf sein Ansehen bedachter 16-Jährige tun würde), zog die modischsten Klamotten an, die ich hatte, und setzte obendrein, **Achtung Achtung**, noch eine gestylte Mütze auf. Wohlgermerkt,

es war 20 Uhr. Ich hatte noch nie in meinem Leben, weder davor noch danach, einen so eleganten Look wie an diesem Abend hingelegt. Ich hatte sogar ein «Sex, Drugs & Rock'n Roll»-T-Shirt, was ich für den Höhepunkt des High Life hielt.

Nun, hier bin ich. So gekleidet, als würde ich zu Fronleichnam in die Kirche gehen. Ich sage, dass ich gehe, um mit Anna zu sprechen.

Er holt mich an der Bushaltestelle ab, und wir fahren irgendwo nach rechts. Klassischer Smalltalk, etwas Musik aus dem Radio. Er hält am Deich an (ich wohnte früher direkt an der Weichsel), wo es nachts *überhaupt kein* Licht gibt – diese lächerliche Dunkelheit, die es in Warschau meiner Meinung nach nicht mehr gibt. Man konnte die eigene Hand vor den Augen nicht sehen.

Er beginnt mich zu küssen.

Mein erster Kuss. Derjenige, der der magische und besondere sein sollte. Verpfuscht durch einen beliebigen Typ von einem schwulen Chatroom.

Wie küsst man überhaupt? Wir haben keine Zeit. YOLO. Carpe diem. Packen wir es an. Wie meine Freundin sagt: *Ich werfe die Waschmaschine* in meinem Mund an, stecke meine Zunge hinein und drehe 300 Umdrehungen pro Sekunde. Übrigens finde ich, dass es die Tätigkeit der Welt ist, die am meisten sexy ist.

Nein. Das denke ich nicht. Aber ich denke, dass ich das denken *sollte*. Ich möchte überhaupt nicht hier sein. Habe ich schon erwähnt, dass dieser Mann 30 ist? Dass ich 16 Jahre alt bin?

War es *das* Küssen, über das alle gesprochen haben? Sollte es diese elektrisierende Erfahrung zweier Körper sein, die mit lebhaftem, brennendem Verlangen zusammengeschweißt werden?

Er bittet uns, auf den Rücksitz zu gehen. Wir gehen rüber, oder besser gesagt, ich gehe rüber, denn er bleibt an der Hintertür stehen, öffnet seinen Reißverschluss und zeigt mir seinen Penis.

Es ist das erste Mal, dass ich einen *echten* Penis sehe. Im Sinne von – nicht meinen. Ich habe *das* schon auf Bildern im Internet gesehen, aber das ist der erste so echte Penis. Er ist... anders, krumm, hat eine unverhältnismäßig große Eichel (damals nannte ich es «das rosa Ding da oben»). Ich bin überrascht, neugierig, angewidert. Ich bin das alles auf einmal.

Ich nehme ihn in den Mund. Ich weiß nicht, was ich erwartet hatte. Einen konkreten Geschmack? Ein Gefühl? Bei mir passierte nichts. Einfach nur ein Objekt in meinem Mund. Mit etwas Textur, aber irgendwie auch nicht. Ich weiß nicht, was ich tun soll, aber ich bewege mich rein und raus, genau wie es in den Videos im Internet gezeigt wurde. Ich weiß nicht, wie man in dieser Situation überhaupt Vergnügen empfinden kann. Ich finde mich selbst peinlich, auch diese Situation. Ich stelle mir vor, wie es von der Seite aussehen muss.

Mein Bein beginnt auf und ab zu zucken. Das ist das erste Mal, dass es bei mir anfängt zu zucken, aber es wird nicht das letzte Mal sein. Das wird in den nächsten Jahren so sein – irgendein Glied von mir, oder alles von mir, wird anfangen, ohne jegliche Kontrolle zu zucken. Ich werde mich von innen zusammenpressen, um zu verhindern, dass sich mein ganzer Körper verkrampft, aber ich werde zu meinem

Partner nichts sagen. Ich werde ihnen sagen, dass es an meiner Aufregung liegt, an meiner Euphorie, wie *gut* es sich anfühlt, wie *gut* es mir tut.

«Ganz ruhig», sagt er. Ich bestreite es. Ich sage, es liegt an der Kälte. Er zieht sein Sweatshirt aus und legt es mir auf die Schultern. Ein Ritter des 21. Jahrhunderts.

Dann öffnet er den Reißverschluss meiner Hose, um mich zu wärmen. In meiner Hose passiert... gar nichts. Absolut gar nichts. Es ist, als ob ich all diese unerwarteten Ständer im Schwimmbad, im Chemieunterricht, im Bus – all das nur geträumt hätte. Ich sitze auf dem Rücksitz des Autos eines unbekanntes Mannes und mein Penis, der auf die Größe einer Erdnuss geschrumpft ist, spielt Verstecken. So sah es in den Filmen nicht aus, so sollte es auch nicht sein. Was ist nur los mit mir?

Er leckt aber, versucht etwas zu tun, sagt ein paar Worte zu mir. Er schaut auf mein hüpfendes Bein und ermahnt mich, mich zu entspannen. Ich erinnere ihn daran, dass es nicht am Stress liegt, sondern an der Kälte.

Ich *bestehe* darauf, dass wir fortfahren. Ich wollte es hinter mich bringen. Die ganze Situation bereits vergessen. Das ist ein Gefühl, das sich noch oft bei den vielen Männern in meinem Leben wiederholen wird. Ich wünschte, es wäre schon zu Ende und wir würden nie wieder dorthin zurückkehren.

Er ist fertig. Ich hätte nie gedacht, dass er ein Serienmörder sein könnte. Das heißt, es kam mir in den Sinn, aber ich beschloss, den Gedanken zu ignorieren. Er hätte mich mitnehmen und an einen weit entfernten Ort bringen können – NIEMAND hätte mich gefunden, denn damals gab es noch kein Internet auf Telefonen, und der Chatroom, in dem wir uns kennengelernt hatten, hätte sich selbst gelöscht, wenn sich das Fenster geschlossen hätte. Ich hätte mich in Luft auflösen können und niemand hätte mehr etwas erfahren.

Er bat mich, seine Nummer aufzuschreiben. Er wollte mit mir in Kontakt bleiben, weil ich so *ein netter Kerl* war. Ich schrieb sie auf, weil ich nicht die Kraft hatte, zu erklären, was für ein großer Irrtum der Abend gewesen war. Ich wollte, dass er mich nach Hause bringt. Ich wollte, dass der Abend vorbei ist. Ich war geheilt von Männern und ihren Penissen, von meinen Fantasien und davon, wie falsch man mir Sex dargestellt hat. Ich wollte mich verflüchtigen. Verschwinden.

Zu Hause hat mich niemand etwas gefragt. Ich rannte nach oben, machte das Bett und ging schlafen.

Justyna sagte ich, dass ich den Typ nur geküsst hätte. Aus Scham konnte ich nicht darüber sprechen, was auf dem Rücksitz passiert war. Ich selbst verstand immer noch nicht, was vor sich ging, also tat ich, was ich in solchen Situationen immer getan habe und wahrscheinlich auch weiterhin tun werde – ich schlug die Tür zu.

Er hat mir eine SMS geschickt. Dass es großartig war und dass ich den besten Blow Job der ganzen Welt gemacht hätte. Dass ich schön sei. Dass er es wiederholen möchte. Dass er es noch nie mit jemandem so gut gehabt hatte.

Aussagen, die sich in den kommenden Jahren immer wiederholen werden, obwohl nie meinerseits. Sex würde noch jahrelang ein Element bleiben, dem ich keine Freude abgewinnen konnte, sondern das ich nur tolerierte (oder benutzte), um meine eigenen egoistischen Bedürfnisse zu erfüllen. Ja, Sex war meine Methode

der Manipulation. Es war mechanisch, unpersönlich, und immer wieder kam der Gedanke auf – *es soll endlich zu Ende gehen*.

Es war ein interessantes Gefühl – das loszuwerden. Nicht, dass es in irgendeiner Weise in meinem Kopf geschwelt hätte, ich hatte schon seit Jahren nicht mehr über die Situation nachgedacht. Bis ich heute Abend zu schreiben begann, war mir nicht bewusst, dass dieses Ereignis doch ein Teil von mir ist. Dass es überhaupt passiert ist.

Ich war (und bin immer noch) über die Motivation dieses Mannes verwirrt. Ein sexuelles Angebot, das sich an einen Minderjährigen richtet? Und warum? Wozu? Ich mache ihm keine Vorwürfe und kritisiere ihn nicht, ich bin nur neugierig. Was kann ein 16-Jähriger geben, was ihm kein anderer Mensch gegeben hat? War es einfach Geilheit? Ein Fetisch für jüngere Menschen?

Er war freundlich. Er war fürsorglich. Der bestmögliche 30-jährige Typ, der sich mit einem Lyzeumsschüler verabredet, damit er ihm im Auto einen bläst. Er war nicht vulgär und hat die Grenzen, die ich in einem Anfall von Vernunft gesetzt hatte, nicht überschritten. Er hat mich zu nichts gezwungen, zu dem ich mich nicht selbst gezwungen hätte. Aus seiner Sicht hatten wir uns gut amüsiert. Vielleicht hat er nicht einmal verstanden, warum ich ihn im Handy blockiert habe?

## Der Körper

Mein Körper ist zwei oder drei Jahre alt. Ich war immer *in* meinem Körper, aber ich *war nicht* mein Körper. Ich war ich als mentales Individuum-Max, aber nie als Körper-Max. Ich weiß nicht, ob jemand, der das nicht selbst erlebt hat, in der Lage ist zu verstehen, worum es hier geht. Menschen, die in gesellschaftlich akzeptable Größen passen, können so etwas nicht begreifen, weil sie nicht die Sprache haben, um sich so etwas vorzustellen. Genauso wie ein Mensch, der nicht süchtig ist, nicht in der Lage sein wird, einen Süchtigen zu verstehen – man versteht ihn auf der Ebene der Logik, aber nicht auf der Ebene des Herzens. Wir wissen doch, dass etwas ungesund ist und uns zerstört, aber das hält uns nicht von diesem destruktiven Verhalten ab.

Jahrelang habe ich meinem Körper nicht erlaubt zu existieren, weil ich überzeugt war, dass er nicht *mein* Körper ist. Dass ich vielleicht ein Mädchen sein sollte, weil mir ja Jungs gefallen. Weil ich ursprünglich ein Mädchen sein und Marta heißen sollte (die Geburt war sicher lustig). Ich mochte Farben und phantasierte schon seit der Grundschule davon, einen Freund zu haben.

Es war nicht so, dass ich schwul war. Ich war gerade nicht im *richtigen* Körper. Wie sehr wünschte ich mir, eines Tages ein *richtiges* Date mit einem Jungen haben zu können. Dass er mir etwas kaufen würde (denn damals dachte ich, das sei die wahre Liebe – Geschenke kaufen), dass er übermütig und ein wenig wild sein würde, mich seiner Familie vorstellen würde. Naja, die Heteronorm eben. Ich wollte von meinem Ritter verzaubert und entführt werden.

Wenn ich in meinem Kopf phantasierte, und das tat ich immer und überall, dann war das nicht das Szenario einer schwulen Liebe. Es war immer Liebe... zu mir.

Zu meiner Person, nicht zu meinem Körper. Ich war eine Form, und selbst wenn ich an Sex dachte, konnte ich den Mann deutlich sehen, aber mein Körper war nicht dort. Der Sex war eine Visualisierung *von ihm*, nicht von mir.

Dann kam eine Zeit, mit der Freud sehr zufrieden gewesen wäre, denn ich empfand eine große Befriedigung bei Szenarien verbotener Liebe, in denen ich jemandem *offenbarte*, dass er in Wirklichkeit mich liebte (eine sichtbare Folge der queeren Medien, mit denen ich mich umgab). Und er, der arme Junge in meinen Fantasien, begriff plötzlich, dass er sich nicht zu Mädchen hingezogen fühlte, sondern dass ich ihm gefiel. Ich. Nicht, dass er Männer mag. Dass er *mich* mag.

## Warten auf Grindr

Ich habe mir die dumme Angewohnheit angeeignet, manchmal mehrere Stunden auf Grindr zu verbringen. Ich erkenne an den Gesichtern (oder den Bildern von Brustkörben, Landschaften oder Socken), dass dies nicht nur für mich ein Problem ist, sondern für eine ganze Reihe von schwulen Männern in Warschau (und wahrscheinlich auch darüber hinaus). Herden von Menschen wie ich sitzen von mittags bis abends, von abends bis nachts, von nachts bis morgens und... ich weiß nicht. Warten wir auf Liebe oder Sex? Oder brauchen wir nur jemanden zum Reden? Manchmal weiß ich selbst nicht, wonach ich dort suche.

Nachdem ich ein oder zwei Jahre lang keine Dating-App benutzt hatte, kam ich zu denselben Leuten und ihren Bildern zurück – wir saßen alle immer noch da oder kamen nach einem unerfüllten Traum vom Märchenprinzen zurück. Irgendwann fühlte ich sogar eine Art Beruhigung darüber. Dass ich nicht der Einzige war, dem es überhaupt nicht gelingt. Dass es eine ganze Herde von uns gibt.

Seit ich 16/17 war, also seit 10 Jahren, vegetiere ich auf Dating-Apps vor mich hin. Manche Leute haben sogar noch die gleichen Fotos. Manchmal noch als Profilbilder.

Wenn ich früher Leute gesehen habe, die über 25 waren, während ich kaum aus dem Lyzeum herausgekrochen war, hat es mir Angst gemacht, dass man so alt sein kann. Ich glaube, ich habe damals nicht einmal auf Nachrichten von Leuten über 23 geantwortet. Ich dachte, und bitte lache nicht, dass das Leben zwei magische Grenzen hat – die 21 und die 25.

21 war das Alter, in dem man *wirklich erwachsen* wurde (ich rolle jetzt auch mit den Augen), und 25 war das Alter, in dem man sein ganzes Leben bereits im Büro für Weltmanagement zementieren und bestätigen lassen musste. Ich war überzeugt, dass das Leben zu diesem Zeitpunkt bereits seinen Höhepunkt erreicht hatte. Dass es von da an nur noch bergab ging.

Deshalb freue ich mich, dass ich immer noch dieselben Leute treffe, denn das bedeutet, dass auch sie ihr Leben nicht im Griff haben. Wir sitzen immer noch da und aktualisieren Grindr. Wir schauen immer noch, wer unser Profil besucht hat, sehen uns diese Person an und schreiben uns dann nie eine Nachricht. Und wenn sich unerwartet irgendeine Form von Konversation ergibt, lassen wir das Gespräch – unter welchem Vorwand auch immer (er setzt keine Punkte am Ende eines Satzes; er hat meinen Witz nicht verstanden; oder der Klassiker: *er ist irgendwie komisch*) –

so lange schleifen und verschwimmen, dass es albern ist, überhaupt darauf zurückzukommen. Und so ziehen die Jahre an uns vorbei.

## Einen Weißen ins Bett kriegen

Was ich nicht wusste, als ich nach China reiste, war, dass man plötzlich zu einem Luxusgut wird.

So wie es in unserer Kultur eine Art von Obsession gibt, einen Latino oder jemanden mit asiatischen Gesichtszügen zu daten, gibt es in China einen großen Absatzmarkt für meinen weißen Körper. Auf dem Höhepunkt meiner Karriere auf Dating-Portalen waren es 20–30 Gespräche pro Tag.

Zunächst wollte ich nicht daran glauben, dass ich so attraktiv sein könnte, und ging etwa sechs Monate lang mit immer weiteren Männern aus, ohne an mein Glück glauben zu wollen. Mein Körper war attraktiv für junge und alte Menschen, Banker, Studenten, Geschäftsleute, Kellner, Radiostimmen, aber auch für Basketballspieler, Lehrer, Geschäftsleute und Köche. Es schien, als wollte jeder ein Stück Kuchen mit meinem Namen darauf.

Es stellte sich schnell heraus, was hier wirklich vor sich ging, und trotz meines strengen Systems zum Herausfiltern verdächtiger Personen war ich nicht auf die Möglichkeit vorbereitet, dass die meisten Leute, die mir schrieben, einfach nur Sex mit einer weißen Person haben wollten. Natürlich wusste ich, dass es Menschen gibt, die sich schreiben und nur Sex im Sinn haben, aber ich hätte mir nie vorstellen können, dass so etwas wegen meiner Hautfarbe passieren könnte. Hier ging es um nichts anderes – nicht um meine Interessen, meine Überlegungen, nicht einmal um meine Schönheit. Das Wichtigste war, dass ich einen weißen Arsch hatte und bereit war, ihn zur Schau zu stellen.

In der Welt gibt es diesen Trend der «30 before 30», das heißt 30 Dinge, die man tun sollte, bevor man 30 wird. Und während wir normalerweise Fallschirmspringen oder Schwimmen mit Delfinen planen, ist das in China wie mir meine chinesische Freundin klarmachte, Sex mit einer weißen Person.

Meine anfängliche Wut wurde von einer Welle der Reflexion darüber überflutet, wie das Daten von Ausländern auch in Polen glorifiziert wird. *Es ist ja bekannt*, dass Menschen mit schwarzer Hautfarbe riesige Penisse haben, dass Latinos beim Sex überirdisch und dass Italiener zwar eifersüchtig, aber unwiderstehlich attraktiv sind. Ich erinnerte mich daran, dass es auch in unserem Land eine ähnliche Art von Vorurteilen und Rassismus gibt. Dass ich selbst einmal auf der anderen Seite stand, schließlich wollte ich einen Asiaten als Freund, und es war mir wirklich egal, was er tat oder dachte. Es ging zwar nicht um Sex, aber die Absicht war dieselbe. Er hätte jeder sein können, und ich wäre immer noch verknallt gewesen.

Niemand möchte wie ein Ding behandelt werden, aber was machst du, wenn andere nichts als deinen Körper sehen? Zu meinem Unglück bin ich sehr weiß und *sehr* groß – eine Kombination, die in Europa beliebt ist und in Asien mit kostenlosen Mittagessen, Dutzenden von Anfragen für ein gemeinsames Foto und Fragen, ob ich nicht Model werden möchte, belohnt wird.

Früher hatte ich in der Überzeugung gelebt, dass man als Model nicht nur hübsch, sondern auch irgendwie sportlich oder zumindest bauchspeckfaltenfrei sein müsse, um überhaupt vor die Linse eines Fotografen zu kommen. In China reichte es aus, dass ich ein großer Mann und weiß war. Das war das ganze Rezept für eine Karriere als Model. In gewisser Weise war es befreiend, weil ich selbst bleiben konnte, aber andererseits konnte ich nicht anders, als mich mit *echten* Models zu vergleichen, die außerhalb dieser chinesischen Bubble leben.

Dass Modelle wie Objekte behandelt werden, ist nichts Neues oder Entdeckendes. Ich denke, jeder von uns ist alt genug, um zu wissen, dass diese Prozesse stattfinden. Wir urteilen über Menschen in der Werbung, in Zeitschriften, auf Instagram oder auf dem immer beliebteren Tik-Tok (das ja, ha ha, chinesisch ist), wir tun es ständig und obendrein fast gänzlich unreflektiert. Wir interessieren uns für das Aussehen, weil es visuelle Medien sind. Es interessiert uns nicht, wer diese Person ist – ihre Funktion ist es, unsere Begierde oder unsere visuellen Bedürfnisse zu befriedigen. Filmstars haben jahrzehntelang die öffentliche Beurteilung jedes Zentimeters ihres Körpers überlebt, und ich überlebte es nur zwei Jahre lang in China. Habe ich das Recht, mich zu beschweren, wenn das in einigen Berufen eine Art Voraussetzung ist?

## Sex wie am Fließband

Der fehlende Kontakt zu meinen Freunden wegen der chinesischen Internetblockade (kein YouTube, Facebook, Instagram) + meine grundlegende Depression + das Hochstaplersyndrom, ausgelöst dadurch, dass ich plötzlich *Lehrer* genannt wurde + die Tatsache, dass ich kein Chinesisch verstehe und daher auch *niemanden* kontaktieren konnte (weil dort kaum jemand Englisch spricht), führten dazu, dass ich mich mit Männern wegen etwas traf, das ich mein ganzes Leben lang verachtet hatte – zum Sex.

Anfänglich war ich von dieser Macht berauscht. Schließlich hatte ich, der ewige Ausgestoßene der Gesellschaft, nicht nur Erfolg bei Männern, sondern konnte auch bestimmen, *wann, wo und mit wem*. Nur Menschen mit geringem Selbstwertgefühl werden verstehen, wovon ich spreche. Plötzlich stand ich im Rampenlicht und wurde nicht mehr ausgelacht und kritisiert, sondern ersehnt und begehrt. Ich hatte keine Bremse, keine Form der Reflexion. Ich tauchte in den Fluss des Lebens ein und wurde von einem Strom von Möglichkeiten mitgerissen. Ich erlebte Sex und Vergnügen, wie ich es noch nie erlebt hatte. Ich stellte Bedingungen, ich habe gefordert, ich konnte zwischen den Kandidaten wählen. Ich war aus Gold gemacht. Ich war ein Gott.

Die Langeweile machte sich schnell breit. Die nächsten Typen waren das Gleiche, nur mit einer etwas anderen Statur. Der Sex war vielfältig, aber im Kern immer derselbe. Ich versuchte es mit Hilfe von Fetischen zu retten, aber das lenkte nur von dem Problem ab, das meine Tagebücher sehr schnell deutlich machten – ich war leer.

Es war ein Gefühl, das ich von meiner depressiven Sinuskurve her kannte, so dass es an sich kein Schock war. Der Schock bestand darin, dass ich es genau dort fand. Hatte ich nicht einen super Job, bei dem ich fan-tas-tisch bezahlt wurde? Waren meine Freunde nicht großartig? Hatte ich nicht ein wilderes Sexleben, als ich es mit jemals erträumt hätte? Waren diese Männer nicht wunderschön? Ich wollte schon immer Sex mit schönen Männern haben, und jetzt hatte ich mehr davon, als mein Kalender hergab.

Es ist eine Art Fluch – die Erfüllung aller Träume. Es wurde nicht geplaudert, weil weder ich Chinesisch sprach noch sie Englisch. Ich würde gerne wie eine Art Liebesroman aus der Buchhandlung klingen und sagen, dass wir uns in der Sprache der Liebe gefunden haben, aber das wäre eine Vereinfachung, die ich nicht vornehmen werde. Wir haben nicht in der Sprache der Liebe zueinander gefunden, weil es diese Sprache dort nicht gab. Es war Lust, und dazu noch auf eine schlechte Art und Weise. Männer tauchten auf, wir hatten peinliche 15 Minuten mit Google-Translate zu tun, dann gab es Sex, und dann verschwanden sie.

Es waren eine ganze Menge. Sehr viele. Was mit einmal pro Woche begann, wurde schnell zu mehreren Terminen pro Woche. Ehe ich mich versah, waren es sogar mehrere Männer an einem Tag.

Ich werde nie wissen, wie viele es waren, denn sie verschmelzen alle zu einer Person, zu einem Sex. Ich schäme mich, denn wurde mir Sex nicht als der finale Kitt einer Beziehung gezeigt? Als die intimste Form des Zusammenseins mit einem anderen Menschen? Bin ich ein Flittchen oder bin ich frei? Hat Sex überhaupt noch einen Wert in einer Welt, in der Pornografie kostenlos zur Verfügung steht?

## Der Dreier

Ich weiß nicht, ob ich jemals von einem Dreier fantasiert habe. Vielleicht eine Zeit lang zu Beginn meines Aufenthalts in China? Doch die Sprachprobleme machten das Leben schon schwer genug, außerdem klang das alles nach *sehr* viel Arbeit.

Die Ausnahme war eine Situation, als ein Junge, für den ich mir nicht einmal einen Namen ausdenken muss, weil ich ihn völlig vergessen habe, mich fragte, ob ich daran interessiert wäre, wenn er für uns jemanden für einen Dreier finden würde. Wir hatten uns noch nie zuvor gesehen, daher erschien mir das Konzept der Suche nach einem Dritten etwas abstrakt, aber Zhao, nennen wir ihn so, war die Erfüllung all meiner Fantasien, was sein Aussehen und sein Verhalten beim Chatten auf der App betraf – er war nett, aber auch konkret, charmant, aber mit einem draufgängerischen Sinn für Humor. Das Komplettpaket.

Obwohl – vielleicht war es kein Komplettpaket, da er nach jemandem suchte, der einen Dreier vervollständigen würde?

Aber gut, das Gespräch ging noch ein paar Tage weiter. Als er jemanden gefunden hatte, wollte er mit ihm einen Videochat machen, denn viele Leute in China (aber auch in Polen) geben sich als jemand anderes aus und verwenden Fotos, die nicht ihre eigenen sind. Und er, mein Ritter, hat den Job gemacht, den ich normalerweise mache – das beste Aphrodisiakum. Ich fühlte mich umsorgt,

betreut, betütert – das waren Gefühle, die in meinen Beziehungen mit Männern nicht oft vorkamen.

Der Tag und die Uhrzeit wurden benannt – etwa 2,5 Stunden vor meinem Kurs. Da die meisten chinesischen Männer Sex am Drive-through-Fenster bevorzugen, machte ich mir keine Sorgen wegen der Zeit. Es hätte genauso gut ein Sechseck sein können, und ich hätte es trotzdem eine Stunde vor dem Unterricht in die Schule geschafft.

Die ersten Warnsignale tauchten relativ schnell auf. Sie kamen nicht zur vereinbarten Zeit, und erst auf meine Nachfrage hin sagten sie, sie würden *sofort da sein*. Solche Texte funktionieren bei mir nicht mehr, also frage ich nach Konkretem. 30 Minuten.

Ich, ein Vollidiot, warte auf diese Kartoffeln, die mir dann wieder per SMS mitteilen, dass sie sich verspäten werden. Alles in allem liegen wir also eine Stunde hinter dem Zeitplan zurück.

Sie kommen. Zhao, mein Ritter auf dem weißen Ross, und *der andere*. Angeblich ist er verrückt nach Polen und polnischen Fußballern (ein Phänomen, das sich noch mehrmals wiederholen wird, aber meist nur auf Lewandowski gerichtet ist). Zhao übernimmt schnell die Rolle des Gastgebers – er sieht sich das Bett an, sagt, dass sie duschen müssen (in China ist es sehr beliebt, vor und nach dem Sex *so schnell wie möglich* zu duschen), dass er hier warten würde und unser Fußballer sich ganz schnell waschen solle.

Peinlichkeit erfüllt den Raum, als wir allein bleiben. Ich weiß nie, ob es daran liegt, dass ich groß bin (was viele Männer als sehr stressig finden, was nur bestätigt, wie zerbrechlich das männliche Ego ist), oder daran, dass ich weiß bin (ein starker Trumpf in China), oder ob es einfach an meinem unwiderstehlichen natürlichen Sexappeal liegt. Zhao weicht meinem Blick systematisch aus, wir reden über etwas, aber das Gespräch gerät ständig ins Stocken.

Der Fußballer ist mit dem Waschen fertig und kommt aus dem Bad. Er ist schon nackt, bereit für Action.

Es erstaunt mich immer wieder, mit welcher Leichtigkeit und ohne jede Peinlichkeit chinesische Männer nackt herumlaufen können. Ich führe das auf die Tatsache zurück, dass es in den Schulen offene Toiletten gibt (keine Wände im Inneren, nur Toiletten vom Typ Skifahrer, die in einer Reihe aufgestellt sind), aber nicht nur das. In einigen Einkaufszentren sehen die Herrentoiletten immer noch so aus, doch zwischen den Skifahrern stehen 30 Zentimeter hohe Wände. Ich weiß nicht, was das verbergen soll, denn vom Toiletteneingang aus kann man all diese Männer sehen, wie sie Videos schauen, Spiele spielen, Zigaretten rauchen und Nummer zwei machen.

Zhao geht unter die Dusche, und der Fußballer macht sich bereits an die Arbeit. Meine Vorstellung von Smalltalk ist durch die Operation *Waschmaschine*, die seine Zunge in meinem Mund ausführt, in den Hintergrund getreten. Damit ich mich nicht verirre, führt er meine Hände zum Zielort.

Nein, ich habe nicht nein gesagt. Ich dachte, dass das so üblich ist, dass es *normal* sei. Diese Typen konzentrieren sich einfach darauf und brauchen nichts

anderes. Über die Dummheit dieses Gedankens werde ich erst viel später nachdenken, aber vielleicht muss es jemand jetzt hören? Die Tatsache, dass Dein Penis sich nicht innerhalb von 2 Sekunden nach dem ersten Kuss für dich aufrichtet, ist normal, und lass dir von niemandem einreden, dass mit dir *etwas nicht stimmt*. Das Bedürfnis nach Verführung, Vorspiel, Funken zwischen Menschen – ist ein *menschliches* Bedürfnis, nicht nur ein weibliches. Du hast das Recht, mehr zu erwarten. Du hast das Recht, mehr zu wollen als nur Sex.

Das Vorspiel ist für den modernen Chinesen ein abstrakter Begriff. Ich weiß nicht, ob es an mangelnder Zeit, mangelnder Lust oder mangelndem Wissen über solche Vorgänge liegt, aber ich kann an den Fingern einer Hand abzählen, wie oft ich einen chinesischen Flirt erlebt habe. Hier war es nicht anders – ich wurde von der Hand des Fußballers nach unten geschoben und kam auf Kniehöhe hinunter.

Mir war komisch, aber ich gab keinen Kommentar ab. In meinem Kopf dachte ich noch, dass das normal sei, schließlich bin ich beim Sex passiv.

Zhao kommt aus dem Badezimmer. Gekleidet. Mit einem zu einem Würfel gefalteten Handtuch und einem Lächeln im Gesicht.

Ich erinnere mich noch gut an den Schock in seinem Gesicht, als er sah, was sich bereits in meinem Wohnzimmer abspielte. Er war wahrscheinlich noch mehr überrascht als ich. Wir schwiegen jedoch beide und spielten die Rollen, für die wir uns hier angemeldet hatten.

Die Handlung verdichtete sich und mein schlimmster Horror wurde wahr. Bei Dreiecken hatte mich immer erstaunt, wie all diese Leute in der Lage waren, die Zeit des Höhepunkts bei allen unter einen Hut zu bringen. Was soll ich da sagen – ich habe nur einen Hintern und die sind zwei – nun, nicht jeder kann genau dort sein, wo er sein möchte. Die Leute haben mir erklärt, dass es sich auf *natürliche* Weise ergibt, und dass *das kein Problem* sei.

Doch. Es gab ein Problem damit. Zumindest war es für mich ein Problem. Und das Allerdümmste war, wenn einer von ihnen anfing zu glauben, es handele sich um eine Art Verhandlung darum, *wer härter an meinem Kopf zieht*.

Wir legten uns aufs Bett, und ich dachte schon, das würde die Sache ein wenig regeln, aber leider gingen die Scharmützel um meinen Körper weiter. Wie es in China so ist, verlief alles sehr geschwind und eilig, so dass die Jungs schon nach wenigen Minuten mit der Penetration begannen. Eine seltsame Tatsache, die aber mit dieser Geschichte zusammenhängt: Mein Körper mochte Sex so sehr, dass ich in der Regel kein Gleitmittel brauchte, selbst wenn ein Kondom benutzt wurde. Ich hatte also zwangsläufig kein Gleitmittel zu Hause, und sie hatten es nicht mitgebracht (in China ist die passive Person diejenige, die für den Kauf der gesamten Sexausrüstung verantwortlich ist).

Ich bin mir bewusst, dass Rimming (Afterlecken) nicht jedermanns Sache ist. Ich selbst habe mich unzählige Male dagegen gestraubt, aus Angst, meinem Partner hässlich, ungepflegt oder unrein zu erscheinen. Jetzt weiß ich, dass es nur um das Wort «unwürdig» ging. Denn wie kann ich es wagen, von jemandem zu verlangen, dass er sich nur mit mir und einzig mit mir beschäftigt? Jedenfalls brauchte ich dank des Rimmings kein Gleitmittel, also wurde diese Forderung auch an Zhao

und den Fußballer gestellt, die sich nicht als große Fans davon erwiesen. An dieser Stelle kam das nächste Warnsignal ins Spiel, denn die Magie des Rimmings ist nicht nur ein Prolog, sondern gleichzeitig auch eine Rezension des kommenden Sex. Frag mich nicht warum, aber schlechtes Rimming = schlechter Sex. Zumindest ist das meine Erfahrung. Ehe ich mich versah, wollte der erste Penis in mich eindringen.

Eine Lektion für potenzielle Liebhaber: Wenn jemandes Anus zusammengepresst ist, dann nicht, weil er erregt ist, sondern weil er gestresst ist. Das Nachfüllen von Gleitmittel entspannt es nicht, sondern ermöglicht die Penetration *trotz* Stress.

Als sie merkten, dass sie Gleitmittel brauchten, um hineinzukommen (das ganze Gespräch fand auf Chinesisch statt, so dass ich jedes achte Wort verstand), verließ der Fußballer das Schlafzimmer und kam nach einer Weile zurück. Ich hörte das Klicken der sich öffnenden Flasche, und nach einem Moment verteilte sich die kühle Flüssigkeit auf meinem Körper.

Sie kamen rein.

Der Schmerz wurde jedoch durch einen sehr vertrauten Geruch gedämpft. Etwas Minziges und... Blaues?

Es war die Farbe, die meine Synapsen verband. Mein Duschgel. Diese Typen benutzen mein Duschgel als Gleitmittel.

Ich habe etwa 5 Bonussekunden gebraucht, weil es nicht in meiner Natur liegt, Absurdes zu begreifen. *Was muss, verdammt noch mal, in den Köpfen dieser Leute vorgegangen sein, dass sie das für eine gute Idee hielten?* Ich rutschte zur anderen Seite des Bettes. Und bat sie, zu gehen.

Es gibt viele Ähnlichkeiten zwischen dieser Situation und der, die neun Jahre zuvor stattgefunden hatte, als ich als erschütterter Teenager im Auto eines Fremden am Ufer der Weichsel saß. Ich erzähle diese Geschichte, weil ich jetzt 26 Jahre alt war und zum ersten Mal *Nein* zu einem Mann sagte.

Seit meinem ersten sexuellen Kontakt mit einem Mann waren 9 Jahre vergangen. 9 Jahre Sex, in denen es nicht darauf ankam, wer ich war, was ich tat, wie ich dachte. 9 Jahre lang wurde ich so behandelt, wie ich es mir gewünscht habe. So, wie man mir beigebracht hat, dass ich behandelt werden sollte. 9 Jahre lang habe ich ehrlich geglaubt, dass ich nicht mehr verdiene als das, was mir gegeben wurde. 9 Jahre lang darum betteln, von einem Mann *ausgewählt* zu werden.

## Unterdrückung – Die Entstehung von Scham

Ich habe hier keine Geschichte darüber, wie ich im Alter von 14 Jahren obdachlos wurde, was schade ist, weil dieser Beitrag wahrscheinlich viel mehr Dramatik hätte. Ich wurde zu Hause wegen schlechter Noten und schlechtem Benehmen geschlagen, aber das war bei den meisten meiner Altersgenossen so.

Ich war kein fleißiger Schüler und habe mich auch eher nicht darum bemüht, und meine Eltern sahen nicht ein, dass Prügel für schlechte Noten auf Dauer nichts bringen. Aber sie schlugen mich weiter. Ich hatte oft nebenbei erwähnt, ob sie nicht sehen würden, dass diese Schläge nichts bringen. Ihre Antwort war, dass sie mich liebten und nicht wüssten, was sie tun sollten. Also verprügelten sie mich weiter.

Der wirkliche Test, die wirkliche Panik, begann erst am Ende, als die Gewalttätigkeit und die Trunksucht meines Vaters (schönen Gruß an Edwin) so weit gingen, dass es unmöglich war, ihn ohne seinen Whiskey-Krug zu finden. Jahrelang soff er jeden Abend weiter und weiter. Als ich ein Kind war, war das für mich völlig normal, und es kam mir nie in den Sinn, es zu hinterfragen, aber im Lyzeum war es schwer, es nicht zu sehen. Zumal er von Vorfall zu Vorfall aggressiver wurde.

## Der Kampf gegen das Curry-Huhn

Die Freunde meiner Eltern haben mich einmal für die nächtliche Inventur in der Drogerie «Hebe» im Zentrum von Warschau engagiert – ich bin immer noch nicht imstande, dort hineinzugehen. Eine langwierige und mühsame Arbeit mit vielen Tücken, zumal sie in der Nacht stattfand. Das Unglück wollte es, dass das Curry-Huhn, das ich zuvor gegessen hatte, nicht lange in meinem Magen bleiben wollte. Also musste ich immer wieder nach Hinten gehen und versuchen, die Personaltoilette zu erreichen. Natürlich war diese ständig besetzt, und wenn sie nicht besetzt war, war jemand im Nebenzimmer. Es war eines dieser wunderbaren Badezimmer, die nur als Lautsprecher für den leisesten Seufzer eines Schließmuskels zu funktionieren scheinen.

Also lief ich hin und her, was offenkundig gegen die Regeln verstieß, die nicht mehr als eine 10-minütige Pause erlaubten (zweimal in der ganzen Nacht!!!), und die keine Gruppensitzungen im Hinterzimmer erlaubten. Mein mangelndes Durchsetzungsvermögen half mir nicht dabei, die Leute aus dem Hinterzimmer hinaus zu bitten, und so rannte ich etwa 30 Mal dorthin, und trotzdem gelang es mir nicht, die Last des Currys loszuwerden.

Ein paar Tage später erfuhr ich, dass ich für den Auftrag nicht bezahlt werden würde, weil die Kameraüberwachung bestätigte, dass ich die Regeln nicht eingehalten hätte. Die Bekannten erzählten meinen Eltern davon, und mein Vater (total betrunken) fing an, während des Abendessens herum zu schreien und mir die Frage zu stellen: *Glaubst du, dass nur du in diesem Haus die Karten gibst!* (was das mit der Situation zu tun hatte, weiß ich nicht, aber ich erinnere mich, dass er genau diese Worte schrie), dann erklärte er, *du wirst mir nie wieder solche Schande bereiten*, und dann gab er mir eine Ohrfeige.

Ich weiß nicht mehr, was ich den Leuten in der Schule erzählt habe, aber ganz sicher nicht die Wahrheit. Das Veilchen unter meinem Auge hielt sich zwei Wochen lang, es war also nicht so, dass niemand die Chance hatte, es zu sehen. Vielleicht wusste jeder, woher es kam, also hatte es keinen Sinn, danach zu fragen? Vielleicht hatten sie auch schon einmal eins aufs Maul bekommen und wussten daher, was los war.

Ich fühlte eine seltsame Genugtuung, als ich meinem Vater direkt ins Gesicht sah. Hat er gesehen, was er getan hat? Die Striemen an meinem Hintern waren nicht zu sehen, aber das Gesicht... die Augen...

Ich weiß es nicht. Es gab weder Reue noch eine Entschuldigung. Aber in den kommenden Jahren würde ich mir einreden, dass ich es verdient habe, weil ich nicht stark genug war, meinem Vater die Stirn zu bieten.

## Ein guter Junge

Als mein Vater das nächste Mal betrunken war und meine Mutter angriff und mein Bruder (wirklich mutig) losstürzte, um sie zu verteidigen, bin ich...

Bin ich in meinem Zimmer im Obergeschoss geblieben. Sie prügeln sich da unten miteinander, und ich kämpfte – mit mir selbst. Sollte ich schreien? Soll ich versuchen, mich zu prügeln? Wenigstens hinuntergehen und meine Mutter von dort wegzuholen? Egal auf welche Weise, aber helfen!

Aber die Angst hat gesiegt. Angst und Scham, nicht stark genug, nicht Manns genug zu sein.

Ich war kein starker Junge. Ich war kein tapferer Kerl. Ich kannte und verstand Gewalt nicht und wusste daher nicht, was ich tun sollte, als mein eigener Vater meine Familie schlug. Alle paar Monate werde ich systematisch an die Situation erinnert, auch wenn schon acht Jahre seitdem vergangen sind. Die Angst und die Scham verschwinden nicht.

Ich rannte die halbe Treppe hinunter, um ihnen zu helfen, aber als ich sah, wie meine Mutter schrie und weinte, während mein Bruder versuchte, meinen betrunkenen Vater von ihr wegzuziehen, blieb ich mitten in einem Schritt stehen.

Was konnte ich schon tun? Was habe ich mir dabei gedacht? Dass ich *tatsächlich* etwas tun würde?

Ich bin zurück in mein Zimmer gegangen. Ich ging eine Stufe nach der anderen hinauf und spürte, dass dies eine *der* Entscheidungen war, die mich für den Rest meines Lebens definieren würden. Es gibt keine Worte, und ich weiß nicht, ob es jemals ein Wort für diese Art von Scham geben wird, die ich damals empfunden habe und heute mir selbst gegenüber empfinde.

Als mein betrunkenere Vater die Treppe hinaufging, blieb er in meinem Zimmer stehen. Diese Angst... ich werde sie nie vergessen. Es war wie in diesen Horrorfilmen, wenn sich der Mörder dem Opfer nähert, man seine Schritte hört und die Kamera auf das Gesicht der Person zoomt, die weiß, dass das das Ende ist. Dass sie nicht nur sterben wird, sondern dass sie einen schrecklichen Tod sterben wird.

Genau so habe ich mich gefühlt. Er kam auf mich zu und... klopfte mir auf die Schulter. Mit dem Geruch von Whiskey im Mund sagte er mir, dass ich *ein guter Junge* sei.

Ich frage mich, wie man da keine *Daddy Issues* haben kann? Wie soll man da keine völlig verkorksten Beziehungen zu Männern haben? Was ist das eigentlich für ein Unsinn – wie kann man schwul sein und Angst vor Männern haben?

Whiskey werde ich nie wieder im Leben anrühren. Schon bei der bloßen Erwähnung dieses Wortes zuckte ich unwillkürlich zusammen. Ich werde nie wieder

fröhlich den Song «Whiskey meine Frau/du bist die beste aller Ladies»<sup>9</sup> singen. Ich werde den Raum verlassen, in dem er getrunken wird. Ich werde kotzen, wenn ich ihn aus Versehen auf der Party bei Freunden trinke. Whiskey wird kein alkoholisches Getränk sein, nicht einmal eine Sache. Es wird meine private Zeitmaschine sein, die mich nie vergessen lassen wird, was es heißt, *ein guter Junge* zu sein.

## Das Kind eine Etage tiefer

Als ich in China lebte, wurde ich mehr als einmal mit häuslicher Gewalt konfrontiert. In den Wohnblocks werden die Schreie von Kindern, die ihre Eltern anflehen, sie nicht mehr zu schlagen, sogar noch mehrere Stockwerke höher getragen. Die instinktive (und erlernte) Reaktion der Eltern besteht darin, erst zu schreien und dann zu schlagen, bis das Kind versteht, wie sehr es seine Familie entehrt hat.

Ich behaupte ja nicht, dass China schlechter ist als Polen. Man kann es dort einfach besser durch die Wände hören.

Für mich ist jedes weinende Kind ein Wiedererleben von Traumata aus meinem eigenen Zuhause. Ich erinnerte mich noch daran, wie ich Gott angefleht hatte, mich verschwinden zu lassen. Meine Eltern verschwinden zu lassen. Am Tag der Elternabende dachte ich daran, vor einen Bus zu springen, von zu Hause wegzulaufen. Geschlagen zu werden ist eine Qual, aber darauf *zu warten, geschlagen zu werden*, ist eine ganz andere Dimension der Angst.

Die Laute, wenn ein Kind geschlagen wird, lähmen meinen ganzen Körper. Ich bin in China, und als 26-jähriger Mann erstarre ich völlig, und mir läuft ein Schauer über den Rücken. Zuerst kommt der Schmerz. Lebendiger Schmerz, als ob es mein eigener wäre – ich kann ihn auf meiner Haut *fühlen*. Ich weiß nicht, was ich tun soll, denn was macht man da? Als man mich schlug, wollten meine Eltern, dass ich selbst meinen Hintern rausstrecke, damit sie mich mit einem Gürtel schlagen konnten. Noch heute haben die Worte «Zieh deine Hose aus» für mich eine ganz andere Bedeutung als für den Rest der Bevölkerung – es ist ein Blitz des Entsetzens. Die Bereitschaft, sich bestrafen zu lassen.

Wenn ich keinen weiteren Schlag mit dem Gürtel mehr ertragen konnte, hielten sie mich an der Hand fest und schlugen mich, wohin es nur ging: auf die Beine, auf den Rücken, nur um die vorher festgelegte Zahl zu erreichen – 10, 15, 20. Dann war die Bestrafung vorbei, und sie gingen in einen anderen Teil des Hauses, und dann riefen sie mich zum Abendessen.

Ist Dir klar, wie verrückt es ist, wenn die Person, die Dich verprügelt, Dir anschließend das Abendessen serviert? Und dann sitzt Ihr herum und schaut Euch einen Film an, als wäre nichts passiert?

Die Angst und der Schmerz sind so lebendig, dass ich aus der Wohnung laufe und weitere Korridore durchsuche, um die Tür zu finden, aus der das Schreien und

<sup>9</sup> «Whiskey moja żono/tyś najlepsza z dam» («Whiskey meine Frau- du bist die beste aller Ladies») – Text eines sehr beliebten Liedes der polnischen Bluesband Dżem aus den 1980er Jahren.

Weinen kommt. Ich renne und renne. Ich frage mich, was ich in einem fremden Land mit meinen geringen Chinesischkenntnissen tun kann. Es könnte ja sein, dass sie die Wohnungstür nicht öffnen, dass sie mich völlig ignorieren. Schließlich werde ich doch nicht die Polizei anrufen (obwohl ich es versucht habe), weil dort niemand Englisch spricht.

Ich klopfe an die Tür. Ich hämmere und hämmere, und die Stimmen im Inneren verstummen.

Ich höre die Stimme eines weinenden Mädchens, das überraschenderweise ein wenig Englisch spricht. Und ich frage mich, wie es wohl ist, als 13-jähriges Mädchen mit einem Fremden hinter der Tür Englisch zu sprechen.

Sie kann die Frage «Was ist los?» nicht beantworten. Sie entschuldigt sich. Sie entschuldigt sich mehrmals und sagt, dass *sie jetzt ruhig sein werden. Dass sie nichts sagen wird. Dass sie sich bei mir bedankt, mir aber nun gute Nacht wünscht.*

Ich gehe wieder zu mir nach oben. Bitter und traurig, denn was habe ich bewirkt? Hat sich irgendetwas geändert? Wird sie weiterhin geschlagen, und wird man sie einfach bei nächster Gelegenheit nur dazu zwingen, leiser zu weinen?

Ich weiß nicht, was man in solchen Momenten tut. Ich weiß nicht, wie Menschen in Stresssituationen in der Lage sind, nüchtern zu denken. Ich kann es nicht. Ich denke zurück an mein Elternhaus und an «Ziehe deine Hose aus». Ich sehe meinen Vater sagen, dass ich *ein guter Junge* bin. Ich sehe mich nicht in der Lage, in ein Geschäft zu gehen, um einen Ledergürtel für meine Hose zu kaufen, also suche ich seit Jahren nach Gürteln, die aus Stoff hergestellt werden. Alles, was ich sehe, ist meine größte Angst – mein Zuhause.

## **Bobbys Mutter**

Mein langjähriger Freund in China stellte sich als offen schwul vor. Seine Eltern wüssten es, seine Schwestern wüssten es, seine Freunde wüssten es. Später erfuhr ich, dass sich, wie bei vielen Chinesen, sein Coming-out damit verband, dass ein Elternteil (in der Regel die Mutter) dem Kind drohte, ein Elternteil würde Selbstmord begehen, wenn es das nicht widerrufe. Es ist beängstigend, sich überhaupt nur vorzustellen, was in der Psyche eines Kindes zurückbleibt, das so etwas durchmachen muss. Psychische und emotionale Erpressung ist eine in China hoch entwickelte Kunst, die täglich angewendet wird.

Nun, aber zurück zu meinem Freund. Wir wohnten in der Provinzhauptstadt, also in einer ziemlich großen Stadt (10 Millionen Einwohner), und seine Familie war zwei Zugstunden von uns entfernt. Anlässlich des Drachenbootfestes fuhr er, wie die meisten Chinesen, übers Wochenende nach Hause. Wir hatten vereinbart, dass er seiner Familie von mir erzählen würde – sie wussten zwar, dass er schwul war, aber sie wussten nichts über den Mann, mit dem er zusammen lebte. Eigentlich wollte er es schon lange sagen, aber er hat das Thema immer mit der Begründung hinausgezögert, es sei *kein Thema für ein Telefongespräch*. Was ich verstehe, denn es ist tatsächlich kein Thema für ein Telefongespräch. Ich hatte ihn die ganze Zeit, die er Zuhause *war, nicht bedrängt und nie etwas gesagt*.

Bobby kam mit zwei Gläsern Zhajiangmian (sprich: dsha-dshiang-mjen) zurück, eines der wenigen Gerichte, die ich in der chinesischen Küche liebe. Zwei mächtige Einmachgläser. Bobby sagte, seine Mutter habe sie extra für seinen Freund gemacht.

«Welchen Freund?»

Nun, ja... Er hatte ihnen nämlich nicht von mir erzählt. «Irgendwie ergab sich dieser [...] Moment nicht.»

«In dem Sinne, dass ich dein Freund bin, oder dass ich überhaupt existiere?»

Darauf sagte er, er wisse nicht, ob es sich überhaupt lohnen würde, ihnen von mir zu erzählen. Sie würden nur gestresst sein. Ob das so schrecklich sei? Schließlich würde ich sie sowieso nicht besuchen. Sie sprächen kein Englisch.

«Also verstehe ich es richtig, dass wir nicht von einer Situation ausgehen, in der ich deine Familie jemals sehen werde?»

«Nicht jetzt. Vielleicht können wir irgendwann wieder darüber reden?» Er wolle sichergehen, dass ich der Richtige sei.

Zhajiangmian-Soße ist nicht wie die Tomatensoße aus Łowicz, die man aus dem Glas schüttet und *voilà*, schon hat man ein Gericht. Von dieser Sauce braucht man 1-2 Esslöffel pro Portion, so dass ein Glas in etwa einem Monat aufgebraucht ist.

Jedes Mal, wenn ich den Kühlschrank öffnete, war das wie ein Stich ins Herz. Es erinnerte mich daran, dass ich für seine Eltern (und in China sind Eltern eine *wirklich* wichtige Sache) nicht existierte oder höchstens *ein guter Freund* war. Ich existierte nicht einmal dem Namen nach.

Es mag einen Hauch von Erregung geben, wenn Deine Beziehung eine verbotene Frucht ist, aber dieser Nervenkitzel vergeht sehr schnell. An seine Stelle tritt geschickt Ärger, denn obwohl mein Freund häufig in den sozialen Medien postete, fand ich mich dort nie mit ihm wieder. Obwohl er Hand in Hand mit mir durch die Stadt ging und sagte, *er schäme sich für nichts*, hatte er Angst vor seinen Angehörigen. Oder empfand Scham. Oder beides.

Jeder, der schon einmal in dieser Situation war, weiß, was das für ein mieses Gefühl ist, wenn man die ganze Zeit zensiert wird und sich verstecken muss. Man muss für jedes Ereignis eine völlig neue Erzählung erstellen, weil man alle *gefährlichen* Informationen manuell löschen muss – das führt zu Paranoia und Schizophrenie. Man hat zwei getrennte Leben, die von einem Körper geführt werden sollen. Dies scheint physisch unmöglich zu sein, doch queere Menschen tun sich das seit Jahren an.

## Denken andere auch so?

Meine erlernte Passivität gegenüber dieser Art von Verhalten wurde mir im Laufe der Jahre in der Schule beigebracht, wo für einen Klugscheißer wie mich kein Platz war. Es gab keinen Raum für das Hinterfragen von Unterrichtsmethoden (vielleicht habe ich deshalb Pädagogik studiert?), für das Entfachen von Rebellion.

Unsere Mittelschullehrerin, eine unglaublich sympathische Frau, aber ohne Leichtigkeit im Unterrichten, wollte mich vor der Klasse bloßstellen, weil ich ein deutsches Wort nicht nach Zeitformen oder Fällen konjugieren konnte. Auf die Frage, warum ich das nicht könne, antwortete ich, dass der Stoff langweilig sei und

das Lerntempo zu schnell (zu 100 Prozent hatte ich einen anklagenden, fordernden Tonfall, so dass ich ihr in gewisser Weise überhaupt keine Schuld gebe).

Die Lehrerin fragte: «Denken die Anderen das auch?» Schweigen. Keiner sagte etwas. «Na dann eine Fünf und hinsetzen!»

Und was passierte nach der Deutschstunde? Fast *jeder* Schüler in meiner Klasse kam zu mir, um mir zu sagen, dass er mit mir übereinstimmte, sich aber die Lehrerin nicht zum Feind machen wollte.

Dies ist ein erlerntes Verhalten – nicht zu reagieren aus Angst vor Konsequenzen. Wann warst Du das letzte Mal in einer Situation, in der Du die Möglichkeit hattest, eine riskante Entscheidung zu treffen, ohne dass diese Entscheidung schlimme Folgen hatte? Uns wurde nicht beigebracht, Risiken einzugehen, oder anders – und wird nicht beigebracht, Misserfolge zu ertragen, wenn wir Risiken eingehen. Warum also sollte sich jemand das Leben selbst schwer machen?

Uns wurde beigebracht, keine Meinung zu haben. Mir wurde meine Passivität *beigebracht*.

## Die spielen ja schon wieder diese Lesbe

Wir outen uns nicht vor jedem. Wir sagen, wir würden es nicht verstecken, aber zumindest in meinem Fall habe ich meine Orientierung oft ganz bewusst nicht preisgegeben.

Ich erinnere mich an einen Friseurbesuch irgendwann im Jahr 2017/2018: Ich sitze auf dem Stuhl, da gibt es die Friseurin und irgendwo am Schreibtisch die Inhaberin des Ladens. Ein Song beginnt gerade im Radio (der lief damals wahrscheinlich auf jedem Sender) und die Friseurin faucht: «Die spielen ja schon wieder diese Lesbe».

Mein Outing lag fast 6–7 Jahre zurück, und ich hatte mir damals hoch und heilig geschworen, dass ich immer auf der Seite der LGBTQ+ stehen würde.

Das habe ich nicht.

Es war die Angst vor... wovor denn?

Es gab keinen Proll, der mich verprügeln würde, keine dunkle Gasse, nichts direkt Gefährliches. Das Schlimmste, was hätte passieren können, war ein schlechter Haarschnitt, aber Haare wachsen ja schließlich nach, oder?

Komischerweise hatte ich schon einige Monate zuvor gedacht, ich hätte mich bei meiner Friseurin geoutet. Damals brach etwas in mir durch, und wie die Protagonisten in amerikanischen Filmen gestand ich meiner Friseurin all meine Probleme – über die Beziehung zu meiner Mutter, meine Probleme mit meiner Mitbewohnerin, über den Typen, mit dem ich zusammen war.

Gott, wie lange hatte ich dazu angesetzt, ihr von diesem Freund zu erzählen. Ich war ein Supercomputer, der den ganzen Raum scannen konnte, jeden Millimeter des Gesichts, ALLES, was darauf hinweisen könnte, dass meine Friseurin schwulenfeindlich war.

Nichts dergleichen geschah, und ich war sogar erstaunt, wie ungerührt sie blieb. Damals habe ich mich gefreut, aber jetzt denke ich, dass sie mir damals vielleicht

gar nicht zugehört hat. Ich denke, das ist die einzige Option, die Sinn ergibt. Die andere wäre, dass Schwule ok sind, aber Lesben igitt? Sollten Friseure nicht unsere Beschützer und Patinnen sein? Gute Seelen, die zuhören und verstehen? Zumindest wurde mir das in amerikanischen Filmen so beigebracht.

## Die Homophobie, in der ich lebe

Sie kennen doch den klassischen Satz über die versteckte Homophobie: «Ich habe nichts gegen Homosexuelle, ABER»?

Ich habe nichts gegen Schwule und Lesben, ABER die CSD-Paraden nerven mich; ABER ich mag keine tuntigen Schwulen; ABER ich bin nicht mit der gleichgeschlechtlichen Ehe einverstanden; ABER ich möchte nicht sehen, wie sie sich auf der Straße küssen; ABER sie müssen sich nicht so zur Schau stellen, ABER sie sollen keine Kinder adoptieren; ABER sie sind eine Minderheit, also sollten sie sich anpassen; ABER ich würde nicht wollen, dass mein Sohn schwul/lesbisch ist; ABER ich finde, dass es zu viele queere Menschen in den Medien gibt; ABER komm zur Hochzeit mit einer Person des anderen Geschlechts; ABER so sollte sich doch kein Mann anziehen; ABER sie ist wahrscheinlich lesbisch, weil keiner es ihr richtig besorgt hatte; ABER eine Frau sollte Kleider tragen; ABER eine Trans-Person ist kein Mann; ABER ich mag verweichlichte Typen nicht; ABER warum sind sie bei Protesten so aggressiv – das verbessert ihr PR nicht; ABER hast du schon einmal versucht, in einer normalen Beziehung zu leben? Vielleicht bist du gar nicht lesbisch; ABER Männer sollten keine High Heels tragen; ABER warum sind alle Lesben so überempfindlich; ABER ich will nicht in der Zeitung darüber lesen; ABER das Ziel im Leben eines Mannes/einer Frau ist es, eine Familie zu gründen; ABER vielleicht solltest du ein Kleid zu dieser Hochzeit tragen; ABER kannst du nicht einmal über etwas schweigen und einfach einen schönen Abend mit deiner Familie verbringen? ABER warum muss du es gleich an die große Glocke hängen; ABER das in Kinderfilmen zu zeigen, ist ein bisschen übertrieben; ABER sie haben es doch nicht so schlecht, denn mein Freund beschwert sich nicht; ABER ich würde mein Kind nicht mit so einer Person alleine in einem Raum lassen; ABER rede vielleicht an Weihnachten nicht von deiner Partnerin? ABER Transsexuelle sind ekelhaft; ABER du kannst nicht der Lehrer meiner Kinder sein; ABER da sie keine Kinder haben können, beuten sie nur den Staat aus; ABER was werden die Leute sagen, also halte es geheim; ABER du solltest das auf keinen Fall in deinem Unterricht besprechen; ABER sei vorsichtig, weil *sie* dich mit HIV anstecken; ABER sprich nicht mit den Kindern in der Schule darüber; ABER er sieht aus wie eine echte Schwuchtel; ABER es ist bekannt, dass alle Schwulen in der Vergangenheit vergewaltigt wurden, also ist es nicht ihre Schuld; ABER sprich nicht mit Teenagern darüber, weil sie sonst auf dumme Ideen kommen; ABER könntest du dich ein bisschen männlicher verhalten? ABER die Schaffung von Sonderrechten für die Minderheit ist eine Unterdrückung der Mehrheit; ABER es geht gegen meinen Glauben; ABER die andere Person hat etwas dagegen, also stell es nicht zur Schau; ABER es ist ein bisschen widerlich; ABER zu meiner Zeit hatten sie wenigstens den Anstand, sich zu verstecken; ABER

ich werde nichts zur Verbesserung der Situation tun, weil das nicht meine Probleme sind.

## Ein lebender Blutstropfen

Mit meinem Ex-Freund und meiner Mutter fahren wir einmal zu einer Bekannten, die einen Lebenden-Blutstropfen-Test durchführt. Ich will jetzt nichts zur Fragwürdigkeit dieses Verfahrens erzählen – generell sticht die Dame einen in den Finger, legt einen Tropfen Blut unter das Mikroskop und erzählt, was dort vor sich geht.

Nachdem wir rausgegangen waren, nahm mich meine Mutter beiseite und teilte mir mit, dass ich meinen Freund ein wenig ostentativ berührt hätte und dass meine Mutter nichts sagen wollte, aber ihre Bekannte sich in der Situation unwohl fühlte.

Hat ein heterosexuelles Paar das schon einmal gehört? Dass es jemandem Unbehagen bereitet hat, weil es ihre/seine Hand auf die Schulter ihres Partners oder ihrer Partnerin gelegt hat? Denn ich habe niemanden geküsst, ich habe niemandem in die Hose gegriffen, ich hatte keinen heimlichen Sex auf der Toilette. Ich legte meine Hand auf die Schulter meines Freundes.

Hetero-Paare, die sagen: «Wir haben nichts gegen Homosexuelle, ABER», werden nicht verstehen, was wir durchmachen, weil es nicht in ihr Weltbild passt, dass ihre privaten Angelegenheiten jemandem Unbehagen bereiten könnten. Und es sollte richtigerweise nicht einmal in ihren Köpfen verankert sein, denn es ist tatsächlich ziemlich absurd. Aber das ist unsere alltägliche Absurdität.

## Kennenlernen der Eltern

Es ist üblich, die Eltern der anderen Hälfte kennen zu lernen.

Das ist bei uns nicht die Norm. Es ändert sich etwas, das sieht man, aber die Fülle der Menschen, die sich immer noch verstecken, ist immer noch nicht nur schockierend, sondern auch überhaupt nicht überraschend. Ich habe das Privileg, in Warschau zu leben, daher ist meine Sichtweise der ganzen Situation sicherlich anders als die der Menschen, die in anderen Teilen Polens leben.

Ich verstecke mein Foto nicht auf einer Dating-Website, ich gebe keinen falschen Namen an. Ich kann mit einem Freund in ein Restaurant gehen (obwohl ich diesen Blicken nicht mehr entgehen kann), ich kann (natürlich nur, wenn mich niemand sieht oder wenn es Nacht ist) jemanden auf der Straße küssen. Manchmal drücke ich meinem Freund im Bus sogar kurz die Hand. Aber auch hier gilt: nur, wenn niemand es sehen kann.

Hetero-Paare haben das Privileg, andere Fragen als LGBTQ+-Paare zu stellen. Sie werden sich nicht fragen, «*ob* man den Eltern den Partner vorstellen soll», sondern «*wann* man den Eltern den Partner vorstellt». Denn es ist natürlich, es ist gewöhnlich, es ist selbstverständlich, dass man seine Liebhaber irgendwann vorstellt.

Sie brauchen sich vor niemandem zu outen, denn sie sind selbstverständlich. Sie brauchen keine Angst zu haben, nach Malaysia zu reisen, wo Homosexualität mit Gefängnis bestraft wird, weil sie eine Selbstverständlichkeit sind.

Hetero-Liebe muss nicht, solange es sich nicht um eine Mesalliance handelt, in den Geschichtsbüchern unter der Bezeichnung «gute Freunde, die 40 Jahre lang zusammenleben» versteckt werden. Sie ist eine Selbstverständlichkeit.

Es überrascht niemanden, dass ich mit einer Freundin zu einer Hochzeit komme. Schließlich ist sie eine Frau, und ich bin ein Mann. Andererseits würde das Auftauchen eines Mannes (und hier spielt es wirklich keine Rolle, ob es sich um einen Bekannten, einen Liebhaber oder einen Begleiter handelt) Schock hervorrufen und Anstoß erregen. Man würde mir vorwerfen, dass ich das Rampenlicht auf mich lenke. Ich wäre nicht nur ein Perverser, sondern auch ein selbstverliebter *Größensinniger*, der nicht in der Lage ist, *normalen Menschen* wenigstens einen Tag zu schenken, ohne seine Sexualität *zur Schau zu stellen*.

### **Woran ich nicht denke**

Ich denke an viele Dinge nicht, an die ein normales Hetero-Paar denkt.

Ich denke nicht nur nicht daran zu heiraten, sondern auch nicht daran, ein Kind zu bekommen, d.h. ich denke nicht daran, eine Wohnung mit kurzem Anfahrtsweg zum Kindergarten zu kaufen. Ich denke nicht an die biologische Uhr, die mir sagt, dass ich bereits jemanden geschwängert haben sollte. Ich denke nicht daran, wie viel ich verdienen muss, um für all die Windeln und Arztbesuche Geld zu sparen. Ich denke nicht an einen Kredit für ein Haus mit einem separaten Kinderschlafzimmer.

Nur sehr wenige Leute fragen mich, ob ich Kinder haben werde. Ob ich überhaupt daran denke, Kinder zu bekommen, denn schließlich bin ich schwul, und in diesem Land kann ich höchstens echte polnische Familien zerstören, aus Kindern Matze herstellen<sup>10</sup> oder Ideologien schaffen, die das ganze Land bedrohen – zumindest gibt es dafür einige Einträge im polnischen Gesetz. Ein solches Problem existiert zumindest. Ich existiere nicht.

### **Ich nöргеle**

Ich glaube, ich fange an, so zu klingen, als würde ich jammern und Hetero-Paare hassen. Vielleicht ist da ein bisschen was dran, obwohl ich auch *Neid* zu dieser Liste hinzufügen möchte. Ich würde lügen, wenn ich sagen würde, ich wäre lieber schwul als heterosexuell.

Wenn wir die Macht hätten, etwas zu bewirken, würde sich wahrscheinlich jeder im Handumdrehen in einen *normalen Menschen* verwandeln. Ich würde sofort wechseln. Nicht einmal fünf Sekunden lang würde ich darüber nachdenken.

**10** «Aus Kindern Matze herstellen» – ein von den Lehren der katholischen Kirche inspirierter Aberglaube, der den Juden die Entführung und rituelle Ermordung christlicher Kinder zuschrieb und in Europa jahrhundertlang zu antisemitischer Gewalt und vielen Pogromen anstiftete; nach den für die polnische Anthropologie wichtigen Forschungen von Joanna Tokarska-Bakir wird er noch immer an die nächsten Generationen weitergegeben (wenn auch nur in Form von volkstümlichen Redewendungen).

## Es wird ein Sohn

Gestern habe ich erfahren, dass mein Bruder einen Sohn bekommen wird. Das ist in vielerlei Hinsicht besorgniserregend – unsere Erfahrungen in einem gewalttätigen Elternhaus mit Alkohol sind das Eine, aber ich habe mehr Angst vor den Erziehungsmethoden, die in der männlichen Linie unserer Familie weitergegeben werden.

Meine Mutter sagt oft, dass Gene *nicht herausgeklaut werden können*, was ebenso beruhigend wie beunruhigend ist. Mit großer Sorge beobachte ich bei mir und meinem Bruder Eigenschaften, die wir von unserem Vater geerbt haben: Vehemenz, Impulsivität und Sturheit. Die Mischung dieser Eigenschaften ist an sich nicht unbedingt schlimm, aber wenn dann noch Alkohol und die Bevorzugung des weißen heterosexuellen Mannes hinzukommen, sind die Folgen nicht nur tiefgreifend, sondern auch weitreichend.

«*Er wollte einen Sohn. Nun, du weißt ja, wie eben ein Piekart.*», sagt Mutter am Telefon.

«*Aber was meinst du damit?*»

«*Nun, dein Vater wollte das auch. Einen Sohn und keine Tochter. Das zweite Kind hätte eine Tochter sein können, aber das erste sollte ein Sohn sein.*»

Was soll das überhaupt bedeuten? Dass eine Tochter ok ist, aber als zweite? Irgendein höheres Level des Chauvinismus.

In Zeiten wie diesen verstärken sich meine Ängste. Es reichen nur ein paar Worte, und schon erinnere ich mich daran, wie mein Vater uns zu (ja, ich zitiere) *ehrenwerten Gentlemen* erzogen hat. Er hat diese Ehre selbst durch zahlreiche Betrügereien, Erpressungen und Schläge unter Beweis gestellt.

Ich denke oft – und wahrscheinlich werden einige Leute, die Psychologie studiert haben, es auch sagen, dass der wahre Grundstein für meine Probleme mit Männern genau meine Beziehung zu meinem Vater ist. Der Wunsch, ihm als der Person zu vertrauen, die mir das Leben geschenkt hat, und die gleichzeitige Angst, geschlagen zu werden, und dann wieder der Wunsch, der kleiner Max zu sein, um den sich jemand kümmert, stehen in einem ungleichen Verhältnis.

Manchmal versucht mich die Vergangenheit daran zu erinnern, dass er unseren Lebensunterhalt verdient hatte, aber Mama verdiente schließlich auch. Dass er sich in gewisser Weise bemühte, doch zugleich auch seine Enttäuschung über mich nicht verbarg, wenn die Dinge nicht nach seinem Willen liefen. Dass er manchmal in der Lage war zu helfen, aber nur, wenn er sich in der Flitterwochenphase eines Gewaltzyklus befand.

Ich kann ihn nicht mehr lieben. Ich kann es nicht einmal mehr versuchen. Ich habe Angst um diesen Jungen – den noch ungeborenen Sohn.

Dass sich der Kreis schließen und unsere Familie einen weiteren verlorenen Jungen hervorbringen wird, der voller Hass auf sich selbst und die Welt ist. Dass ihr Sohn ein weiteres Kind sein wird, das um Gnade bettelt, während die Schläge gezählt werden.

Dass niemand herunterkommen und an die Tür schlagen wird. Dass jemand herbeieilt und an die Tür schlägt, und er dafür sorgen wird, dass das Kind leiser weinen wird.

Ich habe Angst, dass er nicht in der Lage sein wird, seine Mutter zu verteidigen, wenn sein Vater anfängt, sie zu verprügeln. Dass er auf der Treppe stehen bleibt, seinen betrunkenen Vater ansieht und sich dann die Treppe hinauf zurückzieht.

Dass sein Vater ihn *einen guten Jungen* nennen wird. Ich möchte denken, dass mein Bruder anders sein wird, aber das fällt mir nicht leicht. Ihn kann ich auch nicht mehr lieben, aber ich kann ihm zumindest wünschen, dass es ihm gelingen wird, das zu tun, was unser Vater nicht geschafft hat. Dass er weiß, womit man uns verletzt hat und wie man weiteren Schaden verhindern kann.

Und ich weiß nicht, was ich diesem Jungen wünschen oder wofür ich beten soll. Ich werde um all die Dinge beten, die ich erst erfahren konnte, nachdem ich mein Zuhause verlassen habe – Verständnis und Akzeptanz. Dass er imstande ist zu lieben und geliebt zu werden. Damit er leben kann, ohne sich ständig für die Dreistigkeit seiner Existenz zu entschuldigen.

Ich bete, dass er nicht schwul ist. Wenigstens das wäre eine Entlastung für ihn.

# LUCJUSZ T. OLSZEWSKI

*[Geboren im Jahr 2000: Trans-Mann. Geboren und aufgewachsen in einer kleinen Stadt in der Woiwodschaft Kujawien-Pommern. Vor zwei Jahren zog er in die Woiwodschaft Großpolen, um dort zu studieren.]*

## Von einem Jungen, der nicht existiert

Ich war nie imstande, mein eigenes Leben zu beurteilen. Ich konnte nicht sagen, ob es mir gefiel oder nicht. Im Grunde genommen hatte ich die ganze Zeit das Gefühl, dass es nicht mir gehörte. Mir kam es eher so vor, als gehöre es der Gesellschaft, deren Mitglieder mich ins Leben gerufen hatten, weil sie mich schon seit langer Zeit mit unverständlichen Anforderungen und Forderungen gegenüber meiner Person belastete. Naja, es ist schwer, sich diesem Einfluss zu entziehen. Trotzdem hat es mich geärgert, dass ich das tun sollte, mich so kleiden sollte, bestimmte Träume haben sollte – nach dem für Mädchen, Mädels, Frauen geltenden Muster. Und das alles nur, weil vor zwanzig Jahren jemand festgelegt hatte, dass ich ein Mädchen sei und es bleibe. Deshalb hatte ich wohl das Gefühl, dass das Leben nicht mir gehört. Wie auch immer man es betrachtet: die Person, die diesen Text schreibt, existiert formell nicht. Ich stehe in keinem Dokument, und ich weiß nicht, ob mein Name jemals darin erscheinen wird. Ich existiere eher als ein Konzept, eine ungeschriebene Vereinbarung zwischen meinen Freunden und mir. Wir haben abgemacht, dass es mich gibt. Mit Anderen habe ich diese Vereinbarung nicht getroffen, deshalb nehmen sie mich nicht wahr. Sie sehen nur das, was für sie bequem ist. Ich nehme es ihnen nicht wirklich übel, ich habe mir nie die Mühe gemacht, all das den Leuten zu erklären, mit denen ich praktisch sowieso kaum Kontakt hatte. Es erschien mir als Zeitverschwendung, Passanten, Kellnern, Verkäuferinnen zu erklären, dass in dem weiblichen Körper, den sie ansprechen, wahrscheinlich unerwartet jemand anderes lauert. Ich weiß selbst nicht mehr, ob es ein Mann ist oder nicht. Vielleicht habe ich zu lange so funktioniert und bin dem Thema gegenüber gleichgültig geworden, vielleicht habe ich aber auch nur zu wenig darüber nachgedacht, vielleicht auch zu viel. Ich bin ein Skeptiker und nehme nie etwas als sicher hin. Nicht einmal mein eigenes Geschlecht.

Ich erinnere mich an meine Kindheit als an etwas Glückliches. Sie war nicht perfekt, und ich kann mir übrigens auch nicht einmal vorstellen, welche Kriterien sie erfüllen sollte, um als perfekt bezeichnet zu werden. Jedenfalls habe ich überwiegend

gute Erinnerungen daran. Von den weniger angenehmen habe ich mich vielleicht verabschiedet, damit sie mir im späteren Leben nicht zur Last fallen. Es gibt wohl die allgemeine Tendenz, vor allem die schönen Dinge im Gedächtnis zu behalten. Manchmal erweisen sich jedoch die eher deprimierenden als nicht weniger wichtig, aber darauf werde ich später eingehen.

Mein Familienhaus steht am Rande einer Kleinstadt. Ich wohne übrigens immer noch dort. Angrenzend befinden sich ein großer Hof und ein kleiner Obstgarten sowie mehrere Wirtschaftsgebäude. Es waren nicht die schlechtesten Bedingungen, um dort jeden Tag zu spielen. Ich wuchs in dieser Umgebung langsam auf und wohnte mit meinen Eltern und Großeltern zusammen. Ich glaube, dass man sich um mich gekümmert hat. Opa und Mama haben sich besonders engagiert, damit ich mich nicht langweilte. Jedenfalls habe ich sehr schnell gelernt, mich selbst zu beschäftigen – ich habe gerne gezeichnet, gemalt, gepuzzelt oder mit meinen Kuschtieren gespielt. Als Einzelkind genoss ich die ganze Aufmerksamkeit.

Wahrscheinlich hatte es einen großen Einfluss auf mich, dass ich keinen häufigen Kontakt zu Gleichaltrigen hatte. Aber das störte mich überhaupt nicht. Ich unternahm nichts, um andere Kinder in meinem Alter zu treffen. Ich war ein eher ruhiges Kind, das individuelle Aktivitäten Gruppenspielen vorzog. Als ich vier oder fünf Jahre alt war, hatte das irgendwie niemanden gestört, erst später nahmen es manche als ein Problem wahr, auch wenn es mein Wohlbefinden nicht im Geringsten beeinträchtigte.

Transgender-Personen werden oft gefragt, womit sie als Kinder gespielt haben oder wie sie sich damals verhalten haben. Mein Geschlecht ist in dieser Zeit irgendwie nicht diskutiert worden. Ich hatte nichts dagegen, wenn mir jemand Kleider anzog. Das Konzept, dass Kleidung auf das Geschlecht einer Person zugeschnitten sein sollte, beschäftigte mich damals nicht. Ich stöberte gerne im Kleiderschrank meiner Großmutter und spielte mit ihren Handtaschen, von denen sie Unmengen hatte. Man kaufte mir auch Puppen. Ich würde lügen, wenn ich sagen würde, dass ich nicht gerne mit ihnen spielte, aber genauso spielte ich mit Spielzeugautos oder Spielzeugsoldaten, die ich von meinen Cousins geerbt hatte. Einem Sexualtherapeuten würde ich wahrscheinlich sagen, dass ich deren abgelegte Kleidung trug, und ich hätte die ganzen mädchenhaften Aspekte meiner frühen Kindheit gar nicht erwähnt. Ich hätte Angst, dass sich dies negativ auf meine eventuelle Diagnose auswirken könnte. Am besten ist es, sich in das akzeptierte Modell einer Person einzufügen, die sich mit dem anderen biologischen Geschlecht identifiziert, wenn man in der Praxis eines Sexualtherapeuten/einer Sexualtherapeutin etwas erreichen will. Andernfalls kann man sich nur selbst Probleme bereiten, weil man nicht alles ablehnt, was mit Weiblichkeit oder Männlichkeit zu tun hat. In meinen ganz jungen Jahren waren mir solche Dinge völlig gleichgültig, obwohl ich die Unterschiede zwischen Männern und Frauen für selbstverständlich hielt. Nun, ich musste mich damals weder in allgemein akzeptierte Muster und Normen fügen, noch musste ich versuchen, aus ihnen auszubrechen. Das war eine nette Zeit vor der Pubertät, bevor man endgültig Teil einer Gesellschaft wird, mit der man nicht vertraut werden kann.

Die Kindheit war die Zeit, in der sich ein Teil meiner späteren Interessen herausbildete. Meine Mutter las mir Bücher vor, und ich habe auch recht schnell selbst lesen gelernt. Heute ist Literatur meine Leidenschaft, ich verschlinge buchstäblich Bücher und Zeitungen, und ich schreibe auch meine eigenen Erzählungen oder Novellen. Das geschriebene Wort ist für mich zum wichtigsten Mittel geworden, um meine Gedanken anderen Menschen mitzuteilen und sie außerdem zu ordnen. Papier beurteilt nicht, stellt keine Fragen, also versuche ich manchmal, mich selbst auch durch Zeichnen auszudrücken. Heute fühle ich mich wie jemand, der vielleicht gar nicht existieren würde, wenn es diese virtuellen Seiten nicht gäbe, die dank der Computertastatur in Textform geschrieben werden können. Dadurch hat auch derjenige, der das liest, die Möglichkeit, mich bis zu einem gewissen Grad kennen zu lernen. Wenn man darüber nachdenkt, ist das eine ziemlich merkwürdige Form einer einseitigen Freundschaft. Nun, unter normalen Umständen könnte ich sagen: es freut mich, Dich kennenzulernen. Jetzt kann ich nur hoffen, dass Du Dich freust, mich kennenzulernen. Meine Nächsten nennen mich Łucjusz.

Gewöhne Dich lieber an mich, denn wir haben noch gute fünfzehn Jahre vor uns, die zusammengefasst werden wollen!

Der Schulanfang war für mich sicherlich eine Art Wendepunkt, aber ich habe ihn nicht in guter Erinnerung behalten. An meinen ersten Tag in der Vorschule oder, wenn Sie so wollen, im Kindergarten, erinnere ich mich als an einen Schock. Aus einem mir unbekanntem Grund waren alle sehr laut. Ich hatte den Eindruck, dass an dem Ort Chaos herrschte, im Gegensatz zu Zuhause, wo alles seinen Platz und seinen eigenen Lauf hatte. Am nächsten Tag wollte ich wirklich nicht mehr dorthin zurück, aber es stellte sich heraus, dass es keine Alternative gab. Alles in allem bin ich nicht davon überzeugt, dass ich jemals wirklich gerne zur Schule gegangen bin, auch wenn das Lernen eine meiner Lieblingsbeschäftigungen ist, in gewisser Weise auch meine Lebensweise.

Da ich jedoch mehrere Jahre lang zig Stunden pro Woche in der Schule verbrachte, wurde sie zu einem wesentlichen Bestandteil meines Lebens, ob es mir gefiel oder nicht. Aus diesem Grund versuche ich meine Erinnerungen in Zeitabschnitte zu untergliedern, die mit den einzelnen Bildungsetappen zusammenhängen. Ich erinnere mich an nicht allzu viele potenziell wichtige Ereignisse aus meiner frühen Grundschulzeit, aber schließlich habe ich doch beschlossen, meine Erfahrungen zu teilen, also werde ich versuchen, so viele wie möglich hier darzustellen. Vielleicht kann ich dadurch selbst herausfinden, wie meine Identität geformt wurde, was mir selbst noch nicht ganz klar ist. Schließlich ist es nichts, was man aktiv beobachtet, und außerdem ändert es sich nicht plötzlich, sondern eher nach und nach und langsam.

Ich möchte noch betonen, dass ich mich nicht für jemanden halte, der unter einer Glasglocke aufgewachsen ist. Ich hatte Kontakt zu allen möglichen Leuten: Cousins, Onkeln, Tanten und entfernteren Verwandten, den Freunden meiner Eltern und deren Kindern. Ich glaube, ich habe es irgendwie geschafft, mit ihnen auszukommen, aber in der Schule fühlte ich mich unter meinen Mitschülern lange Zeit völlig fremd. Mit der Zeit gelang es mir, mich mit anderen anzufreunden,

auch wenn ich bis heute das Gefühl habe, dass ich mich eher abseits halte. Das war meine Überlebenstaktik, und im Großen und Ganzen hat sich daran bis heute nicht viel geändert.

Ich habe mit allen, unabhängig von ihrem Geschlecht, gespielt, bis ich die Botschaft bekam, dass Mädchen mit Mädchen spielen sollten, am besten mit Puppen oder so etwas. Ich fand das nicht so toll, also fing ich in der Zeit, die fürs Spielen bestimmt war, zu malen an – irgendwie hatte es dabei keine Bedeutung, ob Mutti dir Hosen oder Röcke anzog. Letztere gefielen mir nicht so gut, sie erschienen mir seltsam unpraktisch. Das gleiche galt auch für Strumpfhosen, die bei mir ständig Löcher bekamen.

In der Grundschule, die ich besuchte, gab es nur eine Klasse pro Jahrgang, so dass ich im Grunde sieben Jahre in derselben Gruppe von Kindern verbrachte. In meinem ersten Grundschuljahr gelang es mir zum ersten Mal, mich mit jemandem anzufreunden – es war ein gleichaltriges Mädchen. Sie wohnte nicht weit von mir entfernt. Alles begann damit, dass die Klassenlehrerin uns eines Tages in die gleiche Schulbank setzte. Das war wahrscheinlich ein guter Anfang für eine Schulfreundschaft, denke ich.

Ich glaube, in dieser Zeit habe ich versucht, mädchenhafter zu sein, um ihr mehr zu gefallen. Aber wenn wir zusammen spielten, übernahm ich meistens die männlichen Rollen. Wenn ich jetzt zurückblicke, weiß ich nicht, warum ich das getan habe, aber damals erschien es mir so natürlich. Auch für sie, denn sie hat sich nie negativ dazu geäußert. Wir wurden sehr vertraut und verbrachten viel Zeit miteinander, aber irgendwann musste sie wegziehen und die Schule wechseln, so dass unser Kontakt dann langsam abnahm. Mich hat das sehr mitgenommen und ich hatte später Probleme, tiefere Beziehungen zu knüpfen. Heute scheint mir dieses Kindheitsdrama sehr weit weg zu sein, aber früher schien es mich jeden Tag zu verfolgen.

Bis zur dritten Klasse der Grundschule ging es irgendwie, auch wenn ich den Eindruck hatte, dass wir jedes Jahr im Unterricht den gleichen Stoff behandelten. Damals interessierte es mich nicht sonderlich, was außerhalb meiner eigenen Welt geschah. Politik und alles, was damit zusammenhängt, lag irgendwo jenseits der Grenzen meines Bewusstseins. Damals dachte ich noch, wenn mich etwas in Zukunft verletzen sollte, würde es mir vorher jemand sagen, aber leider hatte mich, wie sich später herausstellte, niemand diesbezüglich aufgeklärt. Damals machte ich mir mehr Sorgen wegen der Schurken, die mich in den Pausen hänselten.

Im Fernsehen liefen verschiedene Beiträge über LGBT-Menschen, aber damals beachtete ich sie nicht besonders. Ich hatte weder das Gefühl, zu diesen Menschen zu gehören, noch hatte ich den Eindruck, dass sie sich besonders von mir unterschieden. Damals hatte ich noch keine Diskriminierung erfahren und musste nicht für meine Rechte kämpfen. Ich habe jedoch den Eindruck, dass es, als ich jünger war, noch keine Hetze (zumindest keine so starke wie heute) gegen Menschen mit einer anderen sexuellen Orientierung gab. Obwohl mich im Fernsehen vor allem Märchen interessierten, blieben mir ein paar Ausschnitte aus anderen Filmen im Kopf.

Ich fand es recht merkwürdig, dass ich mir die Szene gemerkt habe, in der Hilary Swank, die die Rolle des Brandon Teena spielt, ihren Körper vor einem Spiegel betrachtet. Damals verstand ich noch nicht, warum sich jemand die Brüste bandagiert. Lange Zeit konnte ich nicht herausfinden, aus welchem Film diese Szene stammt. Und zwar so lange, dass ich, bevor ich den Titel im Internet fand, selbst begonnen hatte, meine Unvollkommenheiten, wie ich sie damals sah, unter Schichten von Kleidung zu verstecken.

Ich weiß nicht, ob ich mich aufgrund meiner späteren Erfahrungen ausgerechnet an diesen Film aus meiner Kindheit erinnerte, den sich meine Mutter im Fernsehen anschaute, oder ob ich unbewusst wusste, dass mir das eines Tages nützlich sein könnte. Ich erinnere mich auch daran, dass ich den Anfang eines Dokumentarfilms über eine Transgender-Person sah, aber mein Vater meinte, das sei Blödsinn und nahm mir die Fernbedienung weg. Schade, denn ich fand es aus irgendeinem Grund unglaublich interessant. Ich war nicht überrascht, dass eine Frau zu einem Mann werden kann, sondern wollte eher verstehen, warum jemand so etwas tun will und welche Gefühle damit verbunden sind. Schließlich machten Erwachsene nichts ohne Grund, zumindest taten sie immer so.

Ich glaube, dass ich als Kind alles, was ich erleben konnte, eher gelassen hingenommen habe. Ich hatte keine Vorurteile, auch wenn ich theoretisch in einer nicht besonders fortschrittlichen katholischen Familie aufgewachsen bin. Damals interessierte mich Sexualität noch nicht, so dass ich vielleicht nicht verstand, warum sie die Grundlage für irgendwelche Trennungen und fehlenden Respekt für andere sein sollte. Es wird wahrscheinlich niemanden überraschen, dass ich in der Schule sowohl über Sex als auch über mögliche sexuelle Orientierungen aufgeklärt wurde. Allerdings nicht im Unterricht, sondern von meinen Schulkameraden auf dem Schulhof. Irgendwie habe ich von ihnen keine Vorurteile übernommen, auch wenn Sprüche wie «Schnüffelst du Klebstoff, pfui, du bist schwul!» beliebt waren.

Ich saugte all dieses Zeug wie ein Schwamm auf, schließlich war ich wie ein unbeschriebenes Blatt Papier, und dennoch haben sich die Informationen, die durch meinen kindlichen Verstand gefiltert wurden, in mein Gedächtnis eingepägt. Menschen sind verschieden – ich bin anders als der Rest der Klasse, vielleicht lachen mich deswegen einige aus. Sie lachten auch über andere, wenn die nicht genauso waren wie sie. Ich hatte nicht vor, auf der Seite der Lachenden zu stehen. Ich weiß nicht, was bei ihnen Zuhause passierte, aber bei mir zu Hause spürte ich damals eine Atmosphäre der Akzeptanz für mich, auch wenn ich oft den Eindruck hatte, dass ich in irgendeiner Hinsicht anders als der Rest meiner Familie war, was ich damals nicht verstand.

Nachdem meine damals beste Freundin umgezogen war, verbrachte ich meine Zeit weiterhin hauptsächlich mit Mädchen. Es gab nicht viele Jungen in unserer Klasse, und außerdem hänselten sie mich oft, was mich verletzte. Von klein auf wurde ich als fleißige Schülerin abgestempelt, was manchen nicht gefiel. Das bedeutete jedoch nicht, dass ich keine Zeit mit Jungs verbrachte. Ich traf mich einfach nach der Schule mit zwei Klassenkameraden; in der Schule wir taten so, als ob wir uns nicht kennen würden, obwohl wir Schulbank an Schulbank saßen. Ich habe

dieses Verhalten nicht ganz verstanden, ich dachte einfach, dass es so sein muss. Es war mir aber lieber, mich dem Lernen zu widmen, denn ab der vierten Klasse interessierte mich ein Teil des Lehrstoffes wirklich, und es machte Spaß, zu lernen.

Ich habe meine Zeit nicht nur mit Lernen ausgefüllt. Ich liebte Handarbeiten und andere Formen von Kinderkunst. Am meisten interessierte mich aber das Bücherlesen. Manchmal kommt es mir so vor, als hätte ich als Kind buchstäblich ein Buch nach dem anderen verschlungen. Damals betrachtete ich das Lesen nicht als etwas, das mir die Möglichkeit gab, der Realität zu entfliehen. Es war einfach ein toller Zeitvertreib für ein Einzelkind, und außerdem hatte niemand etwas dagegen, im Gegensatz zum zu langen Zeichentrickfilmgucken im Fernsehen.

Vielleicht hatte ich schon damals angefangen, mich mehr mit den männlichen Protagonisten der Bücher zu identifizieren, aber das kann ich heute nur noch schwer feststellen. Ich erinnere mich nicht mehr genau, ich könnte kein konkretes Beispiel nennen, und außerdem scheint es mir, auch wenn ich nicht verallgemeinern möchte, dass Figuren in Büchern für Menschen in diesem Alter noch kaum einen ausgeprägten Charakter haben. Jedenfalls fand mein Bedürfnis, mich mit Figuren des anderen Geschlechts als meinem biologischen zu identifizieren, schnell ein Ventil in Anime und Manga. Ich war verzaubert von der Vielfalt der Charaktere und ihrer Geschichten. Und obwohl ich weder damals noch heute sagen würde, dass ich mit irgendeinem von ihnen tauschen wollte, so sah ich in ihnen Eigenschaften, die mich nicht nur sehr anzogen, sondern die ich mir aneignen, übernehmen wollte.

Wahrscheinlich hat das jeder schon einmal in seinem Leben gehört: «Mädchen machen so was nicht» oder «Lass das, das ist nur was für Jungs» und ähnliche Dinge. Auch bei mir hat man es mit ähnlichen Tricks versucht. Ich weiß nicht, ob es den Erwachsenen um mich herum gelungen ist, mir einzubläuen, wie man zu sitzen hat, wenn man eine Vagina hat, oder wie man sich dann anzieht, wie man geht, wie man spricht und so weiter. Über zehn Jahre später hat sich an meiner Physiologie nicht viel geändert, aber ich kümmere mich überhaupt nicht mehr um solche Kommentare. Damals habe ich mir das viel mehr zu Herzen genommen, weil ich weniger Kritik ertragen konnte und versucht habe, allen zu gefallen. Schade, dass ich nicht schon damals laut gelacht habe, als ich ähnliche Belehrungen hörte, vielleicht hätte meine Familie dann früher gemerkt, dass ich mir nicht viel aus so etwas mache.

Ich habe nicht versucht, mich auf Teufel komm raus wie ein Junge zu verhalten. Vielmehr habe ich das getan, was mir normal erschien. Ich ging ein bisschen wie mein Vater, ich hatte die gleiche Mimik wie er und auch die Stangenstatur hatte ich von ihm geerbt. Ich habe ihn nicht als Vorbild gesehen, also war das wohl nicht der Grund dafür, dass ich mir solche Gesten angeeignet habe. Als ich jünger war, verbrachten wir mehr Zeit miteinander. Ich glaube sogar, dass er sich sehr bemüht hat, mich zu einer coolen Tochter zu erziehen, auch wenn ihn das Endergebnis wahrscheinlich überraschte. Wenn meine Mutter lange arbeitete, kämmte er mir morgens die langen Haare zu einem Pferdeschwanz oder Dutt und brachte mich zur Schule. Ich denke im Alltag nicht darüber nach, aber es wäre schön, wenn es solche Momente wieder gäbe.

Meine männliche Identität keimte jedoch mit dem Beginn meiner zweiten tieferen Bekanntschaft. Als ich in der fünften Klasse war, zog ein Mädchen mit einer Schwester und seinen Eltern aus der Stadt in mein Dorf. Wir waren sehr unterschiedlich, aber ich beschloss, mich mit ihr anzufreunden, da ich bereits wusste, dass ich die Verbindung zu anderen in meiner Klasse langsam verlor. Es war einen Versuch wert, zumindest versuchte ich das damals zu denken. Ihre Mutter mochte mich nicht, übrigens mochten auch die Eltern meiner anderen Freunde mich nicht, ich weiß nicht, warum. Ich war nicht unhöflich zu ihnen oder so etwas. Obwohl die Mutter meiner neuen Freundin sich nicht über unsere Freundschaft freuen konnte, verbrachten wir die Nachmittage zusammen. Wenn wir spielten, übernahm ich wieder männliche Rollen, und da meine Freundin und ihre Schwester nichts dagegen hatten, kam mir das nicht besonders seltsam vor. Ich erinnere mich nicht mehr, wie das Spiel entstanden ist, aber ich nannte die Figur, die ich spielte, Dawid. Die Namen, die ich benutzte, änderten sich schnell, auch wenn wir alle aus solchen Spielen herausgewachsen waren. Sie haben es mir dennoch ermöglicht, mich irgendwie an die Verwendung männlicher Pronomen zu gewöhnen. Vielleicht war es am Anfang merkwürdig, aber dann ging es ganz leicht. Nach einer gewissen Zeit sollte ich ganz auf weibliche Endungen und solche Sachen verzichten. Lustig ist, dass die Menschen diese Veränderung erst sehr spät bemerkten. Selbst diejenigen aus meinem engsten Umfeld schienen die Tatsache zu ignorieren, dass ich angefangen hatte, in der männlichen Person über mich selbst zu reden. Ich wusste nicht, ob sie dem, was ich ihnen sagte, überhaupt nicht zuhörten oder ob sie es einfach nicht sehen wollten, dass ich von ihrem Weltbild abwich.

Auch wenn meine neue Freundin und ich nicht auf der gleichen Wellenlänge waren, habe ich mich sehr bemüht, die Bekanntschaft am Leben zu erhalten. Schließlich hatte ich damals niemanden in meinem Alter, der in der Nähe wohnte und Zeit mit mir verbringen wollte. Erst in einem Ferienlager lernte ich nette Leute in meinem Alter kennen.

Als Belohnung für meine schulischen Leistungen wurde ich nach Abschluss der Grundschule in ein Ferienlager geschickt. Es dauerte zehn Tage, und für mich war das eine echte Tortur. Ich werde den Strand nie wieder auf dieselbe Weise betrachten können. Ich wurde selbstverständlich dem Mädchenzimmer zugewiesen, was sonst. Ich weiß zwar nicht, wer beschlossen hatte, dass es eine gute Idee sei, sieben Personen auf ein paar Quadratmetern zusammen zu pferchen, aber ich erfuhr es an eigener Haut, dass die Idee ziemlich schlecht war. Vielleicht fehlte mir als einem Einzelkind der persönliche Raum, aber ich versuchte, mich an die Situation anzupassen. Die Mädchen, die ich kennenlernte, gingen in einem anderen Dorf in meiner Gemeinde zur Schule, und es gelang uns, Zeit miteinander zu verbringen. Eine Zeit lang hatten wir sogar engeren Kontakt miteinander.

Sie akzeptierten meine Interessen: die Tatsache, dass ich viel las und Musik hörte, die sie seltsam fanden. Sie mochten mich und meine feinen Sticheleien. Trotzdem habe ich ihnen nicht gesagt, dass ich mich eher wie ein Junge fühle, weil es ihnen dann unangenehm sein könnte, ein Zimmer mit mir zu teilen. Ich erlaubte

ihnen, mich wie ein Mädchen zu behandeln. Ich ließ sie sogar meine Haare flechten, obwohl das normalerweise nur meiner Mutter erlaubt war.

Ich mochte sie wirklich, aber als ich endlich nach Hause und in mein Zimmer zurückkehren durfte, atmete ich erleichtert auf. Endlich brauchte ich vor niemandem mehr so zu tun, als wäre ich jemand, als der ich mich überhaupt nicht fühlte. Zumindest für etwa zwei Monate, bis das neue Schuljahr begann.

Der Besuch der Mittelschule war für mich eine sehr erdrückende Erfahrung, obwohl ich nicht genau sagen konnte, warum. Schließlich befand sich meine Mittelschule in derselben Gemeinde, und alle Leute, die ich aus der Grundschule kannte, gingen dorthin. Vielleicht wäre es für mich einfacher gewesen, mich unter die Menge völlig unbekannter Gesichter zu mischen, wo niemand zu viel über mich wusste. Ehemalige Klassenkameraden, die mich schikaniert hatten, konnten mir immer noch alle meine Schnitzer vorwerfen und mich einen, Streber nennen. Es gab auch viele neue Leute in meinem Alter, aber ich konnte mich nicht an sie gewöhnen. Sie erschienen mir so fremd und ganz anders als ich, so dass ich nach einer Weile tatsächlich resigniert aufgab.

Der Beginn meiner Teenagerzeit war für mich schwierig. Die Pubertät ist nie einfach. Man ist die ganze Zeit verwirrt, manchmal ist es schwer, seine Gefühle zu kontrollieren, der Körper verändert sich und all das. In mancher Hinsicht hatte ich die gleichen Probleme wie andere, aber hin und wieder hatte ich auch ganz besondere. Meine Eltern ließen sich scheiden, die Schule stresste mich, und es kam vor, dass ich deswegen manchmal übermüdet war. Ich versuchte, mich den anderen anzupassen, ohne Erfolg, und ich fühlte mich auch einsam – das passiert den meisten Teenagern. Wenn dann noch die Probleme mit dem eigenen Körper hinzukommen, der sich in eine unerwünschte Richtung verändert und man nichts dagegen tun kann, dazu noch die Angst davor, man selbst zu sein, und die damit verbundene ungewisse Zukunft, das fehlende Verständnis seitens der Erwachsenen und Gleichaltrigen, entsteht daraus eine fast unerträgliche Mischung.

Um das alles in seinen einzelnen Bestandteilen zu verstehen, sollten wir jedoch am Anfang beginnen.

Sobald ich in der Lage war, irgendwie zu benennen, was mir zugestoßen war, tauchte eine Unmenge von Sorgen auf. Ich hatte mich im Internet über Transgeschlechtlichkeit informiert; niemand sonst hätte es mir erklären können. Ich war erleichtert, dass ich nicht die Einzige war, die das Gefühl hatte, einen falschen Körper zugewiesen bekommen zu haben. Als ich jedoch las, was man alles machen musste, um seinen Körper dem anzupassen, als was man sich fühlte, war ich entsetzt. Nicht von der Invasivität der Eingriffe, sondern davon, wie viel Stress man auf dem Weg dorthin ertragen musste – als ob die Genderdysphorie nicht schon allein das Wohlbefinden völlig zerstören könnte. Arzttermine, Untersuchungen, Gerichtsverfahren, Operationen – ich konnte mich damals nicht gut darin zurechtfinden, heute kann ich es immer noch nicht. Ich fand das alles einfach beängstigend und zu kompliziert, als ob das allein schon einen Menschen davon abhalten sollte, aus dem starren Rahmen eines geschlechterspezifischen sozialen Konstrukts auszubrechen. Und dann waren da noch die enormen Kosten. Damals stellte ich mir

vor, dass alle Leute in meinem Alter ihr Leben irgendwie aufbauen, eine Familie gründen und ihre eigene Wohnung haben würden, während ich versuchte, um mich selbst zu kämpfen. Es war eine furchtbar hoffnungslose Vision, die ich mit niemandem teilen konnte, weil ich im Grunde niemandem davon erzählt habe, dass mein biologisches Geschlecht wohl nichts für mich war.

Da ich mich in der Schule schlecht fühlte, begann ich, im Internet aktiv zu werden. Kurze Zeit davor hatte ich angefangen, Kurzgeschichten zu schreiben, und ich dachte, dass ich nach dem Vorbild anderer Leute einen Blog starten könnte, in dem ich sie veröffentlichen würde. Ich gab männliche Personendaten an, weil ich dachte, dass es ohnehin niemand überprüfen würde. Da spürte ich, dass ich mir wirklich einen Raum geschaffen hatte – ein winziges Stückchen Internet, damit ich ich selbst sein konnte. Es spielte keine Rolle, was in meinen Papieren geschrieben stand, wie ich aussah oder wie meine Stimme klang. Damals wurde ich zu jemandem, der, obwohl er offiziell nicht existierte, realer war als das Mädchen, für das ich gehalten wurde. Dadurch habe ich einige Bekanntschaften geschlossen, und eine davon hat bis heute gehalten und ist die Beziehung, die ich von allen am meisten schätze.

Ich hatte nicht das Gefühl, den Jungen zu belügen, den ich kennengelernt hatte, weil er eine meiner Geschichten kommentiert hatte. Ich stellte mich ihm mit einem männlichen Namen vor und benutzte männliche Pronomen, und er akzeptierte das, ohne zu fragen. Warum können sich Menschen, die man im wirklichen Leben trifft, nicht auch so verhalten? Macht es wirklich einen so großen Unterschied, dass die Person, an die du dich wendest, männliche Endungen bevorzugt, obwohl sie wie ein Mädchen aussieht? Als ich ein Teenager war, konnte ich nicht wie ein gutaussehender bärtiger Mann aussehen, auch wenn ich es mir sehr gewünscht hätte. Später erzählte ich meinem Freund, dass ich eigentlich transgender sei, und er wollte Verständnis zeigen und fragte, ob er mich deshalb mit meinem gewählten weiblichen Namen ansprechen sollte. Ich fand diese Wendung der Ereignisse amüsant und habe sie natürlich geklärt. Dennoch änderte sich unsere Beziehung nicht – wir hatten beide unsere Probleme, bei denen wir versuchten, einander zu unterstützen, trotz der Entfernung, die uns trennte und ähnlicher Dinge. Die Tatsache, dass ich eine Transgender-Person bin, ist ein wichtiger Teil meines Lebens, aber es ist nicht die Hauptachse und definiert mich nicht zu 100 Prozent. Je länger ich lebe, desto weniger spielt mein Geschlecht eine Rolle, denn in den Vordergrund treten meine Interessen. Dennoch ist es diese eine Eigenschaft, die so vieles in meinem Privatleben durcheinandergebracht hat. Es war, als ob alles andere für die Menschen um mich herum keine Rolle mehr spielen würde.

Nach einer Weile beschloss ich jedoch, dass ich meiner Mutter von meinen Gefühlen erzählen sollte. Leider habe ich keine gute Erinnerung an diesen Moment, aber ich kann es ihr nicht verübeln. Sie war einfach besorgt und reagierte ziemlich nervös. Sie sagte, das käme wahrscheinlich davon, dass ich etwas im Internet gelesen hätte, und außerdem würde ich nie ein richtiger Mann sein können, wenn ich kein Kind zeugen kann (ich wollte auch nicht schwanger werden, hätte das dann eine unechte Frau aus mir gemacht?). Sie suchte dann lange nach

ihren Erziehungsfehlern, so dass die Atmosphäre zwischen uns eine Zeit lang ganz schön gereizt war. Ich fühlte mich damals wirklich schrecklich, als ob es nicht genug wäre, dass meine Brüste zu wachsen begannen, was mich zur Verzweiflung trieb, sondern ich konnte auch noch keine Unterstützung bei einer mir so nahestehenden Person finden. Doch nach einer Weile schaffte meine Mutter es, diese Information zu verdauen. Sie brauchte allerdings noch ein paar Jahre, um sich daran zu gewöhnen, aber ich bin froh, dass sie es versucht hat. Sie verstand, dass ihr Kind einfach so ist, und dass niemand daran schuld war. Doch als wir uns auf meine Bitte hin mit einem Psychologen trafen, um darüber zu sprechen, hat sie zu hören bekommen, dass das alles ihre Schuld sei, weil sie keine Kleider oder Röcke trage und sich nicht schminke, so dass mir das Vorbild gefehlt habe. Diese Theorie erschien mir sehr weit hergeholt, schließlich war meine Mutter nicht die einzige Frau in meinem Leben, mit der ich zu tun hatte. Aber natürlich drangen meine Argumente nicht zu ihr durch, und sie begann wieder, sich selbst die Schuld zu geben. Ich habe versucht, mit ihr darüber zu sprechen, und heute habe ich das Gefühl, dass sie mich und meine Entscheidungen, obwohl sie mich manchmal noch mit meinem weiblichen Namen anspricht, akzeptiert und mir, so gut sie kann, dabei hilft, meinen eigenen Weg zu finden. Wir haben bessere und schlechtere Augenblicke erlebt, doch wir haben versucht, sie zu überwinden. Ich denke, dass es manchen Eltern an der Motivation dafür fehlt, und ihre Kinder sich dadurch immer mehr von ihnen entfernen. Aber das ist nur ein lockerer Exkurs, eine bescheidene Reflexion, denn ich habe kein bisschen Ahnung von Kindererziehung und will hier nicht besserwisserisch klingen. Doch ich denke, da könnte etwas dran sein.

Meine Mutter war nicht die einzige Person, vor der ich während meiner Mittelschulzeit mein Coming-out gemacht hatte. Es gab jedoch eine Situation, in der ich mich dazu gezwungen sah und durch die ich später mit Problemen konfrontiert wurde.

Meine Klassenlehrerin – eine ältere Polnisch-Lehrerin mit möglicherweise konservativen Ansichten – beschloss, eine Ausstellung meiner künstlerischen Arbeiten zu organisieren. Ich ließ mich dazu überreden, die Ausstellung zu machen, obwohl ich nicht gerne mit meinen Fähigkeiten, Leistungen oder Ähnlichem angebe. Damals hatte ich eine beachtliche Sammlung von Zeichnungen, so dass ich eine große Auswahl zur Verfügung hatte. Ich sollte einen Text über mich selbst schreiben, der neben den Bildern aufgehängt werden sollte, und das habe ich dann auch getan. Ich habe den Text so geschrieben, dass kein Wort darauf hinwies, welches Geschlecht die Person hat, die ihn geschrieben hatte – darin hatte ich schon eine gewisse Übung, aber eins konnte ich nicht vermeiden. Ich schrieb, dass ich «der Autor» sei, und ich glaube, meine Klassenlehrerin sah es wohl als Ehrensache

an, es in «Autorin»<sup>1</sup> zu ändern. Ich erinnere mich an das Gefühl, das mich überkam, als ich diese Korrektur im Text sah, aber ich kann es nicht beschreiben. Es war eine Mischung aus Wut, Enttäuschung und Bedauern. Ich wollte weinen, und dabei ging es doch nur um ein einziges geändertes Wort. Es fühlte sich jedoch so an, als würde jemand versuchen, mich wieder in abgesteckte Grenzen zu zwingen, und meine Zeichnungen wurden einer «Autorin» zugeschrieben, die ich nicht war.

Meine Klassenlehrerin hat meine Ablehnung dieser Änderung, gelinde gesagt, überhaupt nicht verstanden. Also sagte ich ihr, dass ich mich nicht als Frau fühle, sondern als Mann, und dass es mir wichtig gewesen sei, dass genau an dieser Stelle im Text das Wort «Autor» steht. Sie entgegnete mir, dass ich mich doch nicht als Mann fühlen könnte, wenn ich mein Haar lang trage. Der Text bei der Ausstellung wurde nicht geändert, und sie gab mir für den Rest meiner Schulbildung keine Ruhe.

Ich habe mich von der Bemerkung über meine Haare provozieren lassen und sie einfach abgeschnitten. Am Anfang des Jahres kam ich dann mit blauen Haaren in die Schule, was meiner Klassenlehrerin auch nicht gefiel. In der Schulordnung stand, dass Kleidung und Frisur den gesellschaftlichen Normen entsprechen müssten, was so unpräzise war, dass ich beschloss, blaue Haare würden meiner Meinung nach niemanden verletzen, und ich könnte sie einfach färben. Ich erfuhr daraufhin, dass meine Frisur manche Schüler im Unterricht ablenken könnte. Sorry, aber ich glaube, die müssten ernsthafte Konzentrationsprobleme haben, wenn sie sich ständig von meinem Haar ablenken lassen würden. Dann ging ich zum Friseur, und von meinen langen blauen Haaren blieb nichts mehr übrig, abgesehen von einem Erinnerungszopf, der jetzt im Kleiderschrank liegt. Das war um meinen fünfzehnten Geburtstag herum – davor tat es mir ein wenig leid, meine Haare abzuschneiden. Aber ich dachte mir, dass es besser wäre, sie abzuschneiden, wenn solche Kommentare jedes Mal mein Geschlechtsempfinden untergraben würden. Es macht nichts, dass es Männer mit langen Haaren gab, gibt und geben wird – wenn du sagst, dass du transgender bist, verlangen alle, dass du dich so weit wie möglich an das Männlichkeitsmuster anpasst, weil sie sonst dazu neigen, dir zu unterstellen, du hättest dir das nur ausgedacht. Bis heute finde ich das verletzend, aber damals war meine Psyche nicht stark genug, um mich dem eingängigen Muster des sogenannten «wahren Trans» entgegenzustellen, auch wenn ein solches Bild nicht ganz zu mir passte.

---

1 Den Kontext für diese Situation bildet die laufende öffentliche Diskussion in Polen über die sogenannten Feminativa, d.h. weibliche Versionen von männlichen Bezeichnungen für Berufe und Ämter. Die meisten Feministinnen und fortschrittlichen Kreise empfehlen die Verwendung weiblicher Formen für Berufe, wenn sie von Frauen ausgeübt werden: z.B. Zahnarzt und Zahnärztin, Minister und Ministerin, während ihre konservativen Gegner, die in der Regel gleichzeitig antifeministisch und transfeindlich sind, argumentieren, dass eine «natürlichere» und «schöner klingende» Lösung die traditionell verwurzelte Anerkennung der generischen männlichen Form ist, die sowohl Männer als auch Frauen bezeichnet.

Wie ich bereits erwähnt habe, hatte ich bis zum Ende meiner Schulzeit keine Ruhe mehr. Es spielte keine Rolle, dass ich ein guter Schüler war, mich künstlerisch betätigte, an verschiedenen Wettbewerben teilnahm – meiner Klassenlehrerin gefiel es nicht, dass ich mich nicht so wie die anderen Teenager in meiner Klasse verhielt, und sie wies meine Mutter immer wieder auf dieses imaginäre Problem hin. In der Schule verhielt ich mich so, wie ich dachte, dass ich mich dort verhalten sollte – ich ging hin, um zu lernen, und das tat ich auch. Zu Hause wurde ich dann zu einem völlig anderen Menschen, der dazu neigte, Witze zu machen und der offen war, weil ich das Gefühl hatte, zu Hause zu sein und nicht an einem Ort, an dem ich zurechtgewiesen werde. Meiner Klassenleiterin gefiel es nicht, welche Bücher ich las (ich weiß nicht, vielleicht sollte man ihrer Meinung nach in der Mittelstufe immer noch «Winnie the Pooh» und keine Krimis lesen?) und manchmal auch, welche T-Shirts ich an hatte. Sie übertraf sich jedoch selbst, als sie mich dazu brachte, bei der Schulfeier zum Lehrertag im Rock aufzutreten. Ich biss die Zähne zusammen und trat so auf, brach aber danach auf der Toilette fast in Tränen aus. Um nicht auf die Damentoailette gehen zu müssen, ging ich manchmal ins andere Gebäude der Grundschule, um die Jungen-Toilette zu benutzen. Im Nachhinein erscheint mir das völlig unnötig, aber damals konnten solche Kleinigkeiten mein Selbstbewusstsein retten, zumindest bis zum nächsten Mal, wenn ich mich wieder in einen heteronormativen Rahmen zwingen musste. Hat denn niemand daran gedacht, dass es manchen Menschen darin einfach zu eng werden könnte?

In der Schule wurde ich auch mit einigen anderen unangenehmen Situationen konfrontiert, die mit dem mangelnden Verständnis für Transgender-Menschen zusammenhingen. Ich erinnere mich, dass sich die Mädchen einmal in der Umkleidekabine für den Sportunterricht umzogen, natürlich war ich dabei. Zum Sportunterricht will ich mich nicht einmal äußern, weil ich ihn einfach nicht mochte, meine Geschlechtsidentität hatte damit nicht viel zu tun. Jedenfalls erzählte eines der Mädchen, mit denen ich in die Grundschule und in die gleiche Klasse in der Mittelschule ging, sie hätte eine Fernsehtalkshow gesehen, in der ein Transgender-Junge aufgetreten sei. Und sie erklärte, sie selbst würde auch Männerkleidung tragen, um Aufmerksamkeit zu erregen. Das tat mir sehr weh, weil ich schon seit sehr langer Zeit Männerkleidung trug und keiner sich dazu bequemte, darauf zu achten und daran zu denken, dass meine Geschlechtsidentität anders als erwartet war. Vielleicht lag es daran, dass ich es nicht nötig hatte, mich nicht der Aufmerksamkeit meines Umfelds zu erfreuen?

Jedes Mal, wenn ich mich outete, das heißt anderen mitteilte, dass ich in irgendeiner Weise nicht der Heteronorm entspreche, kostete es mich sehr viel Kraft. Ich habe es auch gegenüber meinen Freundinnen aus der Grundschule erwähnt, aber sie reagierten entweder ziemlich impulsiv oder bagatellisierten es, so dass ich tatsächlich eine Zeit lang nicht mehr darüber sprach.

Nur weil damals eine Menge unangenehmer Dinge in Bezug auf meine Transgeschlechtlichkeit passiert sind, heißt das nicht, dass nicht auch gute Dinge passiert sind. Manchmal hörte ich, dass ich wie ein Junge aussehen würde, was mir damals sehr viel bedeutete. Der Freund, den ich durch meinen Geschichten-Blog

kennengelernt hatte, unterstützte mich in allem, und ich glaube, ohne ihn wäre ich sehr schnell zusammengebrochen. In meinen Geschichten konnte ich mich immer noch als Mann zum Ausdruck bringen – ein paar Mal habe ich in meinen Texten sogar Gefühle dargestellt, die zeigten, wie es ist, transgender zu sein. Damals konnte ich es kaum erwarten, achtzehn Jahre alt zu werden, denn dann würde ich endlich einige Schritte unternehmen können, um meine Personendaten zu ändern, mein Aussehen zu verändern und ähnliches. Bei diesem Gedanken war ich sehr aufgeregt. Ich habe mich oft gefragt, ob sich meine Gesichtszüge verändern würden, ob ich nach Beginn der Hormontherapie wenigstens ein bisschen wachsen würde, ob ich gutaussehend sein würde. Noch immer denke ich manchmal darüber nach, und trotzdem habe ich es jetzt mit über zwanzig Jahren absolut nicht mehr eilig, Hormone zu nehmen, aber davon werde ich später noch erzählen, denn dieses Thema war unter meinen Freunden immer umstritten.

Trotz meiner Neigung, mich eher abseits zu halten, hatte ich einen ziemlich trotzigsten Charakter. Ich mochte es nicht, wenn man mir sinnlos etwas verbot oder versuchte, mich dazu zu zwingen, sich den anderen anzupassen. Irgendwann in der Mittelschule fing ich dann an, meinen Nachnamen auf Klassenarbeiten mit einem «a» und einem Punkt darüber wie einem «i» zu unterschreiben.<sup>2</sup> Mein Nachname zeigte natürlich mein Geschlecht an, aber durch diese Buchstabenhybride wurde mir bewusst, dass ich irgendwo zwischen einer Frau und einem Mann stand, und dass ich mich dessen nicht zu schämen brauchte. Wie ich später herausfand, ist dies vielen Lehrern aufgefallen, aber keiner hat sich offen dazu geäußert. Erst am Ende der dritten Klasse erfuhr ich von meinem Religionslehrer, der sich entschieden hatte, mit mir darüber zu reden, dass das Thema im Lehrerzimmer besprochen worden war. Ich komme in der Regel nicht besonders gut mit Menschen aus, die ihren Glauben manifestieren, wie mein Verhältnis zu meiner Klassenlehrerin zeigte, aber meinen Religionslehrer habe ich respektiert. Damals ging ich noch in den Religionsunterricht, den ich im Lyzeum dann aufgab. Dieser Lehrer war in der Lage, die Ansichten anderer zu respektieren und hat nicht absichtlich die Gefühle anderer Menschen verletzt. Nach dem Unterricht sprachen wir noch eine Weile offen miteinander, und er sagte, dass ich für ihn ein wertvoller Mensch sei, unabhängig davon, wer ich in der Zukunft sein und wie mein Leben verlaufen werde. Es war nett, so etwas zu hören, und ich bedaure sogar ein wenig, dass ich nicht die Gelegenheit hatte, ihm zu erzählen, wie es mir in den folgenden Jahren erging.

Zu meiner Abschlussfeier kam ich mit kurzen, wieder blau gefärbten Haaren und in einem Anzug. Ich habe bereits erwähnt, dass ich von Natur aus ziemlich trotzig bin, aber es war schön, den Gesichtsausdruck meiner Klassenlehrerin zu sehen, die mir eigentlich eine Predigt halten wollte und es nicht konnte. Ich holte mein Zeugnis ab und brachte es noch am selben Tag zum Lyzeum, an dem ich mich bewerben wollte. Ich hatte darauf gehofft, dass die Menschen im Lyzeum

2 Bei den häufigsten polnischen Nachnamen, die eine adjektivische Form haben, ist der Unterschied zwischen der «a» und «i»-Endung geschlechtsspezifisch – weibliche Adjektive und Nachnamen enden mit «a», männliche mit «i» (z.B. Kowalska und Kowalski).

erwachsener sein würden und alles leichter werden würde, aber der Anfang war überhaupt nicht einfach.

In den Ferien gelang es mir immer, mich zu erholen. Ich verbrachte sie meist zu Hause und verließ nur selten meinen Hof, also hatte ich eine Pause in meinen zwischenmenschlichen Kontakten. Ich musste mir nicht anhören, dass mich jemand in einem Geschäft mit «Junge Frau» anredet, und keine Leute sehen, die mich seltsam anschauten, weil ich mich anders kleidete als andere Teenager. Ich brauchte auch nicht den Lehrern nickend zuzustimmen, die versuchten, mich dazu zu zwingen, dass ich mich den anderen anpasste. An den Tagen, die ich zu Hause verbrachte, um Bücher zu lesen, Geschichten zu schreiben oder zu zeichnen, konnte ich zur Ruhe kommen. Ich wusste, dass ich im Laufe des Schuljahres früher oder später wieder zu einem Nervenbündel werden würde, daher nutzte ich jeden Moment der Ruhe.

Ich war beunruhigt darüber, dass ich ins Lyzeum komme. Ich hatte gemischte Gefühle angesichts dieser Veränderung – viel Angst und viel Hoffnung. Ich rechnete damit, auf offene und reife Mitschüler zu treffen, die mich verstehen würden, obwohl ich wusste, dass 16-Jährige sich manchmal noch wie Kinder benehmen können. Ich wollte anderen gegenüber mutiger werden, und ich wusste, dass mich das viel Mühe kosten würde. Damals konnte ich mir nicht vorstellen, jemandem zur Begrüßung die Hand zu schütteln und mich mutig mit dem Namen vorzustellen, den ich selber gewählt hatte. Zu jener Zeit konnte ich es nur in meinen Träumen sehen, heute ist das ganz anders.

Vor Beginn des Schuljahres gelang es mir, mich mit meiner künftigen Klassenkameradin näher anzufreunden – wir sollten drei Jahre lang gemeinsam die Biologie- und Chemieklassen besuchen. Ich erzählte ihr von meiner Transgeschlechtlichkeit, weil ich beim Schreiben von Nachrichten an sie manchmal aus reiner Gewohnheit das männliche Geschlecht für mich benutzte. Selbst wenn ich versuchte, weibliche Pronomen zu verwenden, klang das für mich künstlich. Als ob ich so tun würde, als ob ich ein anderer wäre, aber unbeholfen. Sie hat es eigentlich problemlos akzeptiert, aber danach war es gar nicht mehr so rosig, auch wenn es am Anfang gar nicht mal so schlecht zu werden versprach.

Zum Schulbeginn kam ich in einem Anzug. Eine Zeit lang erfreute ich mich sogar eines guten Passings, wie ich später aus Gerüchten über mich erfuhr. Alle dachten, ich wäre ein Junge, bis meine neue Klassenleiterin anfang, die Schülerscheine zu verteilen. Zwangsläufig benutzte sie dabei meine Daten aus den Dokumenten, so dass der Zauber ziemlich schnell verflog.

Am nächsten Tag ging es direkt auf eine Integrationsklassenfahrt. Ich persönlich finde so etwas nicht besonders amüsant, denn das ist das Letzte, wodurch ich mich mit irgendjemandem integrieren könnte. Dennoch habe ich es geschafft, mit ein paar interessanten Leuten zu reden, auch wenn ich wie durch ein Wunder am Ende des Tages in der Gesellschaft von Leuten aus der geisteswissenschaftlichen Klasse gelandet bin, anstatt in meiner eigenen Klasse. Vielleicht bekam es mir sogar gut. Später fand ich heraus, dass einige Mädchen bereits Theorien über mich verbreitet hatten. Mein Favorit ist bis heute der Satz geblieben: «Da sie über sich selbst als Mann spricht, ist sie definitiv lesbisch». Auch heute noch versuche ich manchmal,

darin eine verdrehte Logik zu finden. Ich habe jedoch nicht bemerken können, dass mir einer meiner neuen Bekannten durch die eine oder andere Äußerung den Eindruck vermittelte, ich sei unerwünscht.

Ich habe mich ein paar Mal verliebt – angeblich tun Menschen das manchmal. Vor dem Lyzeum handelte es sich nur um schüchterne, zu nichts führende Verliebtheiten. Erst im Lyzeum fing ich an, jemandem zu daten, und zwar ein Mädchen, das ich auf der Integrationsfahrt kennengelernt hatte. Ich war bezaubert von ihrer aparten Schönheit und ihrem mutigen Charakter, den ich nicht besaß. Es war schwer zu sagen, ob unsere Beziehung die Chance hatte, zu etwas Gutem zu führen – manchmal dachte ich, dass ich vielleicht nur ein Ersatz für ihren Freund vom anderen Lyzeum war, der ihre Gefühle zurückgewiesen hatte. Es dauerte eine Weile, bis wir uns näherkamen, aber ich dachte, es sei eine Chance wert.

Es gefiel mir, dass ich jemanden hatte, auf den ich auf dem Schulflur warten konnte. Es war auch schön, zusammen ins Café zu gehen. Händchenhalten und Kuscheln gaben uns das Gefühl, nicht völlig allein zu sein. Die Küsse fühlten sich tatsächlich auch angenehm an. Wegen all dieser Dinge wurde ich noch mehr als Lesbe abgestempelt, aber ich kümmerte mich nicht darum und versuchte nicht, ähnliche Gerüchte zu dementieren – die Leute haben die Tendenz, das zu sehen, was sie sehen wollen, und es dauert zu lange, jedem einzelnen seinen Irrtum klarzumachen.

Ich betrachtete meine Sexualität nun nicht mehr in der Kategorie von Hetero- oder Homosexualität, so wie ich auch mein Geschlecht nicht mehr im Sinne von männlich oder weiblich sah. Ich habe nie die Möglichkeit ausgeschlossen, mich in einen Mann, eine Frau, eine Transgender-Person oder eine Person, die sich keinem der beiden Geschlechter zuordnet, zu verlieben. Vielleicht war es nur in den Filmen so, dass man sich in Menschen verliebt, bei denen man das am wenigsten erwartet. Aber ich glaubte, dass man auch im Leben nichts von vornherein ausschließen sollte.

Meine erste Beziehung hat nicht lange gehalten. Ich nahm die Schuld für die Trennung auf mich, da ich glaubte, viele Mängel zu haben. Es fiel mir schwer, Gefühle zu zeigen, das war das Erbe meines Vaters, das meiner Freundin nicht gefiel. Ich redete mir ein, dass das alles in allem gut so war, weil ich sie wahrscheinlich auf lange Sicht nur unglücklich machen würde – schließlich könnte eine Beziehung mit einer Transgender-Person zu Problemen führen, mit denen andere Paare normalerweise nicht zu kämpfen haben. Ich erlaubte es mir nicht, mich schnell wieder zu verlieben.

In der Klasse fand ich meine Nische. Wie immer hielt ich mich an die weibliche Gesellschaft, aber schon bald bat ich eines der Mädchen aus unserer Clique, mich mit meinem männlichen Namen anzusprechen, weil ich meinen weiblichen Namen einfach hasste. Sie hatte kein großes Problem damit und freute sich, dass ich es ihr erklärt hatte. Nach einer Weile fingen auch andere Mädchen an, mich in der männlichen Form anzusprechen, so dass ich wirklich nicht mehr viel brauchte, um glücklich zu sein. Ich habe immer noch ein gutes Verhältnis zu einigen Leuten aus meinem Lyzeum, auch wenn jeder von uns nach dem Abitur seinen eigenen Weg gegangen ist.

Aber nicht nur in der Schule fand ich Gesellschaft. Schon während der Sommerferien meldete ich mich freiwillig für Gruppentreffen für LGBT-Personen an. Einfach, um uns gegenseitig zu unterstützen, zu quatschen, gemeinsam eine Tasse Tee zu trinken und manchmal irgendwo auszugehen. Früher hätte ich an so etwas nicht einmal denken können, weil ich nicht die Möglichkeit hatte, regelmäßig in die Stadt zu fahren. Als die Gruppe jedoch im Oktober aktiv wurde, begann ich, regelmäßig an ihren Treffen teilzunehmen. Dort hatte ich die Chance, mich zu öffnen und mit anderen meine eigenen Probleme zu teilen, ohne Angst vor Schikanen. Alle vierzehn Tage hatte ich das Gefühl, meine Familie zu besuchen, die ich mir selbst ausgesucht hatte. Zum ersten Mal hatte ich auch die Gelegenheit, eine andere Transgender-Person persönlich zu treffen – vorher hatte ich nur über einen Chat oder ein Internetforum Kontakt zu ihnen gehabt. Wir haben uns schnell angefreundet. Wir hatten gemeinsame Interessen und machten verrückte Sachen zusammen.

Auch wenn in meiner Lyzeumszeit nicht alles perfekt war, begann sich vieles zum Besseren zu wenden. Ich war froh, dass ich in einer Klasse gelandet war, in der mich niemand auslachte, auch wenn ich auf meine Art anders war als der Rest. Ich fühlte mich ruhiger, da ich die Gelegenheit hatte, andere Menschen kennenzulernen, die mit mir die Probleme von Minderheiten teilen. Als ich jeden Tag durch die Straßen der Altstadt ging, freute ich mich über das städtische Treiben, die bunten Schaufenster und die gelegentlich wechselnden Dekorationen. Das alles lag jedoch noch vor mir, denn die nächsten Jahre sollten sich für mich als merkwürdig ereignisreich erweisen.

Nachdem meine erste ernsthafte Beziehung in die Brüche gegangen war, gönnte ich mir eine Auszeit in Bezug auf Liebeleien. Meine Zeit war nicht nur mit Lernen gefüllt, sondern auch mit der Teilnahme an LGBT-bezogenen Veranstaltungen. Ich nahm an CSD-Paraden in verschiedenen Städten, an Diskussionen teil und besuchte Diskotheken usw.

Manchmal war ich als bescheidene, graue Eminenz aktiv, denn ich kannte die Leute, die auch solche Veranstaltungen organisierten, und half ihnen bei verschiedenen Dingen. Zu dieser Zeit versuchte ich, mein Selbstvertrauen aufzubauen. Ich wurde von keinen Lehrern gestört, die versucht hätten, mir ihre Überzeugungen aufzuzwingen; ich hatte Freunde jeden Alters und jeder Herkunft, die mich akzeptierten, ich fühlte mich wohl in meinem Körper, auch wenn er nicht perfekt schien. Und wenn man keine größeren Sorgen hatte, ließ man sich manchmal von der Verliebtheit mitreißen, aber dann fiel mir immer ein, dass nichts anderes so viele Probleme schaffen kann.

Die Geschichte, die ich jetzt erzähle, ist eigentlich meine Lieblingsanekdote. Ein Beweis dafür, dass das Universum mir eindeutig Streiche spielt, indem es mir ironische Ereignisse und Zufälle schickt. Ich weiß nicht, ob jeder manchmal diesen Eindruck hat, aber hin und wieder kommt es mir so vor, als würde ich von einem Schicksal heimgesucht. Aber zurück zur Sache...

Es begann schon vor dem Lyzeum. Ich wollte in die Stadt fahren, um ein Foto für meinen Ausweis machen zu lassen. Am Abend zuvor war ich schlecht gelaunt gewesen und hatte lange geweint, so dass ich auf dem Foto im Schulausweis überhaupt

nicht wie ich selbst aussehe, sondern als ob ich eine Augenkrankheit hätte. Und doch hat mir etwas den Tag gerettet. Als ich durch eine der Hauptstraßen der Stadt ging, kam mir ein hübscher Junge entgegen und schenkte mir ein unglaublich entwaffnendes Lächeln. Zumindest habe ich es so in Erinnerung. Er war mir schon früher aufgefallen, als ich ihn am Busbahnhof sah – lange schwarze Haare, dunkle Kleidung, Brille mit großem Gestell. Es war unmöglich, ihm keine Aufmerksamkeit zu schenken.

In der ersten Klasse hatte ich meinen Freundinnen von diesem Jungen erzählt. Es stellte sich heraus, dass sie ihn vom Sehen kannten und eine von ihnen mit ihm sogar manchmal im Bus fuhr. Wir waren uns alle einig, dass er ungewöhnlich schön ist. Wir wussten nicht, wie er hieß, also nannte eine meiner Freundinnen ihn Dominik, weil er sie an den Protagonisten aus dem Film «Sala samobójców» («Der Selbstmörderraum»)<sup>3</sup> erinnerte. Wann immer einer von uns ihn in der Stadt sah, erzählten wir es uns gegenseitig. Keiner von uns sah jedoch eine Möglichkeit, ihn besser kennenzulernen. Erst ein Jahr später erfuhr ich, dass er auf ein Lyzeum ging, das an der Weichsel lag. Alles dank dessen, dass eine meiner Leserinnen auf dieselbe Schule ging und ihn aufgrund meiner Beschreibung wiedererkannte. Manchmal erzählte sie mir von ihm, aber im Grunde genommen hatte sie zu ihm kaum Kontakt.

Diese Beziehung hätte nie zustande kommen sollen. Und doch haben sich unsere Wege gekreuzt. Ein Freund von mir und ich gingen zusammen zu McDonald's, und dort erzählte ich ihm, was für einen umwerfenden Jungen ich manchmal am Bahnhof sah. Er nickte verständnisvoll und aß langsam sein Eis. In dem Moment, als ich ihm erzählte, wie sehr der Junge mir gefiel, tauchte dieser ausgerechnet in der ersten Etage auf, wo wir saßen, und setzte sich mit einer Freundin ein paar Tische weiter.

Ich war aufgeregt wie ein kleines Mädchen und drehte völlig durch, als mein Freund sagte, dass er mit diesem Jungen zusammengearbeitet habe und ihn mir vorstellen könnte. Ich geriet in Panik und stellte fest, dass dies keine gute Idee wäre, schließlich würde ich mich schon auflösen, wenn ich ihn nur aus der Nähe sehe. Später habe ich mich doch dazu überreden lassen, ihn kennenzulernen.

Er nahm an offenen Treffen für Manga- und Anime-Fans teil. Als ich ihn dort begrüßte und mich vorstellte, schien es mir, als stünde die Zeit still, ähnlich wie mein Herz und mein Atem. Ich sah ihn erwartungsvoll mit einem beinahe dämlichen Blick an. Alle, die uns damals beobachteten, hätten mit Sicherheit sagen können, dass es ein bisschen wie eine Szene aus einem Film aussah und nur der letzte Ignorant damals nicht gesehen hätte, was ich für diesen Jungen empfand. Ich begann, jede Woche zu den Treffen zu gehen, damit ich wenigstens im selben Raum mit ihm sein konnte. Wir spielten zusammen Spiele und unterhielten uns. Andere Leute waren auch nett zu mir, aber in dieser Gruppe ging es mir einzig um seine

3 «Sala samobójców» («Der Selbstmörderraum») – polnischer Spielfilm aus dem Jahr 2011 in der Regie von Jan Komasa über die Erfahrungen polnischer Jugendlicher in der Schule und im Internet.

Aufmerksamkeit. Ich brachte ihn zum Bahnhof und wartete dort manchmal nach dem Unterricht auf ihn. Alles nur, um wenigstens fünf Minuten mit ihm zu reden. Ich erinnere mich, dass ich immer Schmetterlinge im Bauch hatte, wenn ich ihn in der Menschenmenge sah oder ihm eine Nachricht schrieb. Es war das erste Mal, dass ich so etwas fühlte, also dachte ich, dass es etwas bedeutet.

Jeder Moment, den ich mit ihm verbrachte, konnte mich unheimlich glücklich machen. Manchmal weinte ich jedoch in mein Kissen, weil mir klar war, dass wir nie mehr als nur Bekannte sein würden. Ich wusste, dass er sich zu Männern hingezogen fühlte, aber ich hätte nicht gedacht, dass er eine Person wie mich in Betracht ziehen könnte. Jedes Mal, wenn er sich nach großen Cis-Männern umschaute, tat ich so, als würde ich das nicht beachten, obwohl mir das sehr wehtat. Einerseits wollte ich ein einziges Mal in meinem Leben egoistisch sein und ihn ganz für mich allein haben, andererseits wusste ich sehr wohl, dass das völlig unmöglich war. Im Nachhinein betrachte ich diese Verliebtheit mit einem Augenzwinkern, denn sie kommt mir einerseits bezaubernd kindisch vor, andererseits weiß ich überhaupt nicht, was damals in meinem Kopf vorging, obwohl es ja noch gar nicht so lange her ist.

Einmal gingen wir eine heiße Schokolade trinken. Obwohl das am Valentinstag war, konnte man es kaum als ein Date bezeichnen. Für Mitte Februar war es nicht besonders kalt. Vielleicht hatte ich mich auch von den überall hängenden Herzdékorationen anstecken lassen, aber ich wusste, dass es ihm nicht so ging. Trotzdem hatten wir Spaß, zumindest denke ich das. Wir hatten damals viel Zeit für uns und redeten über uns selbst, die Schule, die Familie und solche Dinge. Wir spazierten an der Weichsel entlang und blieben an einem Spielplatz stehen. Wir verbrachten dort einige Zeit, schaukelten auf der Schaukel, leicht aneinandergeschmiegt. Damals gab ich mich wohl der Illusion hin, dass es zwischen uns eines Tages funken könnte. Schließlich hatten wir ein paar gemeinsame Themen, einen ähnlichen Sinn für Humor, vielleicht sogar einen ähnlichen Charakter. Ich weiß es selbst nicht. Wahrscheinlich habe ich damals alles an ihm idealisiert, daher sollte man meine Meinung nicht als objektiv betrachten.

Zwei Monate später war ich emotional völlig instabil und kam mit meinen Gefühlen für ihn nicht zurecht. Während einer längeren Ferienzeit hielt ich es nicht mehr aus und sagte ihm, dass ich ihn liebe, wobei ich mir durchaus bewusst sei, dass er diese Gefühle nicht erwidere. Er widersprach nicht. Ich hatte erwartet, dass er mich zurückweisen würde, aber in solchen Momenten hofft man wohl immer das Gegenteil. Ich nahm ihm nicht übel, dass er mich nicht als potenziellen Partner sah. Aber es verletzte mich, dass er sagte, er würde sich wahrscheinlich über meine Gefühle für ihn lustig machen. Das hat mich furchtbar deprimiert. Ich weinte und überlegte, ob ich irgendetwas tun könnte, um von der Erdoberfläche zu verschwinden. Einige Freunde machten sich Sorgen, dass ich mir etwas antun würde. Ich kann nicht sagen, dass ich damals nicht die Lust dazu gehabt hätte.

Mein bester Freund, den ich nur aus der Ferne kannte, bot mir an, zu mir zu kommen; er wollte versuchen, mich zu trösten. Wir kannten uns damals zwar schon seit drei Jahren, hatten uns aber nur zweimal bei Konvents gesehen, so dass ich nicht verstand, warum er beschlossen hatte, zu mir zu kommen. Vielleicht wurde seine

Entscheidung dadurch beeinflusst, dass er selbst zu Beginn des Jahres in jemanden verliebt gewesen ist und sich später herausstellte, dass diese Person seine Zuneigung nicht wert war. Meine Mutter war mit seinem Besuch einverstanden, und als er durch das halbe Land fuhr, um mich zu sehen, hoffte ich, dass seine Anwesenheit mich von den jüngsten Ereignissen ablenken würde.

Als ich ihn vom Bahnhof abholte, war es ein warmer Maitag. Wir gingen über die Brücke und liefen dann durch die Altstadt. Er bestand darauf, in ein kleines Café zu gehen, in dem sie Oreo-Latte servierten, und ich stimmte zu, obwohl ich zuvor mit dem Jungen, der mir einen Korb gegeben hat, dort Schokolade getrunken hatte. Mein Freund nahm sogar denselben Platz wie er ein.

Er hatte sich sehr verändert, seit ich ihn das letzte Mal gesehen hatte. Er war gewachsen und ist erwachsen geworden. Seine Stimme hat sich verändert. Er hatte zu rauchen angefangen. Er war auch selbstsicherer. Ich erinnerte mich daran, wie verschlossen er war, als ich das erste Mal mit ihm sprach. Ich nahm seine Hand, als wir am Tisch saßen und auf unsere Bestellung warteten. Ich tat dies eher unwillkürlich, weil ich mich mit etwas beschäftigen wollte. Erst ein paar Jahre später erfuhr ich, dass dieser Moment ihm sehr viel bedeutete, auch wenn ich mich kaum daran erinnern konnte.

Wir verbrachten einen schönen Abend zusammen, der mit einer Flasche Wein endete. Ich war richtig glücklich. Ich hatte den Jungen, dem ich ein paar Monate lang hinterhergelaufen war, völlig vergessen, ich schämte mich nicht mehr dafür und bereute es auch nicht. Mir schien, es sei im Grunde genommen alles in Ordnung, als ich meinen Kopf in den Schoß meines besten Freundes legte und er mich mit seiner großen, warmen Hand sanft streichelte.

Ich hätte nicht gedacht, dass an diesem Abend noch mehr zwischen uns passieren könnte. Mein bester Freund war auch schwul, und er fühlte sich, soweit ich wusste, nie zu mir hingezogen. Ich hatte nicht bewusst versucht, das in irgendeiner Weise zu ändern, also hatte ich nicht erwartet, dass er mich an diesem Abend zärtlich umarmen und mir das Gefühl geben würde, begehrt zu werden. Dieser Tag war sehr wichtig für mich, denn er machte mir klar, dass mein Körper im Grunde genommen keine so große Bedeutung hatte, wenn jemand von meiner Persönlichkeit, meinem Temperament und meinem Auftreten fasziniert war. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich gedacht, dass ich schon im Leben allein zurechtkommen werde. Der Wendepunkt war die Erkenntnis, dass ich jemanden brauchte, an den ich mich anlehnen konnte. Noch nie hatte mich jemand so akzeptiert wie er, deshalb verliebte ich mich bald Hals über Kopf in ihn. Wir führten eine Zeit lang eine Fernbeziehung, aber nach einer Weile überforderte uns das. Wir hatten beide psychische Probleme, ich verlangte von ihm mehr Engagement, wovor er Angst hatte; dadurch entstanden Spannungen zwischen uns. Am Ende haben wir uns eigentlich getrennt, obwohl ich nicht aufgehört hatte, ihn zu lieben. Obwohl ich es ihm lange Zeit übelnahm, dass ich mich erneut weggestoßen und unerwünscht fühlte, versuchte ich doch geduldig darauf zu warten, dass alles wieder gut wird und wir wieder zusammenkommen. Viele Leute hielten das für naiv und meinten, ich würde das Unmögliche versuchen. Ich aber war davon überzeugt, dass

ich ihm etwas bedeute – schließlich konnte man das nicht mehrere Monate lang vortäuschen, oder?

Ich gab mich meinen Interessen hin, wie ich es immer tue, wenn ich mit einem Übermaß an Emotionen nicht zurechtkomme; ich hatte keine Ahnung, was ich als nächstes tun soll. Meine Erfahrungen flossen in die Ereignisse der Erzählungen, die ich schrieb, ein. Manchmal wurden sie dadurch sehr persönlich, weil meine eigenen Probleme zu Problemen der Protagonisten wurden. Dadurch kam ich auf meine Weise mit ihnen zurecht. So kamen in meinen Geschichten oder Novellen nicht nur Transgender-Personen vor, sondern auch Menschen, die allein gelassen wurden, die ohne Gegenseitigkeit verliebt waren, die ihre Vergangenheit nicht bewältigen konnten. Die wichtigste Rolle in meinen Geschichten spielten meist die Gefühle. Meine Leser behaupteten, dass ich diese auf großartige Weise beschreiben würde. Das habe ich immer versucht, denn was ist eine Handlung, auf die die Figuren überhaupt nicht reagieren? Bloße Form ohne Substanz.

Auch wenn meine Beziehung zu meinem besten Freund furchtbar kompliziert geworden war, gingen wir trotzdem zusammen zu seinem Abschlussball. Ich verzichtete darauf, zu meinem eigenen Abschlussball zu gehen, weil ich nicht glaubte, dass ich mich dort wirklich amüsieren würde. Es lag mir aber viel daran, mit ihm zu einer solchen Veranstaltung zu gehen, deshalb drängte ich darauf, obwohl er sich erst sehr spät dazu entschloss. Für diesen Anlass bekam ich sogar einen neuen hellgrauen Anzug. Ich sah darin umwerfend aus, ebenso wie er in seinem dunkelblauen. Ich freute mich, dass wir die Gelegenheit hatten, gemeinsam bei einer solchen Veranstaltung aufzutreten. Obwohl wir unsere Zuneigung nie in der Öffentlichkeit gezeigt hatten, als wir noch ein Paar waren, schien es mir, dass in diesem Moment jeder wusste, dass wir zusammen gekommen waren. Niemand schaute uns komisch an, weil mit uns am Tisch noch zwei andere Jungs saßen, die zusammen gekommen waren, und ein Mädchen mit ihrem Freund – ebenfalls einer Transgender-Person. Es war eine ganz besondere Klasse.

Trotz meiner Bemühungen wollte die Kluft zwischen mir und meinem Ex nicht kleiner werden. Ich hatte den Eindruck, dass mit jedem Versuch zu klären, was zwischen uns passiert war, und den Grund dafür zu finden, warum es schief gegangen war, die Distanz zwischen uns nur noch größer wurde. Deshalb habe ich irgendwann beschlossen loszulassen, damit am Ende nicht alles verloren ist. Auch wenn ich keine Lust auf eine neue Liebesgeschichte hatte, weil ich mich mit dem Ende der vorherigen nicht abfinden konnte, wollte ich mich nicht einsam fühlen. Zu diesem Zeitpunkt geriet ich in eine wirklich schlimme psychische Verfassung, so dass ich die Aufmerksamkeit von jemandem brauchte. Ich wollte von Zeit zu Zeit hören, dass jemandem an mir etwas liegt, dass ich etwas für ihn darstelle und etwas bedeute.

Heute liegen die Dinge ganz anders. Als ich zu studieren angefangen habe, hatte ich das Gefühl, tief durchzuatmen. Zum ersten Mal hatte ich keine Probleme, mich zu akklimatisieren. Keiner stellte mir affektierte Fragen. Die Leute in meiner Studiengruppe haben mich so akzeptiert, wie ich war. Ich musste ihnen nichts erklären, sie haben einfach erraten, was los ist. Ich bin ihnen sehr dankbar für ihr

Verständnis. Letztes Jahr habe ich sogar ein Geschenk zum Männertag bekommen, zusammen mit dem Rest der Jungs. Ich wohne in einem Einzelzimmer in einem Studentenwohnheim, aber die Bewohner meiner Etage scheinen mich auch zu mögen, selbst wenn ich nicht gerade ein Standardstudent bin.

Während meines langen Aufenthalts zu Hause, der durch den Ausbruch des SARS-Cov-2-Virus verursacht wurde, verschlechterte sich meine psychische Verfassung ein wenig, aber nachdem ich mich mit Antidepressiva angefreundet hatte, ging es mir viel besser. Am Anfang war es schwer, aber bald fühlte es sich an, als hätte jemand ein Reset durchgeführt – all die schlechten Erinnerungen haben irgendwie aufgehört, mich zu belasten. Ich hatte keine Weinkrämpfe mehr, meine Stimmung war endlich einigermaßen stabil, ich geriet nicht mehr bei der geringsten Schwierigkeit in Panik. Ich nehme die Tabletten jetzt seit sechs Monaten und habe das Gefühl, dass ich langsam wieder lebendig werde.

Ich bin nicht mehr derselbe psychisch schwache und verschlossene Junge, der ich früher war. Ich habe immer noch sehr viele Ängste, aber ich lasse mir nicht mehr einreden, dass ich so männlich wie möglich aussehen muss, damit jemand überlegen muss, ob er meine Geschlechtsidentität respektiert oder nicht. Ich habe festgestellt, dass das Leben zu kurz ist, um in bestimmte Muster zu passen, zumal ich ohnehin schon aus ihnen ausgebrochen bin. Selbst wenn Sexualtherapeuten und andere Ärzte, die sich mit Transgender-Personen befassen, der Meinung sind, dass sich ein Transgender-Mann keine Haare wachsen lassen, kein Make-up tragen und nicht hübsch aussehen kann, werden sie ihre Ansichten revidieren müssen, denn ich werde mich nicht anpassen, selbst wenn ihre Diagnose davon abhängt. Viele meiner Transgender-Freunde haben sich die Haare kurzgeschnitten, um den richtigen Eindruck zu erwecken, und sie dann wieder wachsen lassen, nachdem sie ein Gutachten eingeholt hatten. Ich sehe keinen Sinn mehr darin, so zu tun, als ob, auch wenn es die Dinge für mich einfacher machen würde. Ich bin zu dieser Ansicht gereift.

Mein Leben verändert sich, ich verändere mich, und auch die Welt um mich herum verändert sich. Auch Standpunkte ändern sich, warum sollte das nicht auch mit der Art und Weise möglich sein, wie ich mein Geschlecht zum Ausdruck bringe, oder sogar die Art und Weise, wie ich mich dabei fühle? Ich habe den Eindruck, dass nichts wirklich fest ist. Es gibt Tage, an denen ich mich sehr männlich fühle, und es gibt Tage, an denen ich zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit schwebe, aber das ist für mich völlig in Ordnung.

Ich wache nicht auf und denke darüber nach, wie ich mich fühle. Ich stehe nur mit der Überzeugung aus dem Bett auf, dass ich mir einen Kaffee machen muss, denn das morgendliche Kaffeetrinken ist das Einzige, bei dem ich mir absolut sicher bin, dass es sich nicht ändern wird.

Ich möchte, dass heteronormative Menschen, die diesen Text lesen, erkennen, dass sich mein Leben überhaupt nicht von ihrem unterscheidet, falls sie es nicht schon wissen. Mein Alltag ist von ähnlichen Freuden und Sorgen geprägt. Ich wünsche mir nichts Besonderes vom Leben, außer dass ich jeden Tag in Ruhe so verbringen kann, wie ich es möchte. Ich befürchte, dass mir diese Chance genommen

werden könnte, da die aktuelle politische und gesellschaftliche Stimmung für jemanden wie mich nicht gerade positiv ist. Ich habe nicht das Bedürfnis, mich zum Opfer zu machen, aber ich werde auch nicht denen ausweichen, die mich fälschlicherweise für einen Perversen halten. Ich fühle genauso viel wie jeder andere. Ich weiß, dass es nicht zu rechtfertigen ist, jemandem Leid zuzufügen und ihn zu verletzen, schon gar nicht durch Angst und Vorurteile. Ich hoffe, dass auch andere dies bald begreifen werden, falls sie es nicht schon wissen.



## «Pamiętniki» Erfahrungen von LGBT+ in Polen

Gleichgeschlechtliche Liebe ist in Polen weitgehend ein Tabu. In den letzten Jahren haben zudem diskriminierende und zum Teil Hass schürende Kampagnen aus Politik, Kirche und Gesellschaft das Leben für queere Menschen in Polen schwerer gemacht.

Die Heinrich-Böll-Stiftung hat zusammen mit dem Institut für Angewandte Sozialwissenschaften der Universität Warschau im Jahr 2020 einen Wettbewerb ausgeschrieben, bei dem Betroffene ihre Erfahrungen in Form von «Tagebüchern» («Pamiętniki») einreichen konnten.

Eine kleine Auswahl dieser bewegenden Texte erscheint hier zum ersten Mal in deutscher Sprache. Es sind sieben Geschichten, die nach eigenen Regeln erzählt werden. Sie beschreiben oft Einsamkeit, aber auch die Entschlossenheit, selbstbestimmt zu leben.

ISBN 978-3-86928-255-8